



*Kloster Grüssau*

zum  
Winkel

# Wie ich die Heimat erlebte!

Ein Buch für Schönheitsfinder  
und Wanderer  
von B. Clemenz



Görlitz 1924  
Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger  
Akt.-Ges.

# Wie ich die Heimat erlebte!

Ein Buch für Schönheitsucher  
und Wanderer  
von B. Clemenz



---

Görlitz 1924  
Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger  
Akt.-Ges.





4094 S

ZBIORY SLASKIE

908 (438)

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

Druck der Akt.-Ges. Göttinger Nachrichten und Anzeiger.

Akt. V Nr. 278 / 70 / S

## Zur Einführung

**W**andern! / daran hängen heut Erleben, Bilden,  
Verinnerlichen, Erziehen, Wiederaufbauen!

Die Jugend will und soll die Heimat erleben, weil sie  
damit sich selbst bildet und erzieht!

Das Alter kann und soll wandern und erleben, weil es  
sich damit leistungsfähig erhält und Lust und Kraft zum  
Schaffen empfängt!

Diese Wanderungen sind große Erlebnisse und in ihrer  
Art nicht nur für einen engeren Heimatkreis, sondern für  
alle geschrieben, die sich mit der Theorie und der Praxis  
des Wanderns, der Heimatkultur, der Heimatkunst, dem  
Heimatschutz und der Heimatschule \*) befassen.

Ein Wunsch hängt an dem Buche: Möchten doch alle  
endlich erkennen, daß die Bodenständigkeit das einzige  
Mittel ist, die Menschen innerlich reich, freudwillig unter-  
einander und gemeinschaftswillig zu machen.

Möchte das Buch dazu ein wenig beitragen!

Liegnitz, im Dezember 1923.

Clemen z.

\*) Die Schule muß Heimatschule werden, eine unerläßliche Forderung, wenn wir die Erfahrungen und Erlebnisse einer großen Zeit für die Volkserziehung und Volksbildung verwerten wollen. Der „Volksbund Deutsche Heimat“ erstrebt die Durchführung des großen Zieles, in jeder Schule die Heimat zur Geltung zu bringen, ferner Einrichtungen zur Heimatforschung und Heimaterkundung zu schaffen. Anmeldungen beim Verfasser. Im übrigen sei auf das grundlegende Buch „Die Heimatschule, Aufbau, Wesen und Leben“ (2 Bde., Liegnitz, Schlesierzentrale) verwiesen. Für Schlesien ist die vom Verfasser herausgegebene illust. Heimatzeitschrift „Schlesien“ (1924 im 4. Jahrgang) sowie das „Jahrbuch der schlesischen Kultur“ (Schles. Heimatkalender, seit 1921) für die Sammlung aller Bestrebungen zur Heimatpflege bestimmt.



# Ein blühendes Walddorf

## Ein Frühlingsbild aus der Heimat

Nun sind erblüht die Weißdornhecken,  
Es prangt im Baumschnee jedes Tal,  
Nun muß sich neues Leben wecken  
Auch dir, mein Herz, nach Wintersqual.

**B**lühende Walddörfer gibt es eine Menge in unseren Landen, es blüht im buchstäblichsten Sinne jedes Tal, und der Zauber- kraft des jungen Frühlings widersteht auch der einsamste Mensch nicht; und selbst im Herzen des Schwergeprüften, dem der Winter ein Stück Hoffnung geraubt, flammt ein Sonnenstrahl auf — die Natur überwältigt uns schließlich alle. So ist es nicht bloß Augenlust und das Vergnügen am Schauen, wenn wir dem Locken des holden Knaben Frühling folgen und in „die Baumbüte“ ziehen, es ist ein heilsames Sehnen nach Natur, das Schöpfen aus dem Urquell, den ein Meister uns Menschenkindern überall und jederzeit darbietet.

Im Walde weben die Kräfte der Natur stärker als irgendwo, und die junge keusche Baumbüte ist vielleicht das Entzückendste, was der Jahreslauf bringt. Ein blühendes Walddorf ist daher eine Häufung von Naturschönheit. Meist geht die Reise nach unserm Süden, wo die längst bekannten Partien aufs neue hinlocken, und nur wenige suchen einsamere Pfade in die blühenden Täler im hügeligen Heide- lande. Auch hier sind mehr oder weniger bekannt Vorderheide, Neurode, Klein- reichen, Kaltwasser, Fuchsmühl, Kuchelberg, Langen- waldau. Sie alle empfangen die Besuche von fern und nah, denn sie sind am bequemsten zugänglich. Ich möchte aber die Aufmerksamkeit auf ein verschwiegene, stilles Walddorf lenken, das in seiner Welt- abgeschiedenheit nur selten eines Wanderers Fuß betritt. Es ist Fauljoppe im südlichen Teile des Kreises Lünen, unweit Vorderheide.

Wer sich die Liegnitz-Lübener Heide als eine einförmige Mischung von Sand und Kiefernwald vorstellt, der ist, kommt er in dieses Dorf, ganz überrascht von seiner idyllischen Lage und Schönheit. Diese Schönheit muß natürlich nicht im Kultursinne aufgefaßt werden, sondern als das eigenartige herzerfrischende Zusammensein von Unberührtheit und Romantik. Es gibt also nichts zu sehen, wie man Ausstellungen besieht, sondern zu schauen, wie die einfache Heide ihre kleinen Dörfer schmückt, entzückend erblühen läßt und die schlichteste Wohnung des Heidemenschen mit einem fabelhaften Schimmer und Glanz von unverkäuflicher, reiner Natur- pracht umgibt.

Hier wiederholt sich die Erfahrung, die schon mancher Naturfreund ausgesprochen hat: daß man die wahre Beschaffenheit der Heide nur kennen lernt, wenn man abseits geht vom Wege. Wer auf der Lübener Kunststraße pilgert, empfängt zwar auch schon die freundlichen Eindrücke des



auflebenden Waldes, und gerade im Frühling ist eine Offenbarung da, die späterhin schweigt: das Konzert der Waldvögel. Das lernt nur schätzen, wer jetzt hinauswandert in die Wälder, möglichst weit ab von Dorf und Stadt, und dann stille weilt im klangerfüllten Frühlingswalde, — dem zittert die Seele beim Aufjauchzen der Vogelstimmen, die niemand zum Zwecke singen, die sich selbst zum Lohne früh und spät ihre Kunst üben.

Aber wer nun unserem Wege folgt und etwa drei Kilometer hinter Neurode rechts seitwärts abbiegt, in die wenig betretene Waldstraße, die nach Fauljoppe führt, der kommt alsbald ins Land des Heidefrühlings. Kaum hat man die Waldgrenze abgeschnitten, da öffnet sich die Kiefernheide, und eine abwechslungsreiche, weite Landschaft liegt ausgebreitet, durchschnitten von der Bahn. Junge, weißstämmige Birken am grünrasigen Waldwege sind von hochmalerischer Wirkung. Man beachtet die kleinen Hügel von Feldsteinen, die der Ackersmann am Wege aufgetürmt hat, eine Anzahl ganz stattlicher Kerle darunter, die uns — wie lange noch? — an die Ursprünglichkeit dieser Heideländer erinnern. Dann unter der Bahnführung hindurch, und das Dörfchen liegt vor uns. Von fesselndster Bildkraft ist hier zunächst der hochstämmige Park, der eine vielfarbige Laubfülle aufrichtet, an sich schon eine Ueberraschung in der Heide, wo man nur Föhren vermutet. Dann erwartet uns aber ein Besonderes, das zu den kurzen Frühlingsfreuden gehört. In diesem Parkstreifen ist nämlich die Espe (*populus tremula*) in wahrhaft heroischen Exemplaren vertreten. Die Espe ist ein wilder Waldbaum, um den sich selten jemand kümmert. Aber ihr Lebensbild jetzt im Frühlinge ist etwas, was besonders empfunden sein will. Von unten bis oben schimmert sie in einem nur ihr eigenen Silberweiß, das mit den grasgrünen Behängen der daneben stehenden Birken und mit den dunkleren Tönen anderer Bäume scharf kontrastiert. Ihre Liebesperiode ist beendet, sie schmückt sich jetzt mit dem seltsamen Weißgrün ihrer beweglichen Blätter. Das sieht also schon ganz einladend aus, aber wer bis jetzt noch nicht überrascht war, den ergreift doch die Blütenpracht der herrlichen Kirichenallee, die er nun betritt. Einer *via triumphalis* gleich, führt sie durch die über und über mit Weiß beschütteten Reihen der schwarzstämmigen alten Bäume bis hin zum Dorfe. Hier möchtest du verweilen oder malen oder dichten oder träumen von dem, was dir solch ein Bild ins Herz spricht, von der Größe der Natur in der abgeschlossenen Welt, von der Segensfülle, die kein Winter zerbricht!

Und dann ziehst du durch das Dorf — erwarte keine moderne, keine imponierende Stattlichkeit — was hier auf uns wirkt, ist vielmehr das Gegenteil von der Gewalt etwa eines Bauerndorfes im Flachlande, es ist die märchenhafte Stille eines kleinen Walddorfes (180 Einwohner), die Romantik alter, kleiner Bauernhäuser, die unberührte Harmonie eines von der raschen Strömung des Lebens vergessenen Dorfes. Und über das alles stellst du die Schönheit der im Frühlings Schmuck prangenden Obstgärten, eine Schönheit, wegen der du ja auszogst, und die du hier



in dem schlichten Rahmen der Heidelandschaft schaut. Und Haus und Hof zieht sich bei jedwedem Gehöft ein Rosengarten, darauf die Pflaumbäumchen schwanken und die krummstämmigen Birnbäume blühen. Und wenn du in die Umgegend blickst, siehst du, daß jeder Weg von blühenden Obstbäumen eingefast ist, daß es überall hin zum schwarzen Walde schimmert, und daß es hier noch Weißdornhecken gibt, die sich gleichfalls im Brautstaate befinden.

So ist die Blütenpracht dieses Dorfes, für die Einheimischen vermutlich schon durch Gewohnheit erledigte Alltagsache, für uns etwas Feines und gar Liebliches, das die große Malerin Natur hier aufgerollt hat zum kurzlebigen Gemälde.

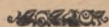
Ein kleines Gasthaus mit einem kleinen Garten findet man in dem Dorfe, aber nur selten ruht ein Fremder hier von seiner Wanderung. Wenn die Menschen mehr Zeit hätten, auszuruhen vom arbeitsreichen Leben, — das sind Orte, wo sie ausruhen könnten, nicht die tote Ruhe des Schlafes, sondern das erquickende Hinträumen, das Gemüt und Geist auffrischt.

Das Dörfchen mit seinem merkwürdigen Namen — 1414 heißt es Sawlen Jopin — bietet außer dieser Natur nichts Merkwürdiges. Nur der Park des Dominiums, den eine verständige Hand geschmackvoll mit Wegen und Hainbäumen, einem spiegelnden Teiche, in dem eine statuen-  
geschmückte Insel liegt, ausgestaltet hat, ist bemerkenswert; und am  
Ausgange des Dorfes steht ein kleines, neues Schulhaus mit der wirk-  
samen Inschrift:

Laß dein Ohr auf Weisheit achthaben,  
Und neige dein Herz mit Fleiß dazu.

Das ist alles, was von dem Dorfsidyll zu sagen ist. Wem es genug ist, in solchem Orte eine Zeit zu weilen, der nimmt etwas mit, was nichts kostet und doch kostbar ist: er hat ein Land voll Schönheit geschaut, und er hat seinen Sinn bereichert an Genußfähigkeit für das liebe, edle, zarte Gestalten der Natur. Eine Seele gehört freilich dazu, die die Sorgen des Alltags daheim gelassen hat, die empfänglich ist für solcherlei Frühlingsfreuden!

Noch eines muß zum Schluß erwähnt werden: Die Heide in ihrer sonderbaren Wildheit kommt uns auf dem Wege nach Süden, der nach Neurode führt, entgegen. Man sieht sie nicht auf den glatten Wegen, die draußen außerhalb des Waldes von Stadt zu Stadt führen. Aber hier fließt der feinste Staubsand unter jedem Tritt zur Seite, kein Pflänzchen hat in ihm Fuß fassen können, wild buckelt der einsame Heideweg bergauf und bergab. Geschmückt mit anspruchslosen Birken, die so gern die Waldwege säumen, erfüllt von stiller, sonniger Waldbluft, prägt solch ein Weg sich unvergeßlich ein, und das umsomehr, als man nach einem Marsche von 3 Kilometern wieder die Kulturbahn der Kunststraße erreicht, die den Fuß leichter schreiten läßt und das Gefühl erweckt, daß man in einem weltfernen Waldlande gewellt hat, das sich noch die träumerische Heideschönheit wahrte.





## Eine alte Holzkirche im Kreise Liegnitz

### Die katholische Kirche zu Altläßt bei Parchwitz

Die charakteristischen Holzkirchen Oberschlesiens sind in jüngster Zeit durch Beschreibungen und Abbildungen, die auch in größere deutsche illustrierte Zeitschriften wanderten, allgemein bekannt geworden. Viele sind inzwischen abgebrochen worden, um Neubauten Platz zu machen, eine Anzahl sind Altertumsdenkmäler und unter Heimatschutz gestellt worden, nachdem man sich wissenschaftlicherseits mit ihnen befaßte, indem sie als Zeugen ehemaliger Bauweise in das Licht der heimatischen Forschung gerückt wurden, u. a. von dem verdienstvollen Gelehrten L. Schulte, der die Entwicklung der Holz- und Steinbauten in Schlefien dargestellt hat.



Bild 1. Die malerische alte Holzkirche zu Altläßt bei Parchwitz

In der Liegnitzer Gegend sind noch einige Kirchen erhalten, die wenigstens teilweise aus Holz in alter Weise erbaut sind. Zu diesen



gehört an erster Stelle, weil der Holzbau überwiegt, die katholische Kirche zu Altläfst bei Parchwitz. Durch den Umstand, daß der Provinziallandtag 1500 Mark zur Wiederherstellung dieses Altertums bewilligte, rückte sie in den Vordergrund des Interesses.

Die Kirche bietet ganz das Bild einer oberschlesischen Holzkirche, nur daß hier der eigentliche Kirchbau nicht ganz aus Holz, sondern aus Bindwerk hergestellt ist. Wie bei den älteren Bauernhäusern Schlesiens sind für diesen Bau Gefache und Balkenlagen errichtet, die mit Bindwerk ausgefüllt wurden. Die Fenster bilden Gefache in diesem Holzgerüst, und zwar, was dem Kirchlein zu seinem eigenartigen Bilde verhilft, in zweistöckiger Anordnung; das verhältnismäßig große Dach des Gotteshauses besteht ausschließlich aus Holz; die Holzschindeln liegen in 15 Reihen und geben im Verein mit den gleichartigen Türmchen das charakteristische Bild in Grau. Auf dem First sitzt ein Dachreiter aus Holzplatten und mit Schindeldeckung. An der Westseite steht der ganz aus Holz gebaute merkwürdige Turm, der in gleichmäßiger Böschung vom Grunde bis zur Spitze eine Pyramide bildet, die etwa von der Firsthöhe des Gotteshauses ab als Schindeldach auftritt. Darunter sind die Fenster angebracht.

Lutsch gibt als Erbauungsjahr dieses Kirchleins 1714 an, was wohl ein Druckfehler ist, denn in dem Rahmen der Haupttür ist die Jahreszahl 1711 eingeschnitten. Damit kann auch nicht gesagt sein, daß dies die erste Kirche des Ortes gewesen ist, da eine solche bereits für das Jahr 1437 urkundlich erwiesen ist. Außerdem bezeugen einige noch heute vorhandene Altertümer ein höheres Alter. Als im Jahre 1217 die Pfarrbezirke der Pfarreien des Klosters Leubus abgegrenzt wurden — übrigens die erste bekannte Pfarrsprengel-Einteilung Schlesiens — gehörte Altläfst zur Pfarrei Städtel Leubus, was heute noch so ist. Dieser Umstand an sich beweist allerdings nicht, ob schon eine Filialkirche vorhanden war. Dies trifft erst für das 15. Jahrhundert zu. Außer der Urkunde von 1437 wird für 1448 die freie Hufe erwiesen, „on gelegin ist zwuschen der wedeme (Widmut) und dem gerichte zum aldem Laß“.

Sehen wir uns nun das altertümliche Kirchlein etwas genauer an, so beachten wir zunächst den Zierbeschlagn an der Haupttür. Man tritt in eine Vorhalle, in der zwei alte Gemälde hängen, die weniger ihres Kunstwertes als ihrer Darstellungsweise und ihres Altertumswertes zu würdigen sind. Das eine, kleinere, stellt einen eine Seelenmesse lesenden Priester dar und zugleich in recht drastischer Weise die Wirkung des Opfers für die Seelen im Fegefeuer. Das andere Bild ist ein Muttergottesbild, Maria mit Heige und Kind, und ist als Schenkung mit Unterschrift interessant; letztere lautet in heutigem Deutsch:

„Bei Zeiten des ehrwürdigen, in Gott andächtigen Herrn Mattheus Rudolf habe ich, Melchior Freudenberg, Kelterknecht, und meine Hausfrau Margarete Klinkertin dieses Marienbild in dieses Gotteshaus malen lassen zu einem Gedächtnis, anno 1620, den 30. Januar.“

Das Hochaltarbild, Maria mit dem Gekreuzigten darstellend, ist künstlerisch wertvoller; es erinnert in den Gesichtszügen und in den



Sarbentönen sogar an die Willmannschen Gemälde in Leubus. Der Hochaltar selbst hat mit seinen schönen Barockformen und weißen Engeln gestalten entschieden Kunstwert. Altertümlich in der Ausführung sind Kruzifix und die Figur des Auferstandenen, die für die Osterzeit bestimmt sind.

Die aus dem Ende des 16. Jahrhundert stammende Kanzel ist vielleicht das wertvollste Altertum der Kirche, sowohl in ihrer Form, wie auch wegen der ornamentalen Malereien, wie solche auch die beiden am Presbyterium stehenden Bänke zeigen. Am Kruzifix, das an der ersten Bank am Schiff steht, ist ein sehr altes koloriertes Wallfahrtsbild aus Hochkirch bei Glogau angeschraubt; es trägt die Unterschrift (wörtlich): „Uhraltet Gnadenbild U. L. Fr. in Hohenkirchen in Schlesien in dem Großglogauischen Fürstentum“.

In der Sakristei befinden sich drei alte Bilder von Wert, eins auf Leinwand gemalt (mit langen Inschriften) und zwei auf Holz gemalte. Ferner ist über der Sakristeitür das Bruchstück eines Gemäldes angebracht, das eine längere, auf Leubus bezügliche lateinische Inschrift (11. Jahrhundert) zeigt.

Auf dem Dachboden befinden sich ein alter Pontifikalstuhl, zwei große Gemälde (Christus am Kreuz und die Verehrung des Gekreuzigten) sowie mehrere Altarversatzstücke mit bunten Malereien.

Die Orgel ist neueren Datums und stammt von Walter in Guhrau. Seit längerer Zeit war das Schindeldach undicht, und war es daher zu begrüßen, daß eine Erneuerung stattfand. Das Kirchlein verdient, so wie es ist, erhalten zu werden. Es ist ein Charakterbau, wie er in unserer Gegend nicht ein zweites Mal vorkommt. Wer es in angemessener Entfernung betrachtet, wird die seltsame Gestalt des Gotteshauses empfinden. Es verleiht dem schmucken Bau ein merkwürdiges Gepräge. Rings ist es von einem kleinen Gottesacker umgeben, der durch einen Zaun abgeschlossen ist. Birken, Fichten und Lebensbäume rahmen das Ganze zu einem malerischen Bilde.

Die Gegend, in der Altfläzt liegt, ist dem Oderwalde benachbart. Ehemals mag auch in der Nähe noch mehr Wald gewesen sein; der Name bedeutet Walddorf; 1339 wird ein Dorf Queckowicz genannt, das in dem heutigen Altfläzt aufgegangen ist.

Ehedem zog die Kachbach, die heute nördlich des Dorfes fließt, krumme Bahnen, wovon noch der alte Kachbacharm Kunde gibt, der in unmittelbarer Nähe der Kirche quer durch das Dorf zieht, und der sich bei jedem Hochwasser mit Wasser füllt. Die Niederung bis hin zur Oder — 2 bis 3 Kilometer — ist der Ueberschwemmung stark ausgesetzt. Dafür bieten die breiten Wiesen ein schönes, weites Wiesenbild.

Drüben schaut die hochgelegene Pfarrkirche von Städtel-Leubus weit ins Odertal, und die breite Front des Klosters ladet zum Besuche ein. Man verbindet also am besten eine Besichtigung der Altfläster Kirche mit dem Besuche von Leubus. Die Bahn bringt uns nach Parchwitz, von wo aus man auf guter Straße 3 Kilometer bis Altfläzt und dann noch 4 Kilometer bis zur Oderfähre hat.



## Dörfer — abseits!

„Hinter den Bergen wohnen auch Leute!“

Es soll sehr von Nutzen sein, das Sprichwort zu kennen; es bewahrt vor Ueberschätzung des eigenen Ichs und vor Unterschätzung des Unbekannten. Namentlich im geschäftlichen Leben soll man das Ferne, auch wenn es uns garnicht bekannt ist, niemals gering schätzen. Aber das soll hier nicht ins Auge gefaßt werden, sondern die landschaftliche Kenntnis, die uns beim Wandern wird, und die sich so sehr wenig auf die Dörfer abseits, auf die Menschen, die hinter den Bergen wohnen, erstreckt, da wir unbegreiflicherweise immer wieder die Heerstraßen ziehen, die wir längst kennen. Darum ein paar Worte zugunsten der Dörfer — abseits!

Es gibt nichts Schöneres in der deutschen Landschaft als das baumumhegte Dorf, hinter Hügelwellen geduckt, mit altfränkischen Giebeln vorsichtig aus dem Verborgenen hervorlugend. Man wandere auf der weiten Erde, wo man immer wolle: weder die stadähnlichen Siedelungen der Romanen, noch die hoffnungslosen Dorfbilder der Slawen, nicht die Farmen der Neuen Welt, noch die gänzlich anders gearteten Landsiedelungen beispielsweise Englands halten den Vergleich mit der schönen Traulichkeit und den Wohlstand verratenden Nettigkeit der deutschen Bauerndörfer aus! Keine Macht der Erde ist imstande, äußere Kultur aufs Land zu bringen, wenn die innere Kultur fehlt, oder, wie es in England der Fall ist, zu scharfe Gegensätze sozialer Art äußerlich auszugleichen. Das aber ist und hat das deutsche Dorf: Wohlstand, Frieden, Ordnung, Sauberkeit, harmonische soziale Zustände und — Schönheit!

Denk ich dein, du liebes Dörfchen,  
Schau ich auf ein trautes Bild:  
Kleine Häuschen, bunte Gärten,  
Alles rings in Duft gehüllt,  
Du mein Dörfchen aus der Ferne  
Grüß ich dich vieltausendmal!

Wie viele mögen nicht gleich dem Dichter dieser Zeilen im fremden Lande also gedacht, empfunden haben! Größere Berge, wildere, packendere Naturbilder gibt es anderswo, auch an prachtvollen Kunststätten und großartigen Stadtbildern fehlt es dem Auslande nicht — nur das Dorf, das liebe deutsche Dorf, das macht man uns nicht nach. Das Dorf mit seinen scheinbar regellosen und doch so planvollen Grundrissen, das deutsche Dorf mit seiner zufriedenen Ruhe und gesunden Beschaulichkeit, das Kirchdorf mit seinem alten Kirchturm, der wie ein Ewigkeitsbild hoch über das Alltägliche, Niedere hinausragt, höheren Zielen und weiteren Horizonten Ausdruck verleihend! Wie eine kindlichfrohe und doch ernst weilschauende Mutter Kindlein um sich her versammelnd!



Abendfriede! — Im letzten Leuchten verbleichenden Sonnenschimmers  
schwingen Glockentöne über Feld und Wald, die Rastlosen heimrufend;  
Bauer, Pflug und Tier ziehen die blühende Linie hinab zum Heimfrieden  
— welch ein Bild voll Anmut, Schönheit und Glück!

Hoch vom alten Kirchlein nieder  
Klingt ein sanfter Glockenton,  
Schwingen leise Abendlieder  
Andachtsvoll zum Himmelsthron;  
Du mein Dörfchen, für dich send ich  
Mein Gebet zum Himmelszelt.

Ihr kennt auch den Gliederbusch am Dorfzaun am Eingang, wo es  
sich so prächtig plaudert, wenn man sich nach der Arbeit trifft; und die  
Dorflinde vorm Hause, wo man von rechts und von links auf ein  
Stündchen vor dem Schlafengehen zusammenkommt, bis der Mond sein  
gleißend Licht auf die stille Dorfstraße gießt! Ihr saht auch die Wind-  
mühle am Berge — du Zeuge verschwindender, behaglicherer Zeiten, ihr  
grüßt ihn, grüßt das freundliche Gesicht, das aus dem Fensterchen bestäubt  
euch junickt! Feierlich wirds euch, wenn ihr, die Dorfstraße wandelnd,  
am Friedhofs vorüberkommt, wo die Geschichte des Dorfes, die Leiden  
und Freuden der Vergangenheit, begraben liegen! Euer Stolz ist die  
schöne Kirche, wo der Festtag Erquickung bringt, ist das patriarchalische  
Pfarrhaus mit dem alten Garten, wo die Nachtigallen noch schlagen, und  
ist das wohlgeordnete Schulhaus, wo auch Jugenderinnerungen kommen!  
In eurem Gasthaus, dem behäbigen „Kruge“ oder der „Kreuzschänke“  
oder dem „Lindenkretscham“ schmeckt euch beim witzigen Geplauder Pfeife  
und Trank noch am besten, und ihr haltet noch darauf, daß eure Gärten  
und Obstgärten erneuert werden zu rechter Zeit; ihr seid wohlgestimmt,  
wenn eure Frauen und Mädchen darin Gemüse ziehen für euren Tisch,  
und ihr zeigt mit Stolz dem Fremden eure Obstbäume!

Das alles ist nichts Besonderes, nichts Künstliches, sondern euch  
Eigentümliches, Echtes, und das muß so sein, weil ihr deutsche Bauern seid,  
die sich nicht so leicht entfernen von der Väter braven Sitten!

Manchmal hat dein Dörfchen einen besonderen Reiz, ein Schloßchen,  
das altersgrau ist, so lange ihr es kennt, und das neben Kirche und  
Schule zur höheren Welt gehört, von der man sich am Ofen erzählt,  
wenn die Schneeflocken draußen wirbeln. Oder ihr schmückt die Dorf-  
straße mit Bild und Zier, und der Sohn ließ erneuern, was die Väter  
in frommem Gebrauch errichtet. Oder euer Dorf trägt einen historischen  
Namen, und ihr tragt dem Gaste, dem fragenden mit Stolz vor, wessen  
man euch einst unterrichtete, vielleicht war eurer Väter einer „auch dabei“!  
Oder euer Dörfchen liegt am blanken See und ihr sprecht:

Ich schaute Gebirge, gar hoch und her,  
Ich fuhr auf dem wilden, wogenden Meer;  
Die Großstadt sah ich, den mächtigen Strom,  
Und stand auch im stolzen, hochragenden Dom.  
Wohl hat, was ich schaute, den Sinn mir erfüllt,  
Wohl trug ich nachhause manch herrliches Bild;  
Doch trag ich im Herzen, wo immer ich geh,  
Nur eines: mein freundliches Dörfchen am See.



Solcher Dörfer Schönheit zu schauen, solchen Heimatstolzes Würde zu erkennen, ist unser Schlesierland gerade recht. Da ist das Dörfchen am Waldessaume, das Dorf am See, am Bergeshang. Hinter jedem Hügel grünen die Wiesen, blühen die Alleen, singen die Aecker, und hast du ein Dörfchen verlassen, grüßt schon der nächste Kirchturm. Und überall freundliche Menschen, die gern mit uns reden, wenn wir nur natürlich und redlich mit ihnen anfangen zu plaudern. Die Alten, die wortkargen, selbst, sie werden gesprächig, wenn man menschliche Saiten rührt; spricht ihr vom Menschenglück — oder Unglück, vom Wetter oder von der Ernte, vom wohlgenährten Vieh oder vom blühenden Weizen, so werden sie euch Bescheid tun. Vielleicht springt gar eine Quelle, die lange verschlossen, auf, und ihr vernehmt mit wenig Worten ein ganzes Geschick. Immer aber schmückt die Liebe zur Heimat das graue Haupt, und schon oft hörte ich: „Dort oben will ich begraben sein, wo meine Mutter ruht!“

Und blüht nun die Linde, dann treibts mich hinaus,  
Muß wiederum kommen ins Vaterhaus,  
Zu schauen, wie der Mondenstrahl Brücken baut,  
Zu hören der alten Glocken Laut,  
Zu träumen wieder der Kindheit Traum  
Beim Säuseln der Blätter im Lindenbaum.  
Denn deckt auch mein Haupt schon des Alters Schnee,  
Jung wird mir das Herz doch im Dörfchen am See.

Von Dorfpoesie regt es sich am merklichsten, wenn man abseits geht — hinter den Bergen. Da sind die Wege und Bäche noch nicht streng graduirt, da ließ man noch die Weiden und Hecken stehn, da hat die Linde noch Platz und die Eiche, dort steht noch manch altes Haus im altschlesischen Stil mit hohem Giebel und mit lustigem Fachwerk, und dort schätzt und schützt man den Storch noch als unentbehrlichen Mitbewohner. Und hat man erst einmal die Scheu vor unbekannten Wegen überwunden, ich wette, man findet, daß diese Wege zur Schönheit führen! Und nun sei auf ein paar Dörfer abseits aufmerksam gemacht, die solcher Art sind. Da ist hinter W a h l s t a t t eine grüne Aue mit Busch und Wieje, namentlich mit viel Obst und mit reizenden Dörfchen, wie ich sie selten sah, auch wenn ich alles zusammennehme: die Lage, die Frische, die Altertümlichkeit, die Behaglichkeit, die Wohlhabenheit. Selten schon macht der Besucher die paar Schritte zur Kolonie Janisch, und doch ist diese kleine Siedlung von malerischem Reiz. Am Hang der Höhe hin zum Tal der Weidelache gelegen, mit kleinen ältern Häusern mit hübschen Obstgärten und mit entzückenden Ausblicken zum Gebirge hin, nach Jauer und seinen fruchtbaren Gefilden. Und dort ist, von nicht vielen gekannt, ein Ort, den ich wie wenige stimmungsvoll fand im Lande ringsum: unter vier Birken schlummern, im Tode vereint, acht Krieger von 1866, Gefallene des Bruderkrieges, Preußen und Oesterreicher — ein schöneres Grab hat kein Held als diese acht, an diesem herrlichen Punkte einer schönen Natur und in dem weltgeschichtlich geweihten Boden. Ein Obelisk verkündet ihre Namen, Freund und Feind, der Nachwelt.



Nur ein Viertelstündchen gegen Südost, und wir sind in Raishmannsdorf am Hange zum Weidelachetale, ein blühendes kleines Dorf in idyllischer Lage. Wenden wir uns von hier aus weiter nach Südosten, so kommen wir nach Strachwitz auf halber Höhe der bergigen Landschaft und mit entzückenden Panoramen über das wiesenreiche Flußtal. Hier wie in dem eine halbe Stunde entfernten Pohlwitz erfreut uns der Anblick prächtigen Obstes: Pohlwitz zählt nicht weniger als 1300 Pflaumbäume! Oder man wendet nach Liebenau im Talgrunde, und man hat ein Urbild eines altschlesischen Dörfchens mit Mühle und altem Schloß vor sich. In der Nähe auch ein Basaltbruch. Wer nun zwei malerische Dörfer sehen will, dem empfehle ich die Wanderung nach Bischdorf und Rosenau. Ersteres, ein kleines Gutsdorf an der Weidelache, hat, wie Liebenau Beziehungen historischer Art zu Liegnitz; beide Güter gehören zu den Fundationsgütern der Ritterakademie. Das „Abseits“ spürt man in allen diesen Dörfern wie ein Labsal; und es ist erstaunlich, wie schnell diese Atmosphäre schwindet, wenn die moderne Kultur auf der Kunststraße ins Dorf geeilt kommt. Es ist, als ob sich dann mit einem Male alle Geister der Poesie, des Märchens, der Romantik, der Idylle entfernten, um in noch weiter abgelegenen Orten Zuflucht zu suchen. Die interessante Wahrnehmung kann man jetzt mehrfach machen. Rosenau ist noch nicht so weit; wenn es auch seine Dorfstraße gepflastert hat, so behielt es noch das Ursprüngliche, Idyllische seiner Natur, woran auch die paar Drahtzäune u. ä. Dorffremde, das mit derartigen Erneuerungen einzuziehen pflegt, einstweilen nichts abbrechen. Das stattliche Dorf (1910: 354 Einwohner) hat noch seine guten altmodischen Bauerngehöfte, seine Obstgärten, sein altschönes Renaissanceschloßchen, und es zeigt in allen Stätten die pflegende Hand des schlesischen Bauern. Ringsum prächtiger Gemüsebau auf dem linden Boden. Dem Landmann muß ordentlich feierlich zumute sein, wenn er bei der Feldarbeit auf die reizvolle Umgebung blickt; Wachberg, Birken- und Lämmerberg wölben sich schützend gegen das Dorf. Von Rosenau erreicht man auf herrlicher Kirchallee in einer halben Stunde Neudorf, ein stattliches Bauerndorf (1910: 465 Einwohner) an der Jauerschen Chaussee.

Eine zweite kleinere Gruppe abgelegener Dörfer ruft uns in die Heide. Es sind Thiergarten und Würtsch-Helle. Man erreicht sie von Kuchelberg aus an der Windmühle vorüber. Es sind unverbildete Heidedörfer, deren Lage am Rande der Liegnitzer Forsten ihnen den Charakter gibt. Die Landschaft ist hier ziemlich bewegt und bietet von einigen Punkten wunderschöne Ansichten des Panoramas von Gesamt-Liegnitz mit dem blauen Gebirgshintergrund. Kein Wunder, daß der vertraute Naturfreund sich hier stillschweigend verbirgt, derweil auf der Kunststraße das große Leben hinbraust!

Zu den gehüteten Dorfbildern gehörte bisher auch das Waldranddorf Hummel, das nun seit der Chausseierung (1913) ebenso wie Schönborn und Bienowitz den begehrten „Anschluß“ gefunden hat und sich entsprechend verändert. Doch geht das ja nicht so schnell, und so bieten diese



drei Dörfer noch mannigfaltige Reize. Zu empfehlen ist jedenfalls ein Besuch von Buchwäldchen und Klein-Reichen, Walddörfer, denen die zahlreichen Fischteiche eine ganz eigenartige Natur verleihen.

Im Osten von Liegnitz verbleiben etwa Barschdorf und Hünern und im Westen die reizenden Kleindörfer Johnsdorf und Grosnig als die letzten Asyle der Naturidylle. Im übrigen ist der Liegnitzer Kreis wohlchaussiert, was ja im Verkehrsinteresse zu begrüßen ist. Der Wanderer hat freilich seine eigenen Interessen, und die betreffen ausschließlich die Werte, auf die man leider keine Hypotheken aufnehmen kann!

Dörflein, dir geh ich nicht vorbei  
Rastlos am Wanderstecken,  
Lodäst mich zu deiner Siedelei  
In blühenden Weißdornhecken.  
Baumgärten rings und Ackerflur  
Mit jungen grünen Saaten,  
Der Kirchturm mit der Sonnenuhr  
Ein wenig schief geraten. (J. Wolff.)



## Unser Gebirgspanorama

inen Vorzug hat Liegnitz vor allen schlesischen Städten voraus — den des schönsten Gebirgspanoramas! Vergleichen wir daraufhin andere schlesische Städte, so ist Breslau nur in den seltensten Fällen in der Lage, einen Schimmer der mittelschlesischen Gebirge zu schauen. Görlitz hat ein schönes Gebirgsbild, das jedoch mehr lausitzische als schlesische Motive enthält. Lauban, Hirschberg, Jauer, Goldberg, Schweidnitz liegen schon zu sehr selbst im Gebirge drin, als daß sie eine größere Rundschau über das Gebirge aufzuweisen hätten. Ich vergleiche die Lage von Liegnitz mit der Münchens zu den Alpen: Nah genug, um deutlich Einzelheiten sehen zu können, — entfernt genug, um Weite des Blicks zu gewähren. Nur unter solchen Voraussetzungen kommt ein großes Panorama zustande! Ich wundere mich, daß noch kein Geschäftsmann auf den Gedanken gekommen ist, ein übersichtliches Panorama, gesehen von Liegnitz, anfertigen zu lassen, um Dervielfältigungen davon in den Handel zu bringen. In München werden derartige Panoramen, die lehrreich und anziehend zugleich sind, viel gekauft. —

An einem der schönen Tage, deren Barometerstand nicht allzu hoch sein darf — jedenfalls nicht viel über 750 Millimeter, auch darf nicht zu viel Druk vorhanden sein, sonst gibt es kein tief genug reichendes Panorama, — also an einem der schönen Frühjahrs- oder Herbst-, seltener Sommertage, schauen wir von der Siegeshöhe, unserer großen Aussichtswarte, hin auf das Gebirge: eine Fülle von Bergen und Bergzügen zeigt sich dem erfreuten Auge, das blickend hin und her schweift, um all die glänzenden Hochwerke der Schöpfung zu fassen! Bald ist es die wundervolle Linie der Umrisse, bald die wechselnde Färbung der Wälle und Mauern, der Klohe und Pyramiden, bald ist es die Zusammensetzung der verschiedenen Kulissen, als welche sich die näheren oder entfernteren Gebirge darstellen. Mit einer Vierteldrehung erblicken wir ein Landschaftsbild von mindestens 180 Kilometern Ausdehnung, den Kern des ganzen schlesischen Gebirgslandes! Man suche eine zweite Stelle im schlesischen Flachlande, die gleiches böte!

Da ist rechts der Vierkant des Grödißberges, der als Türmer vorgeschoben ist und Wacht hält. Dann folgt mit keckem Ruck der Kegel des Probsthainer Spitzberges, der wie der Zahn eines Dinosauriers in die Luft sticht. Als wollte er beweisen, daß sich unter den Bergen wie unter den Menschen nur die Gegensätze angenehm machen und auch nur diese sich anziehen, wölbt daneben der benachbarte Wolfsberg bei Goldberg einen rundlichen Buckel zum Himmel. Bei klarem Wetter sehen wir die beiden großen Schrunde, welche der Geschäftssinn des Menschen zwecks Gewinnung des Basaltschotter ihm angefügt hat! Mit gewaltigem Anlauf steigt sodann eine riesige Rampe in der Mitte unseres Bildes auf, sich



mehr und mehr gegen Osten hehend, in immer steilerem Aufstieg endlich den markanten Klotz des Sargberges bildend. Darauf eine Lücke, — dann neuer Anstieg: diesmal mit schneller Wucht zum Gipfel des Willmannsdorfer Hochberges aufbäumend. Der lustige Schopf auf dem Gipfel des sonst ziemlich waldlosen Berges bietet ein unverkennbares Zeichen. Das ist gewissermaßen der Herr des Bober-Katzbachgebirges, soweit es sich dem Blicke von hier aus entrollt. Die Natur baut nicht selten symmetrisch, aber sie wiederholt sich nicht. Der östliche Flügel des Katzbachgebirges bietet ein wesentlich anderes Bild: eine wellenförmig langgezogene Linie, die uns schon so nahe ist, daß wir die zum Himmel stoßenden Wipfel der Fichtenwälder einzeln erkennen, — die dunkelblaue Grenzlinie des Hefbergzuges, der bei Jauer aufhört. Hinter diesem Mittelgrunde erglänzt im Silberschein des Hochgebirges, scheinend oder seiend, die große Linie des Riesengebirges, das wie ein zarter Schimmer, aber in bestimmte Formen gefaßt, den einzig schönen Hintergrund des großen Panoramas bildet! Siehe, direkt links neben dem Schopf des Wilmannsdorfer Hochberges die kühne Pyramide der Schneekoppe, weiter rechts blinken die Schneegruben, am weitesten rechts das Hohe Rad. Wie sich das gewaltig zum Himmel hebt, einem Hochaltar gleich, für ein Riesengeschlecht zur Opferstätte gewölbt! Durch die Hintereinanderschlebung muß das Auge schließen: das ferne Gebirge muß ein vielgestaltiges Gebirge sein.

Weiter links verfolgen wir die Flucht des Boberkatzbachgebirges in die Ferne, es entschwindet uns, wir können ihm nicht folgen. In die entstandene Lücke schieben sich nun die beiden Wahrzeichen des Waldenburger Gebirges, der Hochwald und der Sattelwald. Beide deuten an, daß wir in ein ganz anderes Gebiet der Erdgeschichte blicken: langgezogene Linien bis jetzt; reckige, zackige, stoßweise Buckel und Hörner nun! Was nun folgt ist ein Konzert der Gnomen, die unter der geheimnisvollen Erde ihr Spiel treiben: in wilden Trompetenstößen künden sie uns an, daß unsere Erde weder tot ist, noch war, sondern daß sie Leben besitzt, das uns gewaltige Rätsel aufzugeben vermag! So zackig, so sägeförmig reihen sich mindestens sechs der eruptiven Recken aneinander, zu einem ganz charakteristischen Bilde tertiärer Revolution! Eine lange Linie wellenförmiger Hügel stellt die Verbindung mit dem folgenden her. Das ist ein Dom, ein Altar, ein Wall eine Mauer, ein Opfertisch, jedenfalls etwas ganz Besonderes an Ruhe, Abgeklärtheit und wuchtiger Einförmigkeit, — das Eulengebirge! Mein Auge ruht lange auf diesem Altar, stumme Huldigung dem Baumeister dieser Wunder zollend! Ferner und ferner, zarter und dünner werden die Umrisse, doch wir schauen noch etwas von den Warthaer Hügeln, Luftlinie nicht weniger als 100 Kilometer!

Schwer und erdrückend liegen die Hauptlinien des Mittelsaßes auf uns, und wir fühlen uns überrascht, wenn wir, den Kopf etwas nach links wendend, entdecken, daß nun noch ein Gegenstück zu dem einleitenden Westflügel folgt: Lustig wie spielende Kinder tanzen nunmehr die

Striegauer Quärge heran, in tiefblaueren Kleidern sich uns nähernd! Aber da droht ihnen Vater Zobten, gebietet ihnen Halt und schiebt sie schonend beiseite! Er, der geruhsamste von allen, will das letzte Wort haben, er, der breithingelagerte, hält die äußerste Wache vor dem Riesenbilde im Osten!

Vom Grödißberge bis zum Zobten, welche gewaltige Fülle in einem Blick, — rund 200 Kilometer lang zieht sich dieses Rundbild hin, Isergebirge, Riesengebirge, Waldenburger und Eulengebirge sowie die Vorgebirge einschließend. Wundervoll gegliedert in drei Teile, ein gewaltiges Mittelstück mit zwei Flügeln, symmetrisch fast gebaut und malerisch in einen großen Hintergrund (Riesengebirge), einen breiten Mittelgrund (Boberkaßbachgebirge) und einen anmutigen Vordergrund (Hügelgelände an der Kaßbach) gegliedert!

Wer die Farbenspiele der wechselnden Beleuchtungen betrachten möchte, könnte die Beziehungen zwischen Bau und Bild, Pflanzenkleid und Erscheinung, Tiefe des Grundes und dem Nebeneinander der Dinge ins Auge fassen und herausstellen, — wir wollen uns damit begnügen, wie einfältige Wanderer das zu sehen, was sich dem Auge aufdrängt, aber wir wollen nicht vergessen, daß das, was wir so sahen, — unsere Heimat ist!

Wie herrlich ist die Welt, wie schön!  
Heil ihm, der je sie so gesehen!





## Die schöne schlesische Stadt

 In einer kleinen schlesischen Stadt kehrte ich um die Weihnachtszeit ein, von einem Drange nach Erleben geführt. Im Tale grauten die Felder in freudloser Nebelwitterung, aber im Gebirge oben fielen weiche Flocken und hüllten Wälder und Höhen in einen weißen Mantel. Als der Zug hielt, stand er in einem Lichtermeer, ein Funkeln und Schimmern am Bahnhof, der in frischem Schnee schwamm, wie ich es seitdem nie wieder gesehen. Neuschnee und frisches strahlendes elektrisches Licht! Wer stundenlang nichts weiter getan, als die Gegend betrachtet, der findet sich nicht so schnell in die glänzende Wirklichkeit zurück. Ein Mann faßte mich am Ellbogen und fragte mich, ob ich mit seinem Schlitten fahren wolle (O, was für höfliche Leute waren wir doch früher! einst!), natürlich wollte ich. Die Schönheit des nächsten Stadtbildes wäre mir auch als Fußgänger bewußt geworden, aber nimmermehr hätte ich die wunderbare Empfindung des Unirdischen, des wunderbaren Dahingleitens in einem Märchenreiche gehabt, und das war das Seltsame an diesem Abend. Was ich sah, war mir vollständig gleichgültig, ich sah, wie man mit halbverschlossenen Augen sieht, nichts gewiß, alles nur in einem Rahmen von ätherischem Glanze. Ruckhaft stand der Schlitten, und ich schwebte vom Himmel auf die rauhe Erde nieder! Das sind die Augenblicke des Lebens, wo man nach innen die Unsterblichkeitsempfindungen und nach außen das sogenannte dumme Gesicht hat!

Auch als ich noch desselben Abends einen Lustwandelgang durch das Märchenstädtchen ging, fand ich kein Entweichen und Zerreißen der köstlichen Stimmung, vielmehr hielt das Orchester auch der Nachprüfung stand. Ein Stadtbild!! Uralte Giebelhäuser entlang eines malerischen Baches, welchen hochgespannte Steinbrücken, so wie man sie früher baute, überspannen. Auf diesen herrlichen kurzen Brücken halten nach alt-schlesischer Sitte der Hl. Nepomuk und andere Wasserheilige Wache, der eine sogar im Schimmer einer eigenen Laterne. Diese altmodischen Häusergestalten, die langen und doch nicht langweiligen krummen Straßen, die hohen Steinmauern am Bache, alles lag in seltsamer Verklärung durch den Winterzauber und ins Ungewisse verzogen bei der Dunkelheit. Nur die Dezieemberkälte des Riesengebirges trieb mich in eine altbehaagliche Gaststätte. Nie mehr in meinem Leben hat mich ein Städtebild so gepackt! Es war richtiger Weihnachtszauber.

Wenn ich mit nüchternsten Morgengedanken alles überdenke, was ich sah und den Zauber des Winterabends in Abzug bringe, so bleibt doch noch immer ein großer Rest von Wirklichkeiten, an denen sich jeder zu erfreuen vermag, wenn er nur einigermaßen weiß, was selbstverständlich nüchtern und was merkwürdig schön ist.

Schlesier sind bescheiden, und Schlesien ist ein herkömmlich arg verkanntes Land. Die altdeutschen Städte des Westens rühmt man ganz



selbstverständlich als Edelsteine deutscher Städtebaukunst, und ist es gut, daß auch viele Schlesier dort waren und dort etwas suchen, das sie, wie nachträglich zugestanden und eingestanden wird, bei uns auch finden können. Nur muß man es einmal haben rühmen und loben hören! Darauf kommt viel an, daß einem gesagt wurde: Du, sowas ist wirklich schön. Ihr habt das auch, siehe Dir einmal Schmiedeberg mit ästhetisch gewecktem Auge an!

Es liegt in unserer Zeit ein Sehnen, die Heimat tiefer zu erkennen und zu erforschen. Wir freuen uns, wenn man uns von der Heimat erzählt und ihre Eigenart unter Gesichtspunkten berührt, die wir bisher nicht beachtet haben. So entdecken wir die schöne schlesische Stadt.

Sie liegt in Mittel-, Nieder- und Oberschlesien, sie ist groß und manchmal klein, sie liegt im Gebirge und auch in der Ebene, man erreicht sie oft mit einer Kleinbahn und manchmal auch nur mittels eines Omnibusses. Wer sie aufsuchen will, darf nicht nach dem Wege fragen, er mag nur die erste beste schlesische Stadt besuchen, und er wird das Gesuchte finden. Eine Schönheit ist allen eigen, ob sie groß oder klein sind: sie erfreuen mit Straßenbildern, die in jahrhundertelangem Wachstum geworden sind, die industriell entstandenen Orte Oberschlesiens natürlich ausgenommen. Sieht man sich ein schlesisches Städtebild mit den Augen des Schönheitsjuchers an, so wird der Ring als Ganzes genommen, wie ihn z. B. Breslau, Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Lauban, Sagan bieten können, immer feierlich anmuten. Die Würde der Stadt spricht sich aus in dem stolzen Rathausbau, in den wuchtigen Massen des Platzes, den ein mehr oder weniger bürgerstolzer Rahmen friederizianischer Giebelhäuser einfaßt. Des Bildmäßigen wird man im Treiben des Tages, wenn allerhand Geräusche die stille Muße stören, nicht inne, aber im Schweigen des gemütlichen Abends oder gar im träumerischen Weben der Nacht, wenn gelbe Mondlichter die Reliefe der alten Dächer zum Leuchten bringen und die Brunnen und Türme der Stadt vom Auge in einem Bilde erfaßt werden, dann bietet die schöne schlesische Stadt die Befriedigung nach edlen Stadtbildern.

Sehen wir uns einmal die Ursachen der Schönheit eines solchen schlesischen Stadtbildes etwas an, so müssen wir auf ein geschichtliches Element achten, das vielleicht dem flüchtigen Betrachter nicht inne wird, das aber den großen Unterschied zwischen neueren und weniger edlen Stadtbildern ausmacht. Die niedlichen und altehrwürdigen Städte Schlesiens sind Kolonialstädte, die sämtlich eine gleichmäßige Anlage zeigen. Um einen quadrischen Kern gruppieren sich die oft gekrümmten Straßen, und das Ganze wird von einer, die ehemalige Stadtmauer andeutenden Ovallinie zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt. Diese Raumverteilung ist die erste und wesentliche Ursache der interessant geformten Straßenbilder, die wir bei uns zu sehen bekommen. Sie verantwortet ferner die Ordnung in eine Alt- und Neustadt, wie sie jetzt immer mehr in Erscheinung tritt. Wir leben in einem Zeitalter, das eine neue



Städtekultur heraufführt, und in dieser Hinsicht nur mit dem Zeitalter der ersten Städtegründungen in Schlesiens verglichen werden kann, dem 12. und 13. Jahrhundert.

Wenn man in eine schlesische Stadt kommt, um deren Eigenart zu schauen, so steuere man vom Bahnhofe gleich dem Innern der Stadt zu. Man wird da in den meisten Fällen schon einen Schritt durch die beiden wesentlichen Glieder, die Altstadt und die Neustadt, gehen. Ist man nun an die Zone der Altstadt gekommen, die sich mit den Resten der Stadtmauer und andern alten Stadtteilen unverkennbar macht, so gehe man einmal rings um den Kern der alten Stadt. Die ehemalige Grenze der alten Stadt ist, sofern man einen Blick auf den Ortsplan wirft, unschwer zu finden. Wer Löwenberg, Görlitz, Liegnitz, Breslau, Glogau, Lauban und Schweidnitz kennt, weiß, was er da findet: eine oder mehrere gekrümmte Straßen, Ecken und Winkel mit alten Häusern, alten Mauerresten, in Grün gebetteten, kleinen Plätzen und allerlei Zierat aus der Vergangenheit. Das ist die historisch erste Schicht der Stadtbildung, vor dem wir teils aus Achtung vor dem Alter teils aus Bewunderung für die traulichen Formen des alten Städtebaues gern zuerst Halt machen. In Löwenberg, um nur dies ein Beispiel herauszuheben, sehen wir, wie die Bürger die Mauer mit aufgesetzten Lauben schmückten, dadurch sowohl ihrem praktischen Bedürfnis, über die einengende Schranke hinwegsetzen, als auch dem Schönheitsgefühl Rechnung tragend.

Bei dieser Gelegenheit grüßen uns auch die Wahrzeichen der alten Stadt: die erhalten gebliebenen Tortürme. Man mag über Erhaltung von Altertümern denken wie man will, eine schlesische Stadt berichtet nur in dem Falle, daß sie noch wenigstens einen dieser Gesellen erhielt, über ihre Entstehung und ihre lange Geschichte. Reckenhaft erheben sie sich aus der umgebenden Schar neuerer Häuser, trotzig blicken sie auf die Fluten modernen Lebens, das sich ihnen zu Füßen entwickelt, malerisch verbinden sie sich mit älteren Gliedern der Stadt zu prächtigen Silhouetten. Nein, wir könnten sie nimmermehr ersetzen, und zu spät käme die Erkenntnis, das ästhetische Werte in ihnen waren. Städte ohne Zeugen der Vergangenheit, und seien sie in moderner Hinsicht noch so sehenswert, vermögen keine größeren Reize auszuüben.

Ein anderes Element der alten Stadt ist der Marktplatz, der in Schlesiens durchweg Ring heißt. Er soll von den Slawen übernommen sein, jedenfalls stellt er ein wesentliches Zeichen der Kolonialstadt dar. Gradlinige, beste Straßen der alten Stadt haben uns auf ihn geführt. In seiner Gestaltung drückt er eine feierliche Würde, eine anspruchsvolle Geschäftigkeit und das zentrale Zusammenfassen der Bürgerschaft aus. Vom baulichen Standpunkte interessiert uns namentlich das, was auf ihm steht: das meist aus dem Mittelalter stammende Rathaus, die Handelshäuser der älteren Zeit, wie die einzig in ihrer Art dastehenden „Heringsbuden“ von Liegnitz, einige sogenannte Sonnenbuden, und



dann nicht zu vergessen, die oft überraschend schönen Bürgerhäuser, wie sie Breslau als Wahrzeichen einer glücklichen Periode der Baugeschichte aufbewahrt, und, um auch ein Kleinstadtbeispiel zu nennen, die Patrizierhäuser in Greiffenberg.

Es gibt eine Anzahl schlesischer Städte, deren heutiges Aussehen fast ganz durch die friederizianische Zeit bestimmt ist. Das sind die Städte, die mit Unterstützung des Königs nach verheerenden Bränden aus der Asche entstanden, so Greiffenberg, so Jauer und Parchwitz. Ihre hohen Giebelhäuser sprechen eine Sprache, die man lange Zeit nicht verstanden hat; heute, je mehr die moderne Baukunst den nackten Mietkasernenstil ausbildet, gewinnen sie als Formen einer künstlerisch hochstehenden Zeit.

Wir schauen die prächtigen, fast nur in Schlesiens heimischen Lauben, das Beste, was die schlesische Städtebaukunst an eigentlich Städtemäßigem hervorgebracht hat. Jauer, Striegau, Görlitz, Bolkenhain, Greiffenberg, Liebau, Landeshut, Schönberg, Glaß, Neiße, Leobschütz, Ratibor, Oppeln, Brieg, Friedland und Mittelwalde haben noch einige dieser Zierstücke erhalten, in andern Städten hat man mit ihnen brutal ausgeräumt, sehr zum Nachteil des Ringbildes.

Wir finden ferner eigenartige Bilder aus den Wasserparkien. Die meisten schlesischen Städte liegen am Wasser, an Flüssen, denn das Wasser ist und bleibt nun einmal das wichtigste Lebensselement. Hier wird man nicht lange nach Schönheitselementen zu suchen brauchen. Eine Brücke über den Fluß, wie man sie in Liegnitz, Breslau, Sagan, Görlitz und in alten Bauformen in der Grafschaft findet, ist stets eine malerische Einzelheit, schade nur, daß man früher, das heißt, in der eben zurückgelegten Zeit, anscheinend alle Schönheit ausschaltete.





## An heimischen Ufern

Vom Wasser haben wirs gelernt,  
Vom Wasser;  
Hat keine Ruh bei Tag und Nacht,  
Ist stets auf Wanderschaft bedacht —  
Das Wasser, das Wasser.

**D**aß der Mensch so gerne am Wasser wandert! Eine wunderbare Anziehungskraft geht vom Wasser auf den Menschen aus; gern folgen wir dem Laufe eines Flusses auf einer Wanderung; da singt das Wasser eine geheimnisvolle Begleitung zum Liede, das aus des frohen Wanderers Kehle dringt. Und wie einladend ist ein Ruheplätzchen am See, wie fest hält es uns dort, wie gebannt, als müßte uns dort in der folgenden Minute eine große Offenbarung werden.

Das ist allgemein menschliches Erlebnis. Nur die nie aus den Mauern herauskommen, die Natur- und Lebensfremden, wissen nichts davon. Haben nicht die Flüsse unseres Vaterlandes die Rolle der Wegzeiger gespielt? Die Donau, der Rhein, die Elbe, sie könnten davon erzählen! Fragt doch die Burgen am Rhein, die Ruinen an der Saale, sie müssen es ja wissen, warum man lust gerade an ihren Ufern die festen Mauern baute, die den Jahrhunderten trozten. Die Poesie hat den Gesang der Wasser für den Menschen hörbar werden lassen, sie umspinnt die Ufer der deutschen Flüsse mit jenem Gerank, das sich in die Seele flücht und uns immer wieder zu den Wassern hinzieht.

Mein Oderland, auch du hast eine Poesie der Wasser und der Ufer — nur hat sie noch kein Dichter abgestempelt und deine Namen in das Buch der Lieder eingetragen. Auch an den schlesischen Flüssen und Seen raunt die Geschichte ihre alten Weisen von des Lebens Lust und Leid, vom Kampf und Sieg, von dem Dasein und seinen Rätseln. Die Prosa der Vergangenheit berichtet, daß die Ureinwohner, die noch keine Chaussees kannten, an den Flüssen entlang zogen, wenn sie wanderten, und an den Ufern siedelten, wenn es sich nur irgend tun ließ.

Das steigt wie eine vorgeschichtliche Geographie aus den aufgedeckten Gräbern der Vorzeit auf und wird immer deutlicher, je weiter die vorgeschichtliche Forschung geht. Die Flüsse erweisen sich da als die ältesten Siedelungsstraßen, und die Seebecken gehören zu den ersten Siedelungsplätzen des Landes.

An heimischen Ufern! — Regt sich nicht ein seltsam Empfinden, wenn wir an heimischen Ufern wandern, so daß du wanderst und gar ungern den silbernen Leitzpfad verläßt? Ich sah einen altbewährten Naturfreund unserer Heimat an der Kalkbach entlang wandern, über Stock und Stein, als gäbe es keine gebauten Wege. Und die „Anlieger“ schüttelten den Kopf über den Verächter der gebahnten Wege, aber sie ließen ihn unbehelligt, denn mit solchen Käuzen will man nicht anbinden.



Ich suchte seine Sehnsucht zu begreifen, und sein Pfad wurde mein Pfad, und ich begriff, daß das Wasser Leben bedeutet, und das es ein Führer zur Schönheit ist.

Ist es nicht sonderbar: Wasser ist doch Wasser und steht gar nicht hoch im Kurse; ob da etwas mehr oder weniger drum und dran ist, es ist eben Wasser und hat seine Ufer. — Ja, das ist es eben, Wasser ist mehr als das monotone Element, aber wir finden keine Begriffe dafür, nur Bilder und Ahnungen, es auszusprechen, was den Unterschied macht, was uns zu dem einen Wasser mehr hinlockt als zum andern. Es ist wie ein Zwiegespräch der Seele in dir und der Seele, die in der Landschaft ist. Wenn man am tosenden Gebirgsbach entlang schreitet, ist man bis in die Tiefen seines Wesens erregt. Wenn man am ruhigen Spiegel eines Sees weilt, wird das Innere glatt wie der See. Das ist wohl der Sinn des „Gesanges der Geister über den Wassern“, den unser gewaltigster Dichter vernahm:

Des Menschen Seele  
Gleicht dem Wasser;  
Vom Himmel kommt es,  
Zum Himmel steigt es,  
Und wieder nieder  
Zur Erde muß es,  
Ewig wechselnd . . .

Wind ist der Welle  
Lieblicher Buhle;  
Wind mischt vom Grund aus  
Schäumende Wogen.  
Seele des Menschen,  
Wie gleichst du dem Wasser!  
Schicksal des Menschen,  
Wie gleichst du dem Wind!

Unsere Heimat gehört nicht zu den Hochländern der Naturschönheit, wir haben keine Hochlandflüsse. Sie kommen zu uns als abgeklärte Gefellen, die die stürmische Jugend hinter sich ließen. Aber sie sind doch bei uns noch lebendige Wesen, die hüpfen und springen können, die plaudern und singen, zischen und weilen! Jedes anders in seiner Art. Jedes mit einer Seele.

Greisenhafter scheint dir das melancholische Schwarzwasser. Aber welches stimmungsvolle Bild zaubert es nicht am Bruch hervor? Dort, wo die hohen alten Weiden sich zu ihm gesellt haben, wo seine Ufer des Sommers bunte Wiesenblumen herauspringen lassen zu Millionen, daß es aussieht, als habe der Herrgott ein Festtagstuch über den Erdentisch gebreitet. Und wo die Wolken sich rein und unverzerrt im rosigen Spiegel abbilden, dort ist das Bild der Ruhe, der Beschaulichkeit. Und stehst du ein Weilschen, so bemerkst du, daß es doch fließendes Wasser ist, das dir dein Abbild zeigt, und du verstehst etwas von dem Sinne dieser Natur: Ruhig und ausgeglättet mag das Alter sein, wenn es keine Schroffen und Felsenkanten mehr zu durchbrechen hat!

Und wie anders wirkt der Bruch, wenn er, wassererfüllt, ein Bild des Sees gibt. Man ahnt wohl die Untiefe, man merkt es ja an den entstehenden hohen Weiden und Erlen. Aber diese weite schimmernde Fläche mutet uns zu seltsam an, als daß wir bei ihrem Anblick nicht verweilen sollten. Die Ufer hielten nicht stand, Land und Wasser wurden vermengt, wo ist die Grenze? Ufert das ruhige Seelchen in dir auch manchmal aus, durchbricht dir die Dämme, die du sicherer glaubtest?



Ein Stück Urwaldstimmung ist es, die dieser Landschaft innewohnt. Wenig hat der Mensch, der jetzt alles eindämmt und regelt, hier vermocht. Schon vor Jahrhunderten sah es hier so aus, und ein Rest von alter Natur der Vorzeit ist uns darin erhalten. Die Stimmung wächst, wenn man die Schätze der Pflanzenwelt ansieht, die da, und hier allein, in ewiger Wiederkehr erhalten werden. Begeisterte Verehrer hat dieses alte Stück Erde, die um so lieber darüber schreiten, je wilder, je unberührter es dort aussieht. Und je weniger Menschen sie dabei erblicken.

Wir haben andere Wasserbecken mit anderer Stimmung. Zum Beispiel den Rinnständer bei Altbeckern. Ein ganz kleiner Tümpel — mit herrlichem Ufer. Ja, ich wage es zu sagen: mit herrlichem Ufer. Ob schon ohne Großartigkeit, ohne Größe, aber üppig in Kraut und Strauch, in verborgenen Lebewesen, und mit ebenso seltsamen Sagen und Resten alter Klosterherrlichkeit. Und mit Singvögeln an alten Bächen, wo wir gern unsere Zimbeln aufhängen und trauern.

Fahren wir hinaus zu den Heideteichen. Dort liegt mitten im Walde der Molketeich, ein Märchenkind mit etwas melancholischen Augen. Gebreitet in die schönsten deutschen Waldhallen, geschmückt mit Rosen und Lilien, gelb und blau, mit Ranken und Wedeln geziert. Ein Heidekind, geisterhaft und zauberisch. Warte nur bis zur Dämmerung dort im Halbdunkel der Baumschatten. Ganz hingeflossen in Duft und Grazie tanzen die Elfen ihren gespenstischen Reigen und schweigen zum Tanz, der ihre Sprache ist.

Im Herbst muß man wandern oder im milden Winter zum See bei Kunitz. Wenn frisch die Lüfte wehen und Vögel ziehen. Eine prächtige Wanderung um den See herum, am flüsternden Schilf vorbei. Immer neue Szenerien blickt das Auge an diesen Ufern. Glibernd umschmeicheln die stahlblanken Wasser die ferne Insel, hinten verschwimmen Wasser und Nebel, nur die starrenden Pappeln lassen die Grenzen ahnen. Früh geht die Sonne unter. In Nebeldünste versteckt, gießt sie ein Meer von Feuer über Himmel und See, der Busch vor deinen Augen scheint zu brennen, die Welt in Flammen aufzugehen. Drüben bist du jetzt am jenseitigen Ufer, wo die Landschaft zum Berge sich formt, und besteigt die Naturkanzel und genießest den schweigenden See ganz. Wie ein Gebirge mit bizarrer Silhouette taucht die Insel vor deinem Auge auf, rückwärts die weite Ebene wie das Meer so groß und fern mit kleinen weißen Segeln wie auf dem wirklichen Meere, es sind die Dampfzähnen der Eisenbahnen. Horch, da ist Leben, ein tausendstimmiger ächzender Gesang — vom See her — mühsam nur erkennt das Auge die Scharen der Wildenten, die sich dort an der Insel auf dem leichtgefrorenen See zur nächtlichen Unterhaltung niedergelassen haben. Man geht weiter und schreitet durch Bruch und Sumpf mit hohem Geäst und Gesträuch. Ein Nachtvogel fällt geräuschlos in das schützende Holz. Die Sonne ist längst unter, Nacht verkleidet den See, und glibernde Lichter, tausendfältig glibrender Abendhimmel geben die Poesie für den Heimweg.

Wie sich jedes Gewässer mit seiner Umgegend zu einer Individualität verbindet, die ein für allemal festliegt, wie verschieden auch die Umstände



sein mögen, unter welchen man es betrachtet, dafür sind unsere vier größeren Seen beste Beweise. Der Kunizer See stellt eine innige, untrennbar in der Vorstellung — Vereinigung von Dorf und See dar; das Bild ist unvollständig, wenn man das halbkreisförmige Dorf nicht dabei hat. Die Umgegend spricht wenig mit, dafür um so mehr alle Inventarstücke des Wassers, die räthselhafte Insel, die so selten eines Fremden Fuß betritt, die mannigfaltige Vogelwelt, von den silbernen Sommergästen bis zu den winterlichen Wildgänsen und Wildenten. Zum Malerischen neigt mehr als ein anderes das Uferbild: die Fischbehälter, die ausgespannten Fischeierneze, die schaukelnden Kähne, die Schilfwälder, die düsteren Pappeln. Jedes Haus ist Bestand, als wollten sie den See hüten, alle blicken sie mit ihren Fenstern auf den See.

Das Gegenstück hierzu ist der Koischwitzer See. Nichts Menschliches spricht hier mit; fern von Dorf und Straße, ohne Horizont zwischen geneigten Abhängen, ist er ganz einsam. Nur die Haubentaucher befahren ihn und kennen seine Wasser. Die Geschichte zwar umspielt ihn, denn in ihm liegt ja der Sage nach das Haupt des Pfälzenherzogs Heinrichs des Frommen, aber das vermehrt nur das Unheimliche seines Wesens.

Der Jeschkendorfer See ist weniger einsam, aber das Menschliche ist weniger mit ihm verwachsen. Das Dorf lehnt sich nicht so eng an ihn an. Die Bilder sind nicht so eigenartig wie bei Kuniz. Hingegen schwebt über dem Jakobsdorfer See der Hauch des Menschenlebens. Die Natur gibt hier Anreiz für Spiel und Sport, die Poesie des lebendigen Regens aller Kräfte taucht auf und ab. Auch ist der Landschaftscharakter größer als sonst wo; ein großes Panorama schafft um ihn und verbindet ihn zu einem Ganzen.

Welcher Fluß, welches Wasser aber hat mehr zu sagen als die Kaxbach? Dieser in der Geographie recht unbedeutende Fluß hat doch seine natürlichen Reize. Wer an seinen Ufern meilenweit wanderte, spricht nicht mehr gleichgültig von diesem Bache. Bilder voll Anmut und landschaftlicher Schönheit da, wo die Berge eng in sein Wasser blicken; wechselnde Uferscenerien selbst unten im flachsten Flachlande, wo er ein Urstromtal sich auserwählt! Und dann: tiefer als sein Bett hat die Geschichte sich eingegraben in die Erde, die er durchwandelt, und dieser Nimbus hat mehr wie einen Dichter veranlaßt, den Namen „Kaxbach“ ins Buch der Poesie einzuschreiben. So spricht der große Arndt mit ernster Schätzung von unserm Flusse: „Am Wasser der Kaxbach ers auch hat bewährt, da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt. .“ Weniger bekannt dürfte das Schröer'sche Lied „Von der Kaxbach“ sein, dessen erste Strophe lautet:

Von der Kaxbach zog ein Held  
Wie Sturmwind übers Feld;  
Mit ihm gezogen  
Kamen wie Wogen  
Wackere Kämpfer zu Fuß und zu Roß  
Feinden nach mit Lanzen und Geschöß.  
Auf hinein!  
Von dem Feind entrinn' kein heil Gebein!



Einen halb lustigen halb spöttischen Ton schlägt Rückert in dem kurzen Gedichte „Blüchers Sieg an der Kätzbach“ an:

Nehmt euch inacht vor den Bächen,  
die von den Tieren sprechen,  
jetzt und hernach!  
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach,  
dort von euren Rossen  
hat man euch geschossen,  
ist das Blut geflossen  
in rechtem Bach!

Nehmt euch inacht vor den Bächen,  
die da von Tieren sprechen,  
jetzt und hernach!  
An der Kätzbach, an der Kätzbach,  
da haben wir den Kagen  
abgehauen die Tagen,  
daß sie nicht mehr kragen,  
Kein Hieb ging flach!

Endlich ein altes Volkslied mit echtem Volkston, derb und anschaulich, das spricht auch von der Kätzbach als einem „grausamen Fluß“ und nimmt den Flußnamen doppelt in dem Refrain:

Und die Kätzbach, die ist auch ein grausamer Fluß,  
der macht dem Napoleon gar bitterm Verdruß.  
Es zählte jedes Heer an achtzigtausend Mann,  
und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran,  
An der Kätzbach, an der Kätzbach!

Marsch, vorwärts die Kolonnen, und Donner links und rechts,  
und Schuß auf Schuß, und die Hitze des Gefechts!  
Hei, das war eine Lust, hei, das war eine Haß,  
wie wir packten die wilde französische Katz!  
An der Kätzbach, an der Kätzbach!

Ein Karren stand wie Mauern, und da schrien wir „darauf“!  
Da ward aus dem carree bald von Leichen ein Hauf!  
Und die Reiter, und die Rosse und Kanonen hinterdrein,  
die jagten in die Reiß' und die Kätzbach hinein!  
An der Kätzbach, an der Kätzbach!

Und als der Sieg errungen, da beteten wir:  
Gott, gib den toten Brüdern im Himmel Quartier! —  
Ach, schon lange ist es her, und schon lange bin ich müd'  
o schließ doch bei den Brüdern der alte Invalid' —  
An der Kätzbach, an der Kätzbach!

Nehmen wir noch Mosens „Trompeter an der Kätzbach“, das den Trompeter an der Kätzbach hingestreckt sterben läßt, so haben wir alles, was die Poesie der Befreiungskriege von unserer Kätzbach zu melden weiß. Ja, sie ist ein historischer Fluß, sie ist der geschichtlich bedeutendste Fluß Schlesiens; denn mehr als einmal hat er die Kriegsgeschichte machen helfen, und mehr als ein Feldherr hat mit ihr gerechnet. Das wird uns die Wanderung an dem Flusse lehren.

An heimischen Ufern! — Eine Wanderung im Fluge haben wir von Ufer zu Ufer unternommen und gesehen, daß das Wasser ein seltsamer Stoff ist, der seine Ufer formt, ob sie weich oder hart sind, und der der Landschaft das entscheidende Gepräge gibt. Im Wasser verbinden sich Natur und Menschengeschichte, und die Geschichte vom Menschen hat ihre deutlichsten Runen — an heimischen Ufern.





## Von den heimatlichen Namen



Ich gehe mit meinen Kindern am Ufer der Käßbach lang, da fragt mich eins: „Vater, warum heißt denn der Fluß gerade Käßbach?“

Der Vater freut sich einerseits über das spontane heimatliche Interesse, andererseits drückt ihn die wissenschaftliche Unmöglichkeit, auf die prompte Frage eine ebenso prompte Antwort zu geben; aber gesagt werden muß doch etwas, das verlangt alle Pädagogik.

„Es ist mir lieb, daß du danach fragst, da kann ich euch einmal zeigen, daß die schlichsten Namen oft recht schwer zu erklären sind“

„Unser Dienstmädchen hat gesagt: weil der Fluß so schmal ist, daß eine Kaze darüber setzen kann, darum heiße er Käßbach.“

„Diese Deutung hört sich ganz hübsch an, aber sie hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Denkt bloß daran, auf wieviel Bäche und Flüsse das zutrifft — warum soll man gerade unsern, doch gar nicht so kleinen Fluß so genannt haben?“

Allerdings muß ich euch sagen, daß es mit diesem Namen so geht wie mit vielen heutigen Namen aus der Erdkunde, man kann sie nicht recht genau erklären. Von denjenigen Menschen, die den Namen zuerst gebraucht haben, gibt es keine Deutungen mehr, und im Laufe der Jahrhunderte haben sich die Namen vielfach stark verändert.

Ihr wißt, daß zum Beispiel der Name unserer Stadt nichts mit „liegen“ zu tun hat, sondern daß er von dem polnischen Wörtchen leg oder lag, das Bruch bedeutet, herkommt, daß also Liegnitz soviel heißt wie „Niederlassung am Bruch“.

Seht, so steckt auch in dem Flußnamen vermutlich ein fremdes Wort. In sehr weit zurückliegender Zeit bewohnte das Volk der Kelten Deutschland. Einige Wörter sind als Spuren von ihnen zurückgeblieben. So nimmt man an, daß aus dem keltischen Wort coti = Wald, der Name Käßbach entstanden ist; er würde also Waldfluß bedeuten. Zutreffend ist ja, daß er einem walddreichen Gebirge enteilt, und in früheren Zeiten hat es sicher mehr Wald gegeben als heutzutage.“<sup>1)</sup>

Damit ist der Gegenstand vorläufig erledigt. Zwar befriedigt sind meine kleinen Schüler von dieser umständlichen Erklärung nicht, die „Kaze“ wäre ihnen zweifellos lieber gewesen, ihr beredtes Schweigen

<sup>1)</sup> Jüngst veröffentlichte Prof. Dr. Harrazin in der „Schlesischen Zeitung“ eine andere Deutung: Kaze kommt von cas = hohl, deswegen heißt der Biber castor, weil er Höhlräume Schächte baut; die Käßbach ist also der Biberfluß (neben dem Bober). Das paßt allerdings, da 1244 Herzog Boleslaus II. dem Abte Heinrich von Leubus und seinem ganzen Konvente den Biberfang bei Schlaup in der Wütenden Neisse, dem rechten Nebenflusse der Käßbach, gestattete. (Siehe „Wandern und Schauen in der Heimat“, Seite 59.)



sagt mir genug. Doch sie sollen sich beizeiten daran gewöhnen, daß die Dinge nicht immer so liegen, wie wir in unserer Einfalt möchten. Außerdem gibt ihnen die historische Deutung eine Ahnung von der langen Geschichte, die über dem Heimatboden schwebt.

Auch ich bin überzeugt, daß der Name Kaxbach für sie von jetzt an einen, wenn ich so sagen darf, höheren Wert hat, und das soll so sein. Namen, über die man nie gesprochen oder nachgedacht hat, sind tote Vokabeln, die wenig zur Bildung beitragen.

Wenn sich eine Spur von Interesse für Orts- und andere Namen meldet, so liegt der pädagogisch so wichtige Fall vor, daß der Kinderverstand vom bloßen Hinnehmen zum Urteilen übergeht, daß ein selbsttätiges Nachdenken begonnen hat, das, wo es fehlt, kaum erzwungen werden kann. Es setzt eine gewisse geistige Reife voraus. Könnten wir unsere Schüler dahin bringen, öfter zu fragen, so sicherte uns das in der Geschichte der Didaktik oft als erstrebenswert gekennzeichnete Selbsttätigkeit der Schüler zu.

Leider fragen sie gerade nach geographischen Dingen recht wenig, wenn sie überhaupt fragen. Und wir wissen ihnen zumeist keine befriedigenden Antworten zu geben. Wir müssen gestehen, daß die Erklärung der geographischen Namen nicht leicht ist, und daß sie ohne eigenes Studium dieses Gebietes unmöglich ist. Zumal bei uns, am deutschen Osten, wo keltische, lateinische, slawische, altgermanische und deutsche Völkerwellen ihr Andenken mit allerlei Namenresten verewigt haben. Dazu die Entstellung der ehemaligen Namen durch die Volksethymologie, durch Dialekt und jahrhundertlange Abschleifung, wodurch die Ursprünglichkeit fast ganz verloren ging. Wie schwer es ist, aus dem heutigen Namensgebilde den sinnerkschießenden Kern zu entwirren, weiß jeder, der sich einmal mit Namendeutung beschäftigt hat.

Sollen wir deshalb auf Namenerklärung ganz verzichten? Keineswegs. Gerade die Umwege, die wir machen müssen, sind lehrreich. Umwege führen meist zu besserer Erkenntnis, das lehrt jedwedes Studieren. Und, wie schon angedeutet, geben die Namen Veranlassung, wenigstens dann und wann einmal ein Licht auf die früheren Zustände fallen zu lassen.

Und dazu bietet die Heimatkunde die beste Gelegenheit. Kartenlesen<sup>1)</sup> und Wanderungen führen dazu, und haben die Schüler erst an einigen Beispielen ihre Kraft erprobt, so stellt sich dann doch ein selbstständiges Interesse ein; sie versuchen sich dann selbst in Deutungen.

Am besten macht sich das auf Wanderungen. Wir haben in Liegnitz einen Stadtteil, der „Dornbusch“ heißt. Manche Kinder denken da schon an den biblischen „brennenden Dornbusch“, den Moses sah.

<sup>1)</sup> Man soll die Heimatkarte als Lesebuch gebrauchen, sie kann uns über vieles Aufklärung verschaffen. Leider sind unsere Heimatkarten, falls überhaupt solche bestehen, wenig einladend dazu. Der Verfasser gab eine „Landschaftskarte der Liegnitzer Gegend“ heraus, die ein neuer Versuch sein soll.



Das lasse ich natürlich gelten. In der Tat ist der Name deutsch zu erklären: es gab früher, als die Ansiedler aus dem Westen sich hier niederließen, viel Gestrüpp und Wald, der sich bis hinauf zur heutigen Siegeshöhe erstreckte. Herzog Heinrich I. schenkte den Liegknechten diesen Dornbusch zur Besiedlung, und sie haben ihre Arbeit gründlich gemacht; sie rodeten allen Wald weg, aber der Name Dornbusch ist geblieben — ein Denkmal ehemaliger Naturbeschaffenheit.

Ich nehme aber die Gelegenheit wahr und weise auf den Zusammenhang folgender Namen hin: eine Straße in der Gegend des Dornbusch heißt heut noch „Rodeland“, das ist also auch gerodetes Land; weiter nördlich liegt „Weißenrode“, ein Vorwerk, jetzt der Stadt gehörig — also ebenfalls nachträglich gerodet, urbar gemacht; und weiter draußen im Süden liegt das Gut „Dörnick“, das uns wiederum an die ehemalige Verwaltung erinnert.

Hält man solche Gruppen von verwandten Namen zusammen, so bekommen die Namen Hand und Fuß, sie hellen auf, und sie unterstützen sich gegenseitig.

Wanderungen in der Stadt, sonst nicht sehr angenehm, werden interessant, wenn man sich gewöhnt, durch die heutigen Namen hindurch auf die Vergangenheit zu blicken. Ein anderer, gerade entgegengesetzt liegender Stadtteil von Liegknecht heißt der „Töpferberg“. Töpfer wohnen nicht dort, woher also der Name? Die Kinder kommen vielleicht auf die Vermutung, daß früher hier Töpfer gewohnt haben, und die Chronik gibt ihnen nicht ganz Unrecht. Sie läßt es aber dahingestellt, ob nicht die vielen, dort gefundenen Töpfe, Urnen mit Ascheresten, die Ursache der Benennung gewesen sind.

Dann haben wir einen Haag dicht bei der Stadt, allen Schülern als beliebter Spielplatz wohlbekannt. Eben deswegen ist ihnen der poetisch klingende Name nichts als ein Schall, wobei sie lediglich an Fußball und Karussell denken. Dieser Stumpfheit sollen sie einmal entrisen werden; sie sollen wissen, daß der heute so freie Platz früher bewaldet war, und daß man ihn später als Viehweide benutzte — noch vor hundert Jahren — und daß man ihn heut schwerlich so benennen würde.

Die Straßennamen werden zur Quelle der Geschichte in doppeltem Sinne, wenn man sich die geringe Mühe gibt, über ihre Entstehung nachzuforschen. Sie bieten dann mancherlei Beziehungen zur Orts- und Landesgeschichte, aber auch Aufschlüsse über das allmähliche Wachstum der Stadt. Wo heut Stadtteile sind, war früher Ackerland, Wiese, Wald. In den ersten Zeiten der Besiedlung benannte man die neuen Straßen nach dem bisherigen Zustande; so erhellt sich sofort die Bedeutung der Namen: Angerstraße, Bleicherallee, Bruchstraße, Feldstraße, Uferstraße, Wiesenstraße.

Auch die volkswirtschaftliche Heimatkunde empfängt Inhalt aus der Namenkunde. Wir haben eine Bäcker-, Fischer- und Mühlenstraße, wo einst die betreffenden Berufe ansässig waren. Das „Ochsengässel“,



heut inmitten der dicht bevölkerten Stadt gelegen, war Viehtrieb. Auf dem „Kohlenmarkte“ hielten die Kohlenbrenner Holzkohlen feil, auf dem „Steinmarkte“ wurden Mühlensteine verkauft.

Als altes Gemeinwesen bietet Liegnitz in seinen Straßenbenennungen viel Einzelheiten aus der Geschichte, die dem Volke unerschlossen bleiben, wenn nicht die Schule darauf Bezug nimmt. Wie interessant wird die Mauerstraße, wenn wir erfahren, daß es hier mit der Stadt vor nicht gar zu langer Zeit (kaum hundert Jahren) zu Ende war, und daß jetzt noch alte Mauerteile zu sehen sind. Die Pfortenstraße führt zur Stadt hinaus, auch die Gerichtsstraße, die das traurige Schauspiel sah, wie dem Tode Verfallene ihren letzten Gang gingen (z. B. der schwarze Friedrich). Die Kloster- und Franziskanerstraße, die Pfaften-, Carthaus-, Wall- und Hedwigstraße sind leicht erklärt, auch die Bilschen-, Ritter- und Thebesiusstraße. Weniger bekannt ist, nach welchem Heinrich die Heinrichstraße benannt ist. Es ist jener merkwürdig berühmte Herzog Heinrich, seines Namens des XI., der in Gemeinschaft mit Hans von Schweinichen, dem trinkfesten Ritter, Liegnitz zur Schaustätte so manches Festes machte, dem zu Ehren die betreffende Straße benannt wurde.

In die schlesische Literaturgeschichte führen die Straßennamen Martin-, Opitz-, Logau-, Raupach- und Holteistraße; die Dovestraße ist nach dem hier geborenen großen Physiker, dem man das bekannte Winddrehungsgesetz verdankt, benannt, und die Helden- und Heldentaten der preussischen Kriege sind in einer Anzahl neuerer Straßen (Ziethen-, Gneiseau-, Hardenberg-, Blücher-, Bismarck-, Roon-, Moltke-, Steinmeß-, Königgräzer-, Wörth-, Sedan-, Skalißer- und Lützowstraße) verewigt; man wird sie gelegentlich der betreffenden Geschichtsabschnitte heranziehen. So werden Heimat und Weltgeschichte verknüpft, der Ort wird zum Träger der Ueberlieferung.

Ein verschlossenes Buch ist den Kindern der Stadt das Dorf. Den Stadtkindern ist das betreffende Vergnügungslokal, wohin sie mit der Familie am Sonntag steuern, der Hauptkern des Dorfes; das übrige ist Zutat. Dem kann nur ein fleißiger Wanderunterricht abhelfen, der auf die Gestaltungen und auf die Bedeutung des Ortes gründlich hinweist.

Ueber Dorfnamen pflegen auch Erwachsene den Kopf sich nicht zu zerbrechen, und doch bergen sie nicht selten interessante und lehrreiche Momente. Am nächsten liegen dem einfachen Verständnis diejenigen Ortsnamen, die erstens deutschen Ursprungs und zweitens geographischen Sinnes sind; so erweisen Lindenbusch, Waldau und Langenwaldau die westliche Gegend von Liegnitz als walddreich; ebenso leicht zu erklären sind Eichholz, Schönborn, Seedorf, Weinberg, Fuchsberg, Rehberg, Vorderheide und Kaltwasser.

Von besonderem Wert sind Erläuterungen derjenigen Ortsnamen, die in die Kolonistenzeit zurückführen. Bei uns tragen z. B. folgende Dörfer den Namen des Begründers bzw. des Besitzers: Berndorf (Bernhard), Bärsdorf (Bernhard), Jänowitz (Johann), Jeschkendorf (Jakob),



Heinersdorf (Heinrich), Giersdorf (Gerhard), Herrndorf (Hermann), Jakobsdorf, Josefsdorf, Panten (Pantin), Prinkendorf, Rudolfsbach, Petersdorf und Seifersdorf (Seifried, Siegfried).

Viel Interesse macht auch Schülern schon die Deutung der Namen Beckern als Bäckersdorf, Aufhalt (Aufenthalt für Schiffe und Schiffer), Bischof als Bischofsdorf, Campen als umzäunter Ort (von Camp — umzäuntes Feld), Kaudewitz (Zankploß), Mönchhof als Ort der dem Kloster (Leubus) gehörte, Neudorf — neues Dorf, Pfaffendorf als der Kirche gehöriger Ort, Pohlshildern und Kleinschildern als Schildmacherorte, Raichmannsdorf als Ratmannsdorf, Siegendorf als Zeiger-Urmacherort, Spittelndorf als Spitalsort, Ueberschau als Ort, auf dem erst später kolonisiertes Gelände angelegt, und Wahlstatt als Kampffeld.

Bald ist es etwas Geschichtliches, bald etwas Naturkundliches, was der Ortsname als Erklärung verlangt. Rotkirch und Rothbrünnig sind zwei nahe beieinanderliegende Dörfer. Die Anstrengungen, diese beiden Ortsnamen befriedigend zu erklären, sind bisher mißlungen. Einfache Erklärungen, und ganz besonders solche, die das Wort als deutsches auffassen, sind verpönt; es ist bei manchem Etymologen direkt zum Prinzip geworden, hinter jedem schlesischen Worte eine slawische Wurzel zu suchen, die ulkigsten Metamorphosen werden gemacht. Nur ja nicht deutsch! Erklärt jemand heute einen Ortsnamen als deutschen Ursprungs, kommt morgen ein anderer, der spöttisch auf die „Volks-etymologie“ hinweist und unbedingt polnisch entwickelt, als ob den Deutschen keine Namengebung zugemutet werden dürfte. Woher nimmt man denn das allgemein geltende Prinzip, das alles Schlesische slawisch sei? Es ist eine deutliche, zu beglückwünschende Abfuhr, die Prof. Dr. Harrazin einmal in der „Schlesischen Zeitung“ ausspricht: „Die sogenannten Invasionen der Slawen nach Deutschland haben niemals stattgefunden, so wenig wie das Gotische und das aus ihm entstandene sogenannte Altdeutsche jemals deutsch gewesen sind, womit auch die Theorie von der Lautverschiebung fällt. Und dies alles und mehr erzählt die Karte des Ptolemäus, wenn man sie zu lesen versteht!“

Selbst, wenn diese Bemerkung nicht in ihrer ganzen, ungeheuer wichtigen (weil ganze wissenschaftliche Systeme umwerfend) Schärfe und Tragweite zutreffen sollte — gottlob, daß doch einmal ein namhafter Gelehrter Front macht gegenüber dem Slawenkultus, der bislang in der geographischen Sprachforschung herrschte. Es war geradezu kläglich, wie reingefegt die Etymologie von deutschen Ansprüchen wurde. — Hat das das Deutschgefühl soweit gebracht?

Also um wieder auf die beiden „roten Dörfer“ zu kommen — das eine heißt schon im frühen Mittelalter Rotinkirchin, also Dorf mit roter Kirche (welchen Sinn man dabei dem „Rot“ untergelegt, sei dahingestellt); heut ziert Rot im wirklichen Sinne den Kirchturm); und Rothbrünnig? — Roter Brunnen? Brenik heißt das Dorf, als es zu deutschem Recht



ausgesetzt wurde — möglich, daß hier die Erklärung richtig ist, wonach „brünnig“ einen Hohlweg, jedenfalls eine tiefe Lage andeute. (Brünnig-Paß in der Schweiz).

Es ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, ein kleines, aber wichtiges Kapitel; es steckt darin manches Goldkorn; taube Nüsse sind sie den meisten Menschen, diese geographischen Namen. Wünschenswert ist es, daß jede Heimatkunde auf die Deutung der Ortsnamen Bezug nimmt; in der großen Heimatkunde für Liegnitz und die Liegnitzer Landschaft<sup>1)</sup> ist für jedes Dorf, das besprochen wird, das feststehende Material zur Namensklärung gegeben.

---

<sup>1)</sup> „Liegnitz und die Liegnitzer Landschaft“ vom Verfasser. Liegnitz, Krumbhaar.  
„Wandern und Schauen in der Heimat“ vom Verfasser. Ebenda.





## Das Hindenburgzimmer in Wahlstatt

m Mai ist es in Wahlstatt, wo die Asiaten vor siebenhundert Jahren Kehrt machten, am schönsten. Die uralten Kastanien am Eingange des Dorfes bilden einen feierlichen Zugang, ein schwerer Duft aus tausend quellenden Gliederbüschen erfüllt die Luft, die beiden Kirchen umhegen blühendes Gebüsch, schattenspendende Bäume und gepflegte Rabatten. Wie beneide ich die Leute, die hier oben, fern dem schnellen Gang des rastlosen Lebens, in Frieden und Ruhe unter Blumen ihre Tage in Schönheit und nie versiegender historischer Anschauung verbringen. Er hat etwas Feierliches dieser welthistorische Ort.

Wenn ich sonst am Vormittag nach dieser Höhe wanderte, die sich eine Meile südöstlich von Liegnitz als einer der letzten Ausläufer des Riesengebirges erhebt, konnte ich meist auf einem geräumigen Platze am Dorfrande die beiden Kadettenkompanien beim Ueben sehen. Schneid und Kraftäußerung erfreuten das Auge. Hier wurden Tausende deutscher Offiziere vorgebildet für ihren schweren Beruf — darunter auch unser Generalfeldmarschall von Hindenburg. Hier von diesem Hochflächenrande hat er hinüber geschaut auf die blauenden Berge des Boberkaßbachgebirges und die schönen Linien des fernerer Riesengebirges. Hier hat er geschichtliche Eindrücke auf sich wirken lassen, wie sie selten ein Ort vereinigt! Da die herrliche Barockkirche, ist das wundervollste Denkmal, das die Kunst der Nachfahren dem tapferen Pfälzenherzog Heinrich II., dem Sieger von Wahlstatt in der Mongolenschlacht (9. April 1241), setzte. Die Mongolenfragen, die der Künstler am Portal der Kirche als Säulenträger angebracht hat, werden den kleinen Soldaten oft genug an die Bedeutung des Ortes erinnert haben. Die kleinere evangelische Kirche, die in der Apsis die letzten Reste der ersten, von der hl. Hedwig zu Ehren ihres gefallenen Sohnes, gestifteten Kirche enthält, ist ein geschichtliches Schmuckkästchen mit liebevoll gepflegten Eisernen Kreuzen, Denkmünzen und Gedenktafeln aus großen Zeiten des deutschen Volkes. Da drüben, hinter dem eigentlichen Orte, bei der zugehörigen Kolonie Janisch, ragen unter schützenden Birken acht Grabhügel; gemeinsam ruhen dort Preußen und Oesterreicher aus dem Kriege 1866.

Das Kloster, das die Mutter des Helden von Wahlstatt gründete, ist nicht mehr. 1835 wurde das Klostergebäude für eine Kadettenanstalt in Anspruch genommen, und der geräumige Klosterhof hallte bis 1920 von dem Treiben der munteren Kadetten wider, für welche der Ort ein wahrer Gesundbrunnen war<sup>1)</sup>.

Im Hauptflügel des ehemaligen Klostergebäudes ist das **Hindenburgzimmer**. Dorthin führt uns der freundliche Hausmeister — eine

<sup>1)</sup> Siehe „Wahlstatt, das schlesische Thermopyle“ vom Verfasser. (Schlesischer Wanderführer, Nr. 1), Liegnitz, Heimatverlag Schlesierzentrale, 2. Auflage.



Wallfahrt Gläubiger zu der Stätte, wo einst der Same für das Befreiergenie gelegt wurde! Hier weilte vor 50 Jahren der größte Feldherr aller Zeiten, hier, zusammen mit Hunderten anderen adliger Knaben empfing er die ersten militärischen Lehren und wandelte unter blühendem Slieder der großen Zukunft entgegen! Wie gut sich der Feldherr noch alles, was Wahlstatt ihm gab, erinnert, beweisen seine Briefe, die er im Laufe des Krieges nach der Erziehungsanstalt gerichtet hat, darunter eine Zeichnung, die genau die Lage des Gebäudeflügels und seines Zimmers — damals Nr. 6, heut Nr. 4 des Raumes der zweiten Kampagnie — angibt. Dieses Zimmer dürfen wir heut besuchen, und es ist schon das zweitemal, daß ich diese Zelle sehe. Und wieder stehe ich darin, blicke zuerst eine Weile hinaus auf die ragenden Wipfel der Kastanien, herein strömt die balsamische Luft, und meine Augen suchen etwas, ich weiß vorerst nicht was, aber dann kommt es mir ein: Wo ist das Heroische, das Ueberragende, das eine Spur hinterlassen mußte in diesem heut wie einst der Zucht und Ordnung dienenden Raume? Hinterließ der Große, der hier als werdender Jüngling aus- und einging, gar nichts von seinem Persönlichen? Unwillkürlich denkt so, wer diese Stube Nr. 4 besichtigt. Es ist verständlich, wenn die Bewohner nichts Besonderes finden in diesem Raume, wenn sie es vielleicht ganz für überflüssig rechnen, daß manch einer wallfahrtete hierher. Damals wie heut standen die neuen Spinde sauber gehalten an den Wänden. Darauf die Mützen in militärischer Ordnung, darunter die Badetücher zum schleunigen Gebrauch, wenn man aus dem Dienst kommt. Wie einst spielt das Licht um die gläserne Tonne, welche das Handwaschwasser enthält. Tische standen so, die Bilder hingen so — es ist alles wie einst! Fünzig Jahre war es vergessen, daß hier ein Hindenburg studierte, und heut ist es das Hindenburgzimmer und wird es bleiben für alle Zeiten, so es noch erinnerungsfähige und pietätvolle Menschen unter den Deutschen gibt. Der Feldmarschall hat es selbst aus pädagogischer Einsicht dazu gestempelt. Denn er sandte der Anstalt sein Bild mit Unterschrift, auf daß man es in diesem ehemaligen Zimmer Nr. 4 aufhänge. Dazu einen Brief, der für die Kadetten, wie für alle Deutschen ein Charakterbild des Mannes, ein Charakterbild von einst und jetzt bietet:

„Sehr geehrter Herr Graf!

Ihnen, sowie allen Offizieren, Lehrern, Beamten und Kadetten danke ich herzlichst für die freundlichen Glückwünsche zu meiner Ernennung zum Generalfeldmarschall.

Wenn ich in meiner militärischen Laufbahn viel erreicht habe, bin ich mir stets bewußt gewesen, daß die Grundlage zu meinen Erfolgen in meiner Erziehung im Kadettenkorps zu suchen ist. War schon in meinem Elternhause Begeisterung für meinen künftigen Beruf, die Liebe zu König und Vaterland und Gottesfurcht in mein Kinderherz gesenkt worden, so wurden dem heranwachsenden Knaben und Jüngling im Kadettenkorps Kameradschaft, Selbstüberwindung und Manneszucht neben der wissenschaftlichen Fortbildung anerzogen.



Da ist es kein Wunder, daß ich jetzt noch als Greis dankbaren Herzens der im Kadettenkorps verlebten Jahre gedenke, obgleich die Zeiten wohl rauher waren als jetzt. Dafür gestalteten sie aber Charaktere, schufen Männer, denen es nie an Initiative und Verantwortlichkeit fehlte.

Ich weiß, daß auch die heutigen, milderen Erziehungsformen, wenn auch hier und da auf anderen Wegen, zum gleichen Ergebnis führen. Unsere braven jungen Offiziere zeigen dies täglich auf dem Schlachtfelde. Und so wünsche ich denn jedem einzelnen Ihrer Kadetten, daß er später ebenso gern wie ich an seine Kadettenzeit dankbaren Herzens zurückdenken möge, daß er sich dieses Herz in allen Stürmen des Lebens frisch und jung erhalten könne, und daß er es in seiner militärischen Laufbahn möglichst weit bringe. Nur wer dies ernstlich will, dem gelingt's.

Nochmals vielen Dank für freundliches Meingedenken, und jedem einzelnen herzlichen, kameradschaftlichen Gruß.

In größter Hochachtung bin ich, sehr verehrter Herr Graf, Ihnen im Geiste die Hand drückend, Ihr ergebener und treuer Kamerad  
von Hindenburg, Generalfeldmarschall."

Diese Urkunde stempelt das Zimmer Nr. 4 zum Hindenburgzimmer, aber ein schöneres und wichtigeres Zeugnis der Weltanschauung läßt sich schwer denken! Noch zwei kleine Reliquien hat man neuerdings unter diesem Geschenk für die Zukunft unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Es ist erstens ein Verzeichnis der Stubenkameraden des einstigen Kadetten Paul von Hindenburg — es finden sich darunter die Namen: v. Kluge, v. Schmierstet, v. Schak, v. Herzberg, v. Burghardt, v. Zerbiondi, v. Hugo, v. Davier, v. Bergwett — und ein Albumvers, der die junge Kameradschaft überliefert hat:

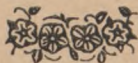
Edle Freundschaft nur verbindet  
Seelen zu der schönsten Pflicht,  
Und die Kränze, die sie windet,  
Welken selbst im Grabe nicht!

Zur Erinnerung an Deinen Dich liebenden Freund

4. September 1859.

Paul von Hindenburg.

Wenn man von Wahlstatt hinuntersteigt in die Gefilde der Liegnitzer Ebene, nimmt man den starken Eindruck mit, daß diese historische Stätte ein würdiger Platz ist zur Heranbildung Jugendlicher, und daß das Hindenburgzimmer ein kleines Heiligtum ist.





# Heideschlösser und Heidekirchen

## Ein Blick in die Lübener Heide

**I**n der schlesischen Heide ist noch manches märchenhaft. Mitten im düsteren Föhrenwalde lagert ein großer Stein, von dem sich jung und alt allerlei Zauberspuk zu erzählen wissen. An einer anderen Stelle steht ein Jagdhäusel, der einzige Rest einer alten, sagenhaften Schloßherrschaft. Man geht um Mitternacht nicht gern dort vorbei, es erscheint die graue Frau mit einem Anliegen an den einsamen Wanderer, aber keiner noch löste ihren Bann. Anderswo sind wieder Teiche, die mit stumpfem Auge zum Himmel blicken, geheimnisvolle Stille ringsum, auf dem Grunde liegen kostbare Schätze von Gold und Edelfstein; nur zur Sommerszeit steigen sie lockend an die Oberfläche mit goldgelben und schneeweißen Seerosenaugen. Wieder an einer anderen Stelle liegt ein edler Germane begraben, ein Fürst; das Fürstengrab kündigt sich heute nur durch einen kleinen Hügel im Holze an, den auch die immer neue Forstkultur schonte!

Solchen Zaubers gibt es in unserer Heide tausendfältig. Sie bewahrt ihn wohl, denn sie läßt nicht viele dazu, und die Buben und Mädels, die in ihrem Heimatdorfe davon mit stiller Angst erzählen, sie vergessen darauf, wenn sie älter werden und das Leben ihnen die Sagen durch Sorgen ersetzt. Wieviel davon, was man sich so von Geschlecht zu Geschlecht forterzählt, mag einen geschichtlichen, realen Untergrund haben? Hat doch schon manche dieser Sagenstellen der Heide den grabenden, forschenden Händen ihre vergrabenen Schätze öffnen müssen, seien es auch nur Scherben von Begräbnisurnen oder verrostete Schmucksachen eines längst unhistorischen Zeitalters und Geschlechts!

Nicht diese mehr der Phantasiwelt als Zubehör überwiesenen Spuren alter und ältester Zeiten seien hier bedacht, sondern Dinge, die uns nicht weniger überraschen, wenn wir auf einer Heidewanderung vor sie hintreten. Auch die heutige Welt birgt solche Dinge, die wie vom Märchenzauber umspinnen scheinen, und die in diese Welt wie von Götterhand hineingebannt sind — ich meine die Schlösser und die Kirchen!

Großer Herren Wohnhäuser, diese Schlösser und Kirchen, die Sitze des irdischen und himmlischen Gebieters! Jene zeichnen sich in der Heide gerade oft überraschend schön aus durch Größe und Pracht; diese sind zwar meist klein und armselig geblieben, allein sie tragen eine Geschichte in sich und sind deshalb die meist einzige Chronik von Jahrhunderten und einer ganzen Landschaft.

In der Lübener Heide liegt Ober-Glaserdorf, wie die meisten Heidedörfer ein Dorf von kleinen Bauern und Stellenbesitzern, die in ihren roten, rohen, kleinen Landhäusern zufrieden haufen und gar keine



Zeit haben, etwas anderes zu denken und zu treiben, als was des Landmannes Tagesorge ausmacht. Der blaue Waldrand ist ihr Horizont und die grüne Wiese ihre Freude. Wenn die Kuh im Stalle gedeiht und genügend Milch für die auf der sandigen Landstraße spielenden Nachkommen liefert, wenn die Kartoffeln und der Roggen nicht umkommen, dann ist der Heidebauer zufrieden. Man kann diesen Leuten bei ihrem Schaffen nicht zusehen, ohne den Wunsch zu empfinden, in diese bescheidene Sorglosigkeit und unberührte Genügsamkeit einmal unterzutauchen. Hat man davon verkostet, dann ist man gerade rechter Stimmung, die große Ueberraschung tiefinnerlich zu gewahren, die uns beim Anblick des mit einem Blick gar nicht übersehbaren Schlosses trifft. Es wirkt, wie gesagt, wie ein Sprung ins Märchenland. Diese gewaltigen Mauern, die den Wohnraum eines Herrn tragen, sind für die Ewigkeit erzeugt; diese Kunst des Bauwerks ist ein Trompetenstoß in die Stille der Heide; dieser Reichtum an Schmuck und Schönheit des Wohnens — er ist zu groß, der Gegensatz zu der Umgebung des Heidedorfes, um auf einmal begriffen und erträglich zu werden! Man stelle sich dieses Bauwerk inmitten einer reichen Stadt vor — es ist auch dort eine Zierde, weil Harmonie und Gediegenheit über es ausgegossen sind. Aber hier in der Waldeinsamkeit, in der Heidelandschaft, hier wirkt nur der Gegensatz auf uns, und wir müssen wiederkommen oder lange verweilen, um diesen Gegensatz zu verarbeiten und objektiv betrachten zu können. Ohne alle Nebengedanken ist für den, der die Welt rein gegenständlich, daß heißt völlig unpolitisch betrachtet, — vorausgesetzt, daß er sich überhaupt noch über etwas wundern kann —, die Begegnung dieses Heideschlusses so etwas wie eine Unerhörtheit, ja, sagen wir nur: Zauberhaftes. „Ich will eine schöne große Burg inmitten der Heide haben!“ Der Wille, der so anordnen kann, spricht aus dem Prachtbau alle Tage, so lange er steht, verkünden es seine stolzen, selbstbewußten Fenster, und die hohen Kamine mit den besonderen Gestaltungen rufen es in die Heide: hier wohnt ein Großmächtiger dieser Erde, ein Monte Christo, dem beinahe alles möglich, was dem Menschen hervorzubringen gestattet ist!

Jetzt, da ich diese Gedanken und Einfälle niederschreibe, empfinde ich ihre Unzulänglichkeit nur zu gut, um sie für die ganze Seelenempfindung auszugeben, die das steinerne Wunder erweckte! Wir müssen uns so oft als sprachliche Stümper unsern Empfindungen gegenüber bekennen, und so darf ich darauf rechnen, daß der gütige Leser dem Rechnung tragen und bei einer passenden Gelegenheit die Wirklichkeit zu sich selbst reden lassen wird!

Wenn es mir nur gelungen sein sollte, das Ueberraschende im Eindruck auf eine beschauliche Seele anzudeuten, so kann ich mich begnügen und darf hoffen, daß ich dem Leser gegenüber nicht zu viel behauptet habe, wenn ich die Heideschlösser dieser Art als etwas Besonderes bezeichnete. Es ist nun einmal so: wenn wir im Hochgebirge pilgern, erwarten wir, daß wichtige Eindrücke auf uns einströmen; an der See ist der Anblick des ewigen Meeres programmäßig — aber die Heide



läßt nicht ohne weiteres erwarten, daß sie kühne Schlösser von der Wucht mittelalterlicher Burgen zum Augenschein bringe! Was ist hier nicht alles vereinigt? Ich meine nicht, daß der große Dominial-Wirtschaftsbetrieb eine Fülle der großartigsten Landwirtschaftsbilder darbietet, daß die Rohproduktion bis zur industriellen Wirtschaftsform aufsteigt (Stärkefabrikation) — sondern ich meine das ästhetisch: die Gewalt der Riesenmaße der Bauten, die Harmonie künstlerischer Architektur, die Pracht und Fülle der Landschaftsgärtnerei, die da, wo bis vor wenigen Jahren nur öder, unansehnlicher Heidesand war, Gartenkünste und Blumen-symphonien hervorzauberte — für die ganze Summe solcher Bilder haben wir keinen sammelnden Begriff, der einigermaßen das Weite des Horizonts, die Seltenheit der Erscheinung und die Reichheit der Dinge zum Ausdruck brächte. Der Ausdruck „hochherrschaftlicher Herrensitz“ schmeckt zu sehr nach dem Ingerat.

Man braucht also gar nicht bis Amsterdam zu wandern, um inne zu werden, wie jener Hebelsche Wanderbursche aus Schwaben, daß es auf unserm Planeten recht staunenswerte Dinge gibt, und daß der Menschen Macht und Besitz recht gigantisch werden könne. —

Ich habe nun wohl genug „Subjektives“ gesagt und muß wohl nun zur Befriedigung des Wissensdranges einiges von den „objektiven“ Verhältnissen hinzufügen.

Nun denn, das Schloß, das so sehr meine Heidestimmung durchbrach, ist, so wie es heute ist, ein Werk des gegenwärtigen Besitzers: Valentin Grafen von Ballestrem, dessen Vater, der frühere Reichstagspräsident Franz Graf von Ballestrem, offiziell Mitbesitzer ist. Der väterliche Hauptitz ist Plawniowitz in Oberschlesien. Eine Herrschaft von über 4000 Morgen Landbesitz samt Ziegelei und Stärkefabrik sichert den Lebensbedarf für den großartigen Herrensitz, der sich überdies schon der wichtigsten Stellen des Dorfes, wie des Gasthauses, der Fleischerei, der Bäckerei usw., bemächtigt hat.

Der dreiflügelige Bau ist im Barockstil ausgeführt und in allen Gliedern und in allem Zubehör mit einer Konsequenz und stilleren Vollendung gestaltet, daß man unwillkürlich an die ober-schlesischen Magnatenitze erinnert wird, die ähnliche Fugen in die Tonlosigkeit ober-schlesischer Heidewälder zu zaubern vermochten! Der großartigen Wirkung des Riesenbaues und dem formschönen Geschmack zuliebe sind die ehemaligen ökonomischen Gebäude der Nachbarschaft niedergelegt, oder soweit sie in fremden Händen waren, angekauft und stilisiert worden, damit ihre Zugehörigkeit zu der Macht des Großbesitzes äußerlich markiert sei. Ueber große Parkflächen hinweg zeigt sich das Schloß heute beiderseits in großartiger Perspektive, die zu gewinnen der Besitzer gewiß große Opfer gebracht hat. Auf der Südseite eine wundervoll gestaltete Auffahrt, in die die Reste der ehemaligen Umwallung der alten Wasserburg hineingezogen wurden; auf der anderen Seite eine dem beschaulichen Leben bestimmte Terrasse, die dem verwöhntesten



Blick durch herrliche Naturbilder in Gartenflächen und Parkszenerien schmeichelt. Weit hinaus dehnt sich der bilderreiche Park, und keine profane Stimme entweicht die also geschaffene reservierte Stille der gemästerten Natur!

Unweit dieses Schlosses, mit diesem durch bequeme Zugänge verbunden, liegen die Stätten geistiger Dorfkultur: Kirche, Schule und Pfarrhaus. Keiner, der hier durchkommt, wird versäumen, dem Gottes-  
hause einen Besuch abzustatten. Denn es lohnt den Besuch durch eine



Bild 2. Eine malerische Heidekirche: Mühlräditz in der Lübener Heide.

Fülle altgeschichtlicher Eindrücke, sodaß auf dieses Kirchlein mehr wie sonstwo der Titel „steinerne Dorfchronik“ paßt. Zwar sind es auch hier wieder in erster Linie die verflossenen Gutsherren und deren Familien, die in Steinbildern und Inschriften in Erinnerung gebracht werden, auch sind es keine geschlossenen, lückenlosen Berichte, die wir aus den Daten der alten Grabmäler, Epitaphs und Monumente lesen — aber mehr verlange niemand von den historischen Denkmälern einer Dorfkirche, deren Aufgabe es ja nicht sein kann, die geschriebene Chronik in Gänge zu ersezen.



Insofern haben die Patronatskirchen einen hohen Wert, als sie zur Erhaltung wertvoller und interessanter Kulturzeichen beitragen; bis ins 15. Jahrhundert zurück gehen im allgemeinen genauere Nachweise und bestimmbare Spuren früherer Kultur: die Formen und Zierarten der Grabsteine sind untrügliche Zeugen eines aus der jeweiligen Kunstrichtung erzeugten Geschmacks; die Schriftzüge, wie sie gestaltet sind und was sie besagen, sind feste Anhaltspunkte für die Schriftkultur untergegangener Perioden; die Namen der Verewigten und die Vermeldung ihrer Werke der Barmherzigkeit und Liebe, sie bedeuten hinwiederum das Gleiche und Aehnliche im Wandel der Zeiten, insofern sie allgemeinschliche Züge der Stifter verewigen! Und gar diese Trachten-Bildnisse — sind sie nicht ein Stück Kulturgeschichte der menschlichen Sitten und Gebräuche? Und um so größeren Wertes sind diese kirchlichen Erbstücke, als sie zugleich bestimmte Persönlichkeiten bezeugen und für die Orts- und Landesgeschichte wertvolles Material bieten. Ich würde, wenn es in meiner Macht stünde, diese Geschlechter-Nachweise und diese Kulturerzeugnisse des ganzen Landes, daß heißt also: die wertvollen Denkmale aller schlesischen Kirchen abbilden und mit genauen Abschriften der Texte versehen, zu einem Ganzen zusammenbringen lassen, das wäre schon ein Kulturwerk und für die Zukunft eine Fundgrube. Denn wie viel schon haben Brand und natürliche Abnutzung gerade an diesem Material geschadet, nicht zu gedenken der Vernichtung, die die Kriege bewirkt haben!

In diesem Sinne ist die Wiederherstellung der Kirche durch den Ortspatron nicht nur eine Guttat für die Gemeinde und für die Landeskirche, sondern für die schlesische Kultur und ihre Geschichte, die einmal gedankt werden wird. Es ist kaum zweifelhaft, daß die Zeit einmal kommt, da man so etwas wie eine sorgfältige Registrierung aller dieser Kirchenschätze, bildlich wie textlich, vornehmen wird, denn die von Lutschk besorgten Aufzeichnungen bedürfen doch wohl der Ergänzung bis ins Kleinste!

Eine andere Reihe alter Werke sehen wir in den übrigen Schätzen, wie sie diese und andere Kirchen aufweisen. Sind die Grabmäler mehr weltlich gerichtet, so bieten die alten Altarkleinodien, Kunstgegenstände und Bilder einen Bestand kirchlicher Art, die nicht weniger interessant ist für die Kunstfreunde und Altertumskunde. Hier sind z. B. zwei Apostelfiguren, Schnitzwerke des 15. Jahrhunderts, die nicht viele Konkurrenten haben werden. Hier sind Altäre von verschiedener Herkunft, hier ist eine Kanzel, und hier sind alte Bildnis- und Dekorationsmalereien, nicht zu gedenken der Werte in kirchlichen Gerätschaften, — wer vermag ihren ganzen hohen Wert abzuschätzen?

Endlich ist auch die Außengestalt der Kirche, ihre Herkunft als Bauwerk, ihre Architektur, wenn auch an sich einfachster Art, so doch als dorfkirchliches Werk aus einer Zeit, da man in Schlesien noch manche schöne, eigenartige Kirche gebaut hat (16. Jahrhundert), von beachtenswerter Eigenart. Für die baugeschichtlichen Studien der Zukunft ist jedes



Bauwerk von Belang, das der öden Gleichmacherei unserer Zeit entgangen ist. Wer dieses zweischiffige Langhaus mit den massigen Säulen und diesem schlichten, echt dörflichem Turm sieht, der lobt im stillen den Meister, der nicht eine Kirche zu bauen sich vornahm, sondern die Glärsersdorfer Kirche!

Hierzu muß ich noch ein Wort über Wiederherstellung einfügen. Ein Blick zeigt, daß man die kostbaren Werfstücke des Kirchleins wohl beachtet und geschätzt hat. Innen wie außen ist das Alte geschont und nur in seiner Art erneuert. Mit einer, mir gewiß nur als Laien nicht verständlichen Ausnahme — das uralte steinerne Taufbecken ist durch ein neues ersetzt worden (das alte wird man wohl sorgfältig aufbewahren!) — ist das Vorhandene geschont und restauriert.

Und so blicken wir auf ein Dorfkirchlein der Heide, dessen innerer Wert dem äußeren nicht nachsteht. Denn auch für das Landschaftsbild ist diese alte Kirche mit dem massiven, für die schlichte Heidegegend wohl-angemessenen Turme ein Charakterstück. Stimmungsvoll ist die von altem Baumwerk bestandene Umgebung der Kirche. Hier ruhen im Schatten hoher Linden die verblichenen Dorfsinsassen, unmittelbar neben den Dorfhäusern, die sie einst bevölkerten, und dicht neben dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße düngten. Ganz Stimmungsvoll ist der Platz vor dem Kirchhofe, und ebenso harmonisch, baulich wie landschaftlich, fügen sich die zwei Annerge, Pfarrhaus und Schulhaus, dem Komplex der zu einem Ganzen zusammengefaßten Gebäude ein!

Kirche und Schloß stehen in engster Beziehung zu einander. Diese Beziehung ist keine andere als die menschlich schöne: Macht schließt Pflichten ein — oder: Noblesse oblige!





## Das Bauernhaus in der niederschlesischen Heide

**E**s ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Dorf- und der Hausbau trotz aller Gleichmacherei unserer Zeit doch noch so viel Eigentümliches behält, daß man auch heute noch von gewissen Arten und Bereichen des schlesischen Bauernhauses sprechen kann. Wer beispielsweise von Liegnitz aus nach Süden und Norden wandert, der wird unfehlbar die beiden Grundarten: das Mittelgebirgshaus und das Tieflandshaus unterscheiden können. Oberlandmesser Hellmich, dem wir die neuere Zusammenfassung des Volkskundlichen in dem schlesischen Jubiläumswerk verdanken, und der ein allgemein lesbares Buch über „Das schlesische Dorf“ (in der „Schlesischen Volks- und Jugendbibliothek“) herausgab, unterscheidet dann innerhalb dieser zwei Hauptformen das nieder-, mittel- und oberschlesische Tieflandshaus, sowie das Lausitzer Haus, das Haus des Bober-, Kätzbach- und Weistritz-Gebietes, sowie das Gläzer Haus. Das niederschlesische Tieflandshaus beschreibt er wie folgt:

„Es zeigt den langgestreckten einstöckigen Bau des Tieflandhauses, ist in seinem Wohnteil Schrotholz- oder Fachwerksbau, während der anschließende Kuhstall mit Nebenräumen, wie Futterkammer und Schuppen, in Fachwerk erbaut ist, oder statt des Lehmfachwerks Ausklozung mit Bohlen zeigt. Das Giebelfeld wird entweder in Fachwerk ausgeführt oder verputzt, oder der Dachraum ist durch eine Wand von Brettern in senkrechter Stellung abgeschlossen. Das Dach ist bei ursprünglichen Häusern mit Strohschoben gedeckt. Der First wird — ein besonderes Kennzeichen des niederschlesischen Hauses — durch Dachreiter gesichert, die, aus zwei gekreuzten Stäben gebildet, ziemlich dicht beieinander sitzen, aber nicht miteinander verbunden sind. Vor der Hauschwelle ist ein kleiner Platz mit Feldsteinen gepflastert. Ein nach außen schlagendes Gatter läßt das Taglicht bei geöffneter Haustür in das „Haus“. Hier befindet sich auch an der Wand gegen die Stube der Herd, die sogenannte „schwarze“ oder „Sommerküche“. Das einfache Aussehen dieser Bauten stimmt aber mit seinem Mangel am äußeren Aufwand trefflich zu der schlesischen Stimmung der schlesischen Heidelandschaft.“

Das Haus der hier beschriebenen Art schwindet leider immer mehr; es ist noch in den abgelegenen Dörfern zu finden, z. B. in Rüstern, Kuchelberg, Thiergarten, Würtsch, Kaltwasser, Langenwaldau, Bienowitz, Krummlinde, Klein- und Großreichen, Mühlräditz und Gugelwitz. In den meisten Fällen sind auch nur noch Teile der alten Bauform wiederzufinden, während die Erneuerungen und Ersatzbauten ihre eigenen Wege gegangen sind, von denen man sagen muß: das Neue ist nicht



das Bessere. Immerhin strebten die genannten Dörfer nach einer gewissen Anpassung und nach Ansehen, was daraus zu schließen ist, daß die meisten neueren Häuser abgeputzt und getüncht werden. Nur selten tritt in dieser Zone des Ueberganges vom offenen Flachlande zur Heide der Rohbau auf. Geht man in das geschlossene Waldland, so wird sofort ein anderer Typus des Tieflandhauses herrschend, der weder im äußeren Ansehen, noch nach dem inneren Wesen mit dem allgemeinen schlesischen Tieflandhause vermengt oder verglichen werden kann, und der m. E. eine Art für sich bildet. Es ist das heutige schlesische Heidehaus, das in fast allen Heidedörfern der nördlichen und mittleren Heimat ausschlaggebend ist für das Aussehen der Dörfer. Will man den Unterschied recht drastisch sehen, so darf man nur Kaltwasser und Suchsmühl besuchen; dort wiegt noch der alte Bau vor; hier ist bereits das rote Heidehaus vorherrschend. Je weiter man nun nach Westen und Norden in die Heide eindringt, desto deutlicher tritt der Unterschied hervor. Hier und dort hat sich noch ein Fachwerkhaus erhalten, im übrigen siegt der Rohbau. Nirgends wohl ist er inzwischen so ausgebreitet als in Seebnitz, einem großen Dorfe bei Kohnau.

Fragt man sich nach den Ursachen der Wandlungen, so wird man sich zunächst an den Grundsatz halten können, daß fürs erste immer bodenständiges Material zum Bauen verwendet wurde. Was bietet die Heide? Doch überall Holz und Feldsteine, meist auch Lehm. Das sind auch die Stoffe, aus denen man ursprünglich die Häuser der Heide erbaute. Zimmermann unterscheidet in seinen Beiträgen zur Beschreibung Schlesiens (1787) deutlich die Bauweise des offenen Landes und der Heide; letztere seien aus Holz und Lehm gebaut.

Inzwischen ist aber ein neuer Geist eingezogen. Holz ist im Preise gestiegen, die Ziegeleien haben zugenommen, die Bahn vermittelt die Heranschaffung ortsfremden Materials; der oberste Gesichtspunkt aber, ob ein Haus praktisch und ansehnlich und schön zugleich sei, ist, nicht bloß hier, sondern überall in Stadt und Land fast gänzlich verschwunden. So nahm man den bequemen Ziegel. Die Anfänge mögen Jahrzehnte zurückliegen; in vielen Dörfern, z. B. in den oben genannten, sind die Umwandlungen sichtbar. Zuerst sind es einige Häuser, dann wird nach und nach das ganze Dorf aus Rohbauten aufgebaut, und die letzten alten Häuser gelten als die Ausnahme, die möglichst bald, spätestens beim nächsten Besitzwechsel beseitigt werden muß.

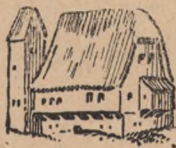
Das Material, das neuerdings in der Heide Verwendung findet, ist also der Ziegel. Vom Grund bis zum First nur der Ziegel. Und das Ganze bleibt, ob es nun Wohnhaus oder Scheune oder Stall ist, unverputzt und bietet das Bild des Unfertigen, solange es steht. In denjenigen Dörfern, welche der Eisenindustrie benachbart sind, findet man noch ein anderes Material verwendet, das allerdings kaum eine Hebung des Aussehens bedingt: den Schlackensteine. Die Schlackensteine, zwar ein allgemein festes, aber jegliche Atmung verhinderndes Schmelzprodukt, werden in Würfeln von etwa 20 Zentimetern Kante zu



diesem Zweck hergestellt und beim Bauen derart gebraucht, daß man mehrere Reihen dieser schwarzen Steine in die Mauern einfügt, so daß dazwischen eine Ziegelschicht ist. Die Erfahrung mag wohl gelehrt haben, daß der ausschließliche Gebrauch des Schlackensteines mancherlei Unannehmlichkeiten hervorruft, wozu vor allem feuchte Wände gehören. Ein solches Haus sieht weder schöner noch angenehmer aus als der bloße Ziegelbau, aber die Wohlfeilheit mag den Verbrauch fördern.

Seltener sieht man in der Heide noch Feldsteine verwendet. Das gewuchtige Aussehen derartiger Häuser ist die einzige erfreuliche Note in den Heidedörfern. Hingegen gibt es allerlei Zutaten, die als Verschlechterung bezeichnet werden müssen. Da ist erstens der Zementziegel und der Zementstein, den man zur Abwechslung in die roten Flächen hineinzwingt; denn das Zementdach, womöglich mit dem Monogramm des Besitzers in Riesenbuchstaben und mit dem Jahr des Heils, in welchem der Bau errichtet wurde, und da ist drittens, um nur ja keine ruhige Wirkung aufkommen zu lassen, der glasierte Ziegel, der in allen Farbentönen, vom blendenden Weiß bis zum dunkelsten Violett, die Stockwerke abtönt, die Pfeiler markiert oder die Fenster einrahmt. Wo derartige Zutaten verwendet werden, liegt immer die Absicht vor, etwas Besonderes zu tun, das Haus von den anderen zu unterscheiden. Der Gedanke ist gut und wurde früher recht angenehm wirksam, indem man mit einheitlichem Material eine angemessene Besonderheit zu erzielen suchte. In dieser Verkittung wirkt er nichts weniger als schön.

An dem genannten Seebnitz ist es besonders der Schlackenstein, der seine Anwendung in zahllosen Manieren feiert. Hunderte von Rohbauten sind bereits erstanden, und es ist hier so, daß das ganze Dorf eine Kette roter, gleichartiger Häuser und Gehöfte bildet. Im allgemeinen ist selbst der dürftigste und schmucklose Rohbau noch nicht häßlich schlechthin. Und man kann dem sonst recht interessanten und sehenswerten Dorfe nicht nachrühmen, daß eine ruhige, solide, schlechten Prunk vermeidende Bildgestaltung für die nun einmal bodenständig gewordene Bauweise gefunden wäre. Vorläufig ist jetzt wie überall in der schlesischen Heide der Rohbau der herrschende Typus, der dem Bilde einzufügen ist, wenn man vom schlesischen Hause spricht.





## Die schlesische Dorfkirche

Das Dorfleben hat für die heutige Zeit eine wirtschaftlich größere Bedeutung als es je der Fall gewesen ist; mit der zunehmenden Sammlung der Menschen in den großen Städten ist das Dorf als Hersteller unentbehrlicher Haus- und Küchenbedarfs-Dinge in der Werthschätzung doppelt gestiegen. Und merkwürdig — gleichzeitig ist das Dorf, das die Menschheit verläßt, um in die Städte zu gehen, auch als



Bild 3. Gutgegliederter Kirchturm (Bunzlau-Löwenberger Landschaft).

Landschaftsgebilde in höheres Ansehen gekommen. Die Städter ziehen aufs Land, dort die Eigenarten der Landschaft zu studieren, und die verlassene Dorfsidne wird zum Gegenstande der Beobachtung, der Dichtung, der Wissenschaft!



Von der schlesischen Dorfkirche darf man behaupten, daß sie in den weitaus meisten Beispielen reizvoll ist. Die Bauart ist weder einheitlich noch landschaftlichen oder kunstgeschichtlichen Beziehungen, die Stilart wechselt von Dorf zu Dorf, aber etwas ist den meisten gemeinsam: es ist der schlichte, anspruchslose Charakter der Kirchen. Einige Beispiele zeigen uns zur Genüge, daß kein Prozedentum, keine Modernisierung Platz gegriffen hat. Man kann Schlesien in allen Teilen bereisen, überall wird man noch die einfache, herkömmlich bescheidene Dorfkirche antreffen. Ausnahmen bilden nur die wenigen neuen Kirchen im ober-schlesischen Industriebezirk und in einigen wohlhabenden Bauerngegenden.

Die Touristen, die nur das Riesengebirge besuchen, bekommen von der eigentlichen schlesischen Dorfkirche nicht viel zu sehen. Was sie von der Bahu aus sehen, zählt nicht mit, und im Riesengebirge selbst werden sie nicht zuviel Dörfer zu sehen bekommen, da sie heute Bahn und Automobil direkt bis an und auf den Gebirgshang führt. So bleiben auch die Dorfkirchen von Hermsdorf am Kynast und Seidorf meist links liegen.

Draußen im weiten Vorgebirgs- und Flachlande stehen die prächtigen, alten Dorfkirchen, die Zierden ihrer Gemeinden, die Mittelpunkte der Dörfer und der umgebenden Landschaft. Die Heidekirche in den weiten Forsten Niederschlesiens ist oft noch ein Holz- oder Fachwerkbau, wie z. B. die Kirche zu Langenwaldau bei Liegnitz. Der Wald gab den wichtigsten Rohstoff zum Bau und der Boden das Füllsel. So entstand die schlichte, architektonisch bei aller Schlichtheit doch nicht unschöne, Heidekirche. Andere solcher Art finden sich in St. Hedwigsdorf bei Hannau, in Heidau bei Liegnitz und in Wolfersdorf bei Primkenau. Eine geographisch wichtige Erscheinung sind die Granitblöcke, die sich in manchen Gegenden zu wahren Steinmeeren häufen, bald seltener auftreten, aber in keinem Teile der Heide fehlen. Sie kommen auch bis ins Gebirge hinein vor. Meist ist es roter schwedischer Granit, der noch in seinen abgehobelten Kanten und in den Schrammen die Urkunden der Eiszeit aufzeigt. Diesen Reichtum an „Findlingen“, wie man diese im Heidesande gefundenen Blöcke nennt, benutzte man früher sehr viel zum Bau von Häusern und Kirchen. So sehen wir eine zweite Art, die Steinkirche, entstehen, die z. B. in Groß-Krichen und in Brauchitschdorf bei Lüben zu sehen ist. Ihre Wirkung in landschaftlich-ästhetischer Hinsicht übertrifft alle anderen Bauweisen, denn die Buntheit der Blöcke, farbig und verschieden groß geformt, ergibt ein sehr eindrucksvolles Bild. Man sieht gleichsam, wie dies Gotteshaus aus dem Boden gewachsen ist. Meist ist die Kirchhofsmauer aus demselben Stoffe gebaut, und wiederum ist die ausgezeichnete Wirkung vorhanden, falls man nicht Mörtel oder Tünche darüber gebracht hat.

Im weiten, fetten Bauernlande gibt's keine Regel. Das wird überall so sein, doch fällt demjenigen, der darauf achtet, gewiß auf, daß die Dorfkirchen oft kleine Nachbilder der Stadtkirchen sind, in deren



Weichbild sie liegen. Solche Gruppen von ähnlichen Kirchen kann man z. B. in der Glogauer Gegend zusammenbringen. Dort herrscht für ganze Landstriche der kurze stumpf-pyramidenförmige abgedachte Turm vor. Ähnliche Gleichstimmigkeiten finden sich in der Nähe von Liegnitz vor.

Sonst ist, wie gesagt, keine Stilmäßigkeit festzustellen. Es lohnte sich wohl, die geschichtliche Entstehung der Dorfkirchen in bezug auf die Stilart zu verfolgen, jedoch ist für die Wanderfreude daraus nicht viel zu holen. Für diesen Zweck kann nur eine Vertiefung in die ästhetischen und in die volkskundlichen Werte in Frage kommen.

In den ältesten Dörfern bildet die schlesische Dorfkirche auch geographisch den Mittelpunkt des Dorfes. Wir haben hier viele alte Kolonistendörfer, die noch heute so figurieren, wie sie im Mittelalter, im 12. oder 13. Jahrhundert, angelegt wurden. Da ist der schönste Platz der Kirche eingeräumt, sei es, daß er der räumliche Mittelpunkt ist, oder daß er den höchsten Teil bildet. So ist es z. B. in Langenwaldau bei Liegnitz und in Hochkirch bei Glogau. Entlang an der langzeiligen Straße oder rings um das Gotteshaus scharen sich die Häuser. Das Pfarrhaus überragt gern die anderen Wohngebäude. Das ist die gewöhnliche Stellung der Dorfkirche. Von dieser Regel ist man nur selten und nicht ohne zwingenden Grund abgewichen; denn schon durch die Lage wollte man die zentrale Stellung des Gotteshauses zur Erscheinung bringen.

Eine Erweiterung dieses Grundsatzes ist die Berglage. Es ist ein bei aller Gottesverehrung wiederkehrender Zug, daß man die Höhen aufsucht, um seinem religiösen Bedürfnis zu entsprechen. In Schlesiens gibt es mehrere Berggipfel, wo die historische Sage schon Heiden opfern läßt. Dort sind in christlicher Zeit aus demselben Gefühl heraus Kirchen entstanden. „Er ging hinaus auf den Berg um zu beten“ (Luk. 6, 12), und der heilige Ambrosius führt dazu aus: „Alle Großen, alle Hochgesinnten steigen auf die Berge; die Gottsucher, die Beter, die Herolde Gottes, die Männer großer Taten“ (Expos. in Luk. 5, 41). Wie den Bergsteiger ein seliges Gefühl der Erleichterung, der Jugendfrische, der Stärke überkommt, so ist die Höhenluft auch für das Atmen der Seele zuträglich — für beide, Leib und Seele, schwindet droben die zerstreuende Fülle des niederen Erdenlebens, und der Geist schwingt sich freier zu seinem Schöpfer auf!

Kein Wunder, daß wir in einem bergreichen Lande so viele Bergkirchen und „Hochkirchen“ finden, jedenfalls in Nord- und Mitteldeutschland keine andere Landschaft Schlesiens übertrifft. Die vorzüglichsten Punkte des bewohnten Hügellandes sind mit Kirchen besetzt; ich erinnere nur an den Zobten, diesen Charakterberg Mittelschlesiens, an den Annaberg in Oberschlesien, an Hochkirch bei Glogau in Niederschlesien und an „Maria Schnee“ in der Grafschaft Glatz. Unzählbar sind die Beispiele, wo im hügeligen Gelände die Dorfkirche den höchsten Punkt einnimmt. Und so ist es dem Dorfbewohner am liebsten.



Wenn er schon nicht täglich zum Gottesdienst gehen kann, sehen will er die Kirchturmspitze; und wenn den heimkehrenden Bauernsohn von weitem die Turmkuppe grüßt, wird ihm so wonnig weh ums Herz wie beim Wiedersehen eines lieben Freundes.

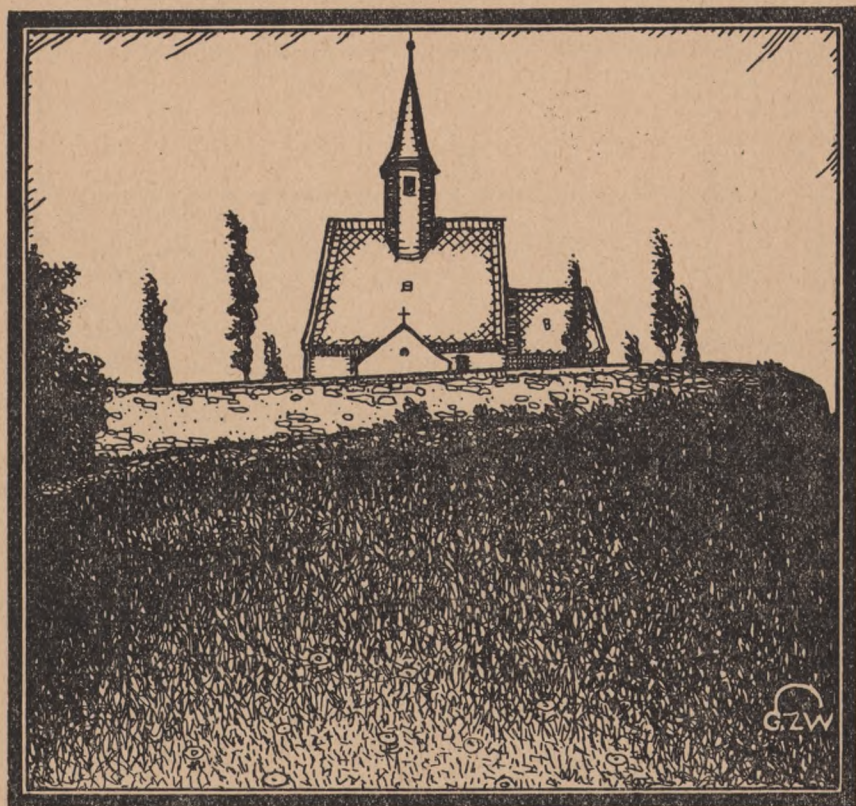


Bild 4. Bergkirchel der Löwenberger Landschaft.

Ein Gegenstück zu diesen Bergkirchen bilden die Talkirchen, die sich Bergwänden anschmiegen oder mit hohem Turm in die Höhe zeigen, als wollten sie mit den Berggipfeln rings um sie her wetteifern. Solche Kirchen sind die zu Ketschdorf im Bober-Katzbachgebirge oder, um noch ein Beispiel aus dem Uebergangsland zur Ebene anzuführen, Kroitsch bei Liegnitz.

Es ist eine unanfechtbare Behauptung, daß die Kirche das beste Kleinod des Dörfers bildet. Wenn im Schatten hoher Linden die Altväter der Gemeinde die Hand zum Gruße sich reichen, dann knüpfen sie fester das Band, dessen Wahrzeichen der alte Kirchturm bildet. Dort in den alten Bänken, wo schon Großväter und Urgroßväter gesessen und dem göttlichen Worte gelauscht haben, dort feiert der Bauer seine inneren



Erhebungen, ohne die ihm kein Sonntag heilig ist. Auf dem berasteten, blumengeschmückten Kirchhofe ruhen die Lieben eines jeden unter ihnen, und er weiß, daß auch er in Bälde dort ausruhen wird. Wie oft habe ich in Dorffriedhöfen die Grabstellen für die noch unter den Lebenden Weilenden gefunden — eine Sanftmut heischende Lebensphilosophie und eine Reiche und Arme, Hochadelgeborene, Edelgeborene, Hochwohlgeborene und Geborene und dann Verstorbene versöhnende Weisheit! Die Menschen können nun einmal ohne ein bißchen Klassenbewußtsein nicht auskommen, und falls die Verstorbenen keinen Anspruch darauf machten — die Hinterbliebenen mögen auf diese Rangordnung nicht verzichten.

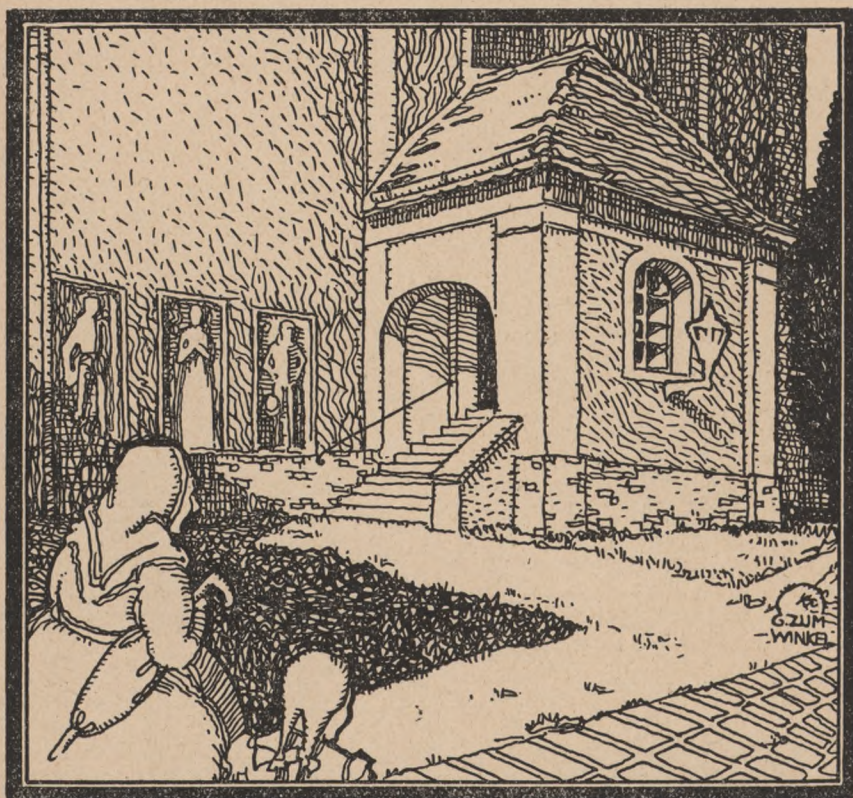


Bild 5. Die Dorfkirche als steinerne Chronik: Hochkirch bei Glogau.

Man hat nicht übel die Dorfkirche die steinerne Chronik des Dorfes genannt. Das ist in einem Lande wie Schlesien ganz besonders der Fall. Uralte Adelsgeschlechter haben ihre Gräfte in den Dorfkirchen, und der Reisende ist oft nicht wenig überrascht, in den schlichtesten Gotteshäusern wahre Museen an Altertümern und Kunstschätzen zu finden. Ein solches Kirchlein ist z. B. das zu Ober-



Gläfersdorf bei Lüben, dessen Patrone dort in steinernen Ritterbildnissen abgebildet sind. Die Erbstücke der Vergangenheit, alte Grabsteine, uralte Altäre, buntbemalte Kanzeln, altersgraue Fahnen und altersgeschwärzte Oelbilder schauen seit Jahrhunderten auf das immerverjüngte Volk, das nie anders wechselt als durch Kleidung — Namen, Haltung, Gesichter und Gebaren bleiben ständig.

So kann man es nur verstehen, daß der Dorfbewohner mit Innigkeit an seinem Gotteshause hängt, ganz anders verwachsen als der Städter mit dem seinen. Wo das Moos der alten Ueberlieferung auf dem Kirchlein wächst, ist auch Heimatgefühl in den Herzen, und der Schlesier ist mit seinem Kirchturme ebenso innig verwachsen wie mit seinem Vaterhause!

Ich will hier nicht weiter eingehen auf die Arten schlesischer Dorfkirchen, nicht die Wallfahrtskirchen in alter und heutiger Zeit schildern, nicht die Altertümer schildern, die sich in den Gotteshäusern und auf den Friedhöfen finden, nicht auch von den Kunstschätzen sprechen, die sich namentlich in alten Klosterkirchen noch erhalten haben, — sondern zum Schluß nur noch auf einige Merkwürdigkeiten hinweisen. Eine solche an Kuriosität grenzende Eigenart schlesischer Dorfkirchen sind die vielen Heiligenfiguren in katholischen Kirchen, die eine rührende Wirklichkeit zeigen. So sind auf einem Altar zu Hochkirch bei Glogau (Bild 5) die Nothelfer unter den Heiligen mit ihren Attributen plastisch dargestellt. Eine andere Merkwürdigkeit, die oft rührende Klage ist, sind die Grabinschriften auf den alten Grabsteinen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. So lesen wir z. B. bei der eben genannten Kirche auf dem Grabsteine eines Lehrers:

Stehe Wandersmann

Hier liegt begraben

Martin Philipp

Bedewitz

78 Jahr alt, 56 Jhr. Schulmeister

in Hochkirch, gestorben 1737

den 13. Juli und dessen Seele

Wünsche die ewige Ruhe.

Und an einem anderen Stein:

Anno 1581 den 30. August umb 20 Uhr

ist die edle vielehr- und tugendreiche

Jungfrau Ennelein geborene Puschin auf

Groß-Schwein Got selichen verschieden.

Der Gott und uns allen eine froliche

auferstehung verleien wolle.

Welche Aufrichtigkeit der Angaben, welche Treue und Gottesfurcht der Gessinnung!



Endlich noch eines aus Schlawa, einem Städtchen an Schlesiens größtem See. Dort steht an der Kanzel folgende, als auf das Kometenjahr 1619 hinweisende Erinnerung:

„Aus angeborener Dankbarkeit gegen diese Kirche und gutwilliger Freigebigkeit der wohlgeborenen Frauen, Frauen Annen Freiin von Rechenberg aus dem Hause Schlawa, des weiland Edlen und gestr. Herrn Tadištai vom Niebelschütz auf Groß- und Klein-Gafron selig hinterlassenen Wittib ist dieser Predigerstuhl auf ihre Unkosten im 1619. Jahre, sobald der Komet erloschen war, angefangen und im September verfertigt worden. — Herr, tue wohl den guten und frommen Herzen. Ps. 125, V. 3.“ —

Die Decke der steinernen Kanzel zeigt den gestirnten Himmel und darin den (Hallenischen) Kometen mit sehr langem Schweif.





## Von Glocken und Glockentürmen

**A**uf staubender Landstraße, ein seltenes Gefährt: Ein Einspanner-Lastwagen, gelenkt von einem Knaben, auf der breiten offenen Fläche des Wagens eine mit Kornblumen, Margareten und Rosen geschmückte Glocke.

Soviel Seltsames und Alltägliches diese Straße, eine unserer belebtesten Chausseen, auch schon gesehen haben mag, soviel Menschenleid und -Freude von Dorf zu Dorf und Stadt getragen wurde, dieses Fuhrwerk bedeutet ein ganz Besonderes — ein Stück Heimatgeschichte, ein Stäubchen der Weltgeschichte!

Weiß daß der kleine Kutscher? Ich sehe ihm nach, seine Würde zu finden und seine kostbare Last zu sehen mit innig verstehenden Blicken.

Da thront nun die eherne Sprecherin, die durch Jahrhunderte die Schicksale des Dorfes Heidau bei Liegnitz verkündigte, die in die Familien, in die Menschenherzen hineinläutete, die zum Hochzeitsfeste und Grabgeleite rief! Da thront sie nun auf einem Fahrzeug, das in seiner Alltagsprosa in grellem Gegensatz steht zu der Vermittlerin zwischen Himmel und Erde! Blumen gab ihr die Liebe der Gemeinde auf den letzten Weg — mit Blumen schmückt man die Braut, aber auch den Toten, den Jubelnden wie den heimkehrenden Helden — die Glocke dort auf der Fahrt ist alles zugleich!

Von diesen Türmen herab steigen in jenen Tagen (Juli 1917) der Sonne die Wahrzeichen der Heimat, um den Weg zur Front anzutreten. Nichts hat die Heimat so sehr ergriffen als diese Mobilmachung. Zuerst griff der Krieg mit rauher Hand in unsere Familien, holte dort die Tüchtigsten heraus, ein Leid, das stumm ertragen wurde. Dann lichtete er die Bestände in Haus, Küche und Keller — und nun mußte er die Kirchen, beraubt sie der tönenden Pfeifen und der schönsten Glocken, da krampft sich das Menschenherz zusammen mit einem Weh', das auch den letzten ergreift!

Der getreue Ammann der Gemeinde gibt der Scheidenden das Ehrengelcit. Er zieht hinterdrein, und ich kann mit ihm einige Worte wechseln. Er wird in der Stadt noch für eine gute photographische Aufnahme sorgen und die Glocke dann an das Vaterland abliefern. Dann hat er nur noch den letzten Gruß der Geschiedenen der Gemeinde zu überbringen! Glockenschicksal!

Die bestellten Leute sind jetzt eifrig am Werke, ihre Zerstörungsarbeit zu verrichten. Der Zufall will es, daß ich in einem andern Dorfe der Liegnitzer Gegend, in Merschwitz, dazu komme, als dort die beschlagnahmte Glocke herabgeholt wird. Unter den scattigen alten Linden, die den alttümlichen Fachwerkbau des Gotteshauses umhegen, haben sich die irgend abkömmlichen Dorfbewohner versammelt, um Zeugen des denkwürdigen Vorganges zu sein. Auch der Geistliche und der Lehrer. Alles



verhält sich schweigend oder im gedämpften Gespräch. Auch die sonst vorlaute Jugend ist still. Der Geistliche hat am letzten Sonntag der Gemeinde das heut Geschehende erläutert und ihr zugerufen: „Gebe Gott, daß die zurückgebliebene Glocke bald der Gemeinde den Frieden einläute!“ Aber jetzt, da das Unglaubliche Ereignis werden soll, jetzt stehen sie gerührt, die Alten wie die Jungen, auch die Männer, die

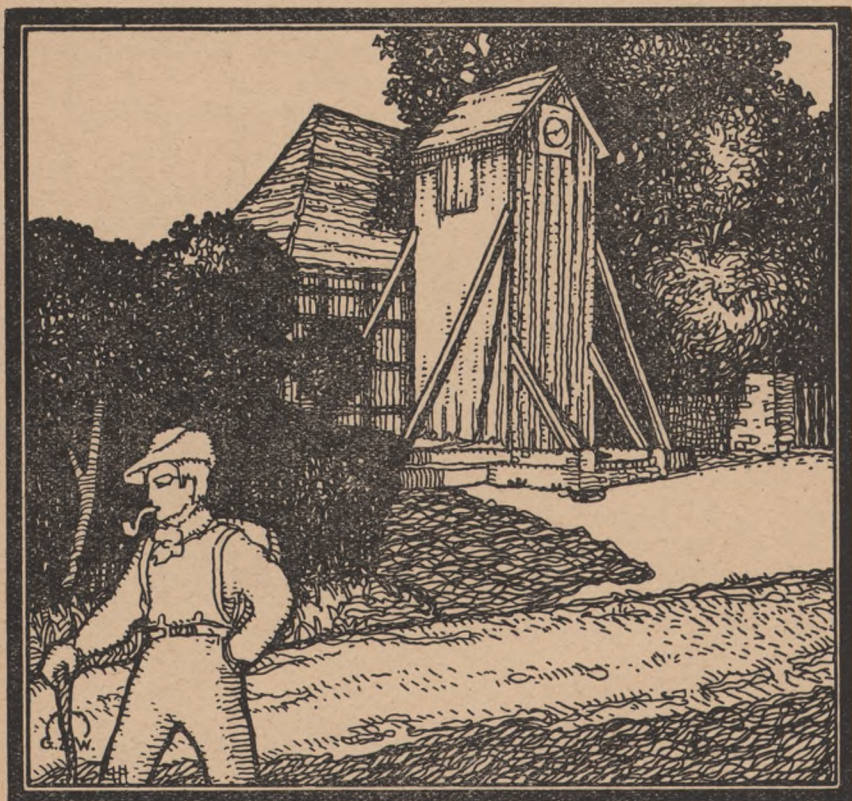


Bild 6. Glockenturm zu Merschwitz bei Liegnitz.

wenigen, welche der Krieg gelassen hat — mancher Gedanke mag schnell in die Vergangenheit zurückeilen, da diese Glocke dem einen zur Freude, dem andern zum Schmerze sang! — Nur die ortsfremden Männer, die gekommen sind, die herrliche zu Falle zu bringen, sehen geschäftsmäßig drein, — heut hier, morgen dort.

Andächtig starrt alles auf das schwarze Loch im Glockenturm, wo sie sich zeigen soll. Endlich ist alles ohne Unfall geschehen, sie ruht nun



wieder auf der prosaischen Erde, von der sie vor langen Zeiten zur Höhe hinaufstieg, ruht uns zu Füßen. Die Nächststehenden entziffern die Glockensprüche:

„Kommet alle zu mir  
die ihr mühselig und beladen seid,  
Ich will euch erquicken.“

„Des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“

Hände strecken sich vor und betasten die Erdfremde, fast liebevoll wie ein fühlendes Wesen. Der Lehrer, der Pastor sprechen mit diesem und jenem über die Glocken der Gemeinde und über die allgemeinen Schicksale, keiner geht vom Platze, ein jeder will die letzten Minuten dabei sein. Denn schon ist der Wagen bereit, sie für immer zu entführen. Der Geistliche hat inzwischen eine Aufnahme versucht, und Mädchenhände haben der Verdienten einen herrlichen Schmuck von frischem Eichenlaub bereitet.

Nun gibt der Pastor ein Zeichen, und bald thront die Feierliche auf dem Wagen zur letzten Fahrt.

Dorf auf, Dorf ab spielte sich in Schlesien dieser Vorgang so oder ähnlich ab, und alle vernahmen die letzte stumme Klage wie ein persönliches Leid: „Seht, ich gehe von euch, weil mich das Vaterland ruft, aber zaget nicht, die große Zeit ist der großen Opfer wert, und der Herr wird noch alles wohl machen!“

Ein Stündchen im Pastorhause macht es mir eindringlich, daß hier jeder Heimatgedanke zu seinem Rechte kommt. Pietätvoll hat der Freund des Heimatschutzes an alles und jedes gedacht. Die Chronik nahm bereits alles auf, was späteren Geschlechtern zu wissen wert sein kann. Die Schilderung des heutigen Vorganges und das gelungene Bild der Glocke wird die Eintragungen vervollständigen — auch ein Stück Heimatschutzarbeit, und zwar ein recht wertvolles. Im Gespräch während der Besichtigung der interessanten Kirche und des Friedhofes fließt mehr als einmal beiderseits das Wort: „Wenn es doch die Vorfahren auch so gemacht hätten, dann wüßten wir mehr über die Vergangenheit unserer Heimat.“

\*

\*

\*

Die Glocke, von der ich zuletzt sprach, hing auf einem von der Kirche gesonderten Glockenturme (Bild 6). Ich möchte die Aufmerksamkeit einmal auf die verhältnismäßig seltenen Bauwerke richten. Besondere Glockentürme, ohne baulichen Zusammenhang mit dem Gotteshause, wurden errichtet, wo das vorhandene Kirchlein keine Glocken hatte, und wenn sich später das Bedürfnis nach solchen einstellte. In der Liegnitzer Gegend gibt es nur drei solcher Glockentürme zu Merischwitz, Leschwitz und Bärtsdorf-Trach. Der Glockenturm zu Merchwitz wurde vor einem halben Jahrhundert errichtet, als der frühere Turm der Kirche eingestürzt war. Es ist ein einfacher Holzturm mit einer aufgemalten



Uhr, aber die Lage unter den uralten Linden, das Verwandte mit dem Fachwerkbau des Gotteshauses erzeugt eine günstige Stimmung. Das Gegenteil ist in Leshwitz der Fall, wo der prosaische hölzerne Glockenturm zu stark von der steinernen Kirche absticht. Der Glockenturm

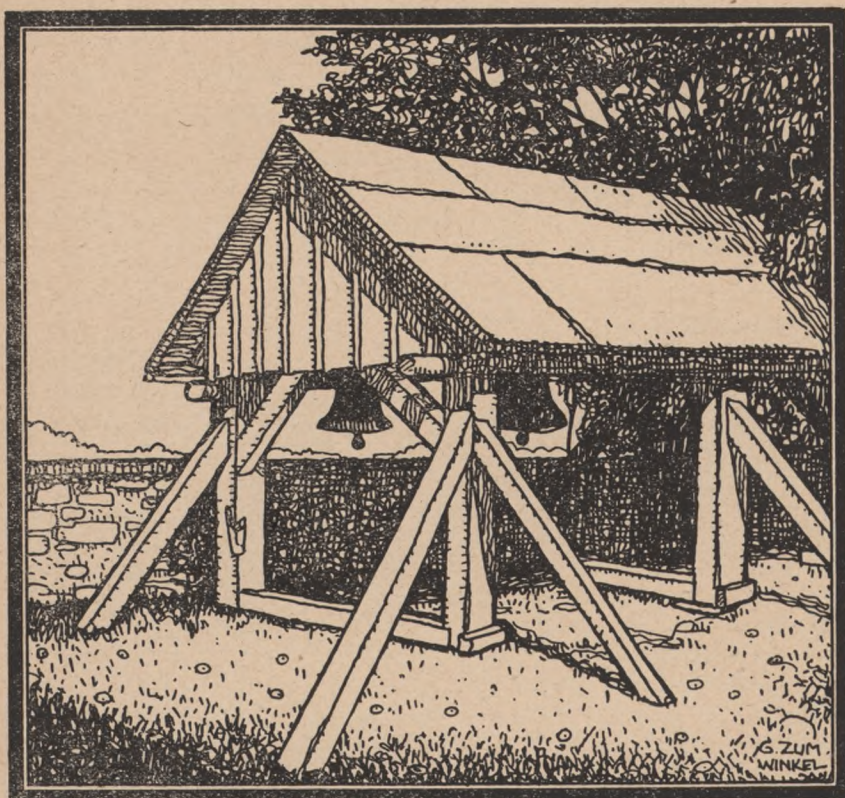
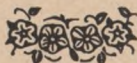


Bild 7. Glockenstuhl zu gleicher Erde: Bärsdorf-Trach bei Hannau.

zu Bärsdorf-Trach (Bild 7) ist eigentlich gar kein Turm, sondern lediglich ein überdachtes Gerüst zu ebener Erde auf dem Friedhof, dicht an der Friedhofsmauer. Die Glocken hängen frei darin, das Ganze eine Aufmachung, die ganz vereinzelt dastehen dürfte.





## Das Stadtbild von Haynau

**H**aynau gehört zu denjenigen schlesischen Städten, deren Lage in einer eigenartig gestalteten Landschaft, und deren geschichtlicher Charakter sie in keiner Betrachtung Gesamtschlesiens entbehren läßt. Grüne Hügel, mit anmutigen Dörfern geziert, die zu den schönsten des Landes gehören, ein Silberband inmitten schöner Wiesen und von hoher Kultur zeugender Felder, in mäßiger Ferne ein blauer Nadelwald — das ist die Solie, die die Natur dem Deichsaftstädtchen liefert, und mit der es schon manchen Naturfreund zu gewinnen vermochte. Es sind nicht heroische Schönheiten, die unserer warten, aber was in der Ferne so viel gelobt und als sehenswert gepriesen wird, das hat die freundliche Nachbarstadt auch: ein altertümliches Stadtbild, mancherlei Ansätze zu modernem Wirtschaftsleben und eine nach allen Richtungen hin bewegte Umgegend.

Ein alter Chronist aus dem 17. Jahrhundert wird uns mit einigen Strichen zeichnen, wie die Stadt in vergangenen Tagen ausgesehen hat: Ihr Lager gründet sich — so schreibt 1689 Lucae — auf einer ziemlichen Ebene, welche die Deichsa durchströmet, wie auch das Weichbild, etliche feine Mühlen treibet, und hernach hinter Beersdorf (Bärsdorf-Trach) sich mit dem Schwarzwasser vermischt. Sie hat eine große Vorstadt, und in derselben bequeme Wirtshäuser, weil durch dieselbe die tägliche starke Passage von Breslau auf Leipzig geht. Die Vor- und die rechte Stadt werden durch eine Mauer und durch einen etwas wässerigen Wallgraben, da an jener etliche Verteidigungs- und Tortürme stehen, geschieden.

Wir geben nun demselben alten Schriftsteller noch das Wort, daß er uns das Innere der alten Stadt zeige: Inwendig zieret die Stadt die große oder Hauptpfarrkirche, gewißlich ein herrliches Gebäu, mit einem hohen Turm, unter dessen durchsichtiger Dachspitze und Gallerie grobe Glocken hängen. Das fürstliche Schloß läßt sich hier auch wohl sehen, ein hohes, zierliches, weitläuftiges, mit vielen großen Fenstern, bequemen Gemächern, auch räumlichen Sälen ansehnliches Palatium. Ebenmäßig präsentiert sich auch das Rathaus wohl, mit seinem Turm und Uhrwerk, auf dessen Gallerie sich täglich die Musikanten hören lassen. Wiewohl auch die Stadt öfters Feuerschaden erlitten hat, trifft man dennoch darin verschiedene feine Bürgerhäuser an, besonders auf dem großen Marktplatz.

Ein Stadtbild vom Jahre 1750 gibt eine vortreffliche Übersicht der Stadt im Zeitalter Friedrichs des Großen, ähnlich beschaffen wie die heutigen Pharus-Pläne, aber ohne das Kolorit. Ein massiger, im Rechteck gehaltener Häuserkern, in dessen Mitte der Ring ausgespart ist, und von dem aus gerade Straßen nach den vier Himmelsgegenden führen, nach Westen hin das Haupttor und, daran anstoßend, Michelsdorf,



eingerahmt das Ganze durch quadratische Gärten mit regelmäßigen Baumreihen und durch Felder, streng abgeschlossen durch Tore und Mauern mit wehrhaften Türmen — so sah die alte Stadt aus.

Ich habe immer einen geschichtlichen Ruck bekommen, wenn ich mich der Stadt näherte. Und das bewirkte allein seine herb mittelalterlich dreinschauende evangelische Kirche mit dem Turme, den man eine Merkwürdigkeit nennen könnte, mit einem Turme, den man nicht mehr vergißt, auch wenn man ihn nur einmal gesehen, einem Turme, den es nur ein einziges Mal in Schlesiens gibt, und der finster drohend in die lachenden Fluren dreinblickt, als wollte er noch einmal Hussiten vertreiben, wie Anno 1427, da der entfachte Glaubensfanatismus vor diesem Gotteshause Orgien hielt. Da war die Kirche mit einem steinernen breiten Turme der einzige sichere Zufluchtsort der Bürger, und sie flüchteten und spotteten der machtlos drohenden Feinde, denen sie frischgebackene Semmeln zuwarfen zum Beweise, daß es mit dem Aushungern noch gute Weile hat. Man hatte nämlich im Gewölbe der Kirche einen Backofen errichtet und eine Handmühle angelegt, ja, einen tiefen, frischen Brunnen hatte man in der Kirche gegraben, wobei die Aufschrift stand: „Hier der Born“. Das ist eine Kirche, von der jedes Hannauer Kind singen und sagen sollte, das sind Erinnerungen, die ein guter Bürger von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und beim Wintergeplauder oder beim Wandern seinen Jungen gern erzählt. Sie ist erst ganz kürzlich schön, wie sie war, fein mittelalterlich wiederhergestellt worden, sodaß sie heute noch ein wenig frisch aussieht, und ihr Ziegelwerk ist noch hell und dunkel zugleich, aber das schadet der Schönheit nicht. Das ist eine steinerne Chronik, diese Kirche, in der der Bürger nicht weilen kann, ohne seiner Vorfahren zu gedenken, denn eine riesengroße Steintafel redet zu ihm von der Väter Geschick. Dieses für ganz Schlesiens kostbare Prachtstück des Mittelalters ist auch in seinem, dem Gottesdienste bestimmter Teile eine Sehenswürdigkeit nicht letzten Ranges. Der Besucher wird vielleicht manches noch nicht vollständig hergestellt finden, denn das Restaurieren ist eine langwierige Arbeit, die meist Geduld erfordert. Aber den großen Eindruck wird man schon mitnehmen, und man wird Hannau als ein Altertumsfreund zu diesem Erbbesitze beglückwünschen.

Es ist für architektonisch interessante Bauwerke immer von maßgeblicher Bedeutung, ob das Bauwerk richtig aufgestellt ist. Wir haben in mehreren schlesischen Städten Beispiele, wo das nicht der Fall ist, wo der Stadtwanderer mit einem Male vor einem Giganten steht, auf den rein gar nichts vorbereitet. Hier hat die Geschichte gewaltet und das kostbare Bauwerk der Stadt in eine selten günstige Lage versetzt. Und da früher lange Zeit ein Konkurrent da war, der mit den grotesken Recken rivalisierte, so hat eine höhere Gewalt eingegriffen, das ehemalige Rathaus beseitigt und so das illustre Kunstwerk dem Blick freigegeben.

Wer zum ersten Mal nach Hannau kommt, ist nicht wenig überrascht, einen so mächtigen Ring zu finden, größer als der Liegnitzer.



Der Schmuckplatz in der Mitte deutet den Fleck an, wo einst das hochbetürmte Renaissance-Rathaus gestanden hat. Wer nun weitere Eindrücke der Stadt sucht, findet gerade dort, von der Westseite her, wo das „Deutsche Haus“ steht, einen charakteristischen Placeindruck: der Blick schweift über den Ring wie über einen Riesenaal, entlang an den perspektivisch stark wirkenden Häuserzeilen, und dann zu dem merkwürdigen Turme hin, der uns immer von den bösen Hussiten und den tapferen Bürgern erzählen will.

Aber er wandert dann weiter und kommt zu dem ehemaligen Pfaltenschlosse, das freilich weit weniger imposant ist, und er sucht sich das Altertumsmuseum auf, das in einem Kloben von einst untergebracht ist, in dem alten Weberturm nämlich. Und er findet auch ein kleines Kirchlein aus der Zeit Friedrichs des Großen, das am längsten Kirche gewesen ist, denn in Bälde wird man darin turnen. Aber eine neue viel schönere Kirche ist dafür erbaut worden — und dieses neue Bauwerk ist es, um dessentwillen wir uns heute der Deichsastadt besinnen. Denn eine Kirche verändert das Stadtbild auf jeden Fall, eine neue Kirche ist, wenn sie nicht gar zu bedeutungslos gestaltet wurde, für das Land ein Ereignis.

Auf einem schönen, vor dem Westtore der Stadt gelegenen Platze, dem sogenannten Schießplatze, erhebt sich eine neue katholische Kirche, wie ein mächtiger Schritt in die ferne Zukunft. Lange steht der Betrachter und schaut sich das Werk an, das innerhalb dreier Jahre von geschickten Händen aufgerichtet wurde. Denn nicht eine gewöhnliche Kirche ist es, die man von einem Fabrikanten fertig bezogen, nicht eine im landläufigen Stile der Zuckerbäcker-Gotik aufgemachte, sondern ein Bau, der sichtlich abbiegt von der Heerstraße, der etwas anderes sein und sagen will. Wir mögen davon überzeugt sein oder nicht, daß der Bau in seinen romanischen Formen hierher paßt oder nicht, für sich allein ist er überzeugend. Er wirkt weder zu massig noch zu groß, er sieht nicht windbeutelig aus und auch nicht überladen, er weist eine ruhige Selbstverständlichkeit auf, die uns wohl gefallen will.

Zwei mächtige Türme, oder, was richtiger ist: ein Turmpaar führt uns nach oben, feilt sich erst nach größerer Entfernung vom Auge zur melodischen Doppelspitze und leitet den Blick wieder herunter in schönen sanften Linien zum prachtvollen Portal. Die Nachbildung alter Baustile mag man beurteilen, wie man will, auf jeden Fall hat es etwas Reizvolles für sich, die große Gestalt eines Bauwerkes in der reinen frühmittelalterlichen Stilart mit den Mitteln der modernen Baukunst aufgerichtet zu sehen. Wir können nach dem, was das Laienauge uns sagt, den Eindruck vollkommenster Befriedigung mitnehmen. Die blonden Farbentöne weichen von den herkömmlichen Kirchenmauerfarben geflissentlich ab, die ruhige Haltung des Werkes kann immer wieder betrachtet werden, ohne zu ermüden. Man lasse sich des ersten, vielleicht fremd anmutenden Bildes nicht verdrießen: wir sind nun einmal karg bedacht mit wirkungsvollen Kirchenbaustilen, und es gehört zu allem Eigenartigen eine gewisse



Zeit zum Einfühlen. Die haben die Hagnauer sicher schon hinter sich. Denn sie sahen das wundervolle Gebäu werden, es höher und höher emporwachsen, was ihnen gewiß eine seltene Freude gewesen ist. Nach den vielen Zuschauern zu urteilen, die man dort stets antraf, war das Interesse gewiß groß.

Nach der Uebersättigung mit Gotik ist die neue Kirche ein anderes und ein Erfrischendes. Sie gibt Niederschlesien, was wir noch nicht haben: Eine romanische Kirche — und um dessentwegen allein schon wird sie in Zukunft manchen nach Hagnau rufen.

So hat jetzt die Stadt zwei sehr und ungewöhnlich interessante Kirchen. Die eine kann auf die Vergangenheit stolz sein und die andere auf die Gegenwart; jene verdankt der stürmischen Geschichte des Landes selber eine Geschichte, und die andere lobt in sich die Meister, die sie schufen.

Warum hat man denn eine neue Kirche gebaut? Nun, nicht, weil das mode ist, sondern weil ein dringliches Bedürfnis dazu vorlag. Die alte katholische Kirche bot im ganzen nur 300 Menschen Raum, das ist für eine Gemeinde von rund 1400 Katholiken etwas wenig. Im Jahre 1904 stellte der Kirchenvorstand bei der königlichen Regierung als der Patronatsbehörde den Antrag auf Erbauung eines größeren Gotteshauses, welchem Ansuchen günstige Aufnahme wurde. Bald erklärte sich der Magistrat in sehr anerkennenswerter Weise bereit, den Bauplatz umsonst zur Verfügung zu stellen, und so konnte, nachdem auch das Ministerium zugestimmt hatte, das Werk begonnen werden. Der Kostenanschlag war auf 200000 Mark beziffert. Den grundlegenden Entwurf hatte der Geheime Oberbaurat Hofsfeld im Ministerium des Innern geliefert, wonach die Ausarbeitung durch den königlichen Kreisbauinspektor Klingenstein in Bunzlau erfolgte. Die Leitung des Baues übernahm am 1. April 1909 der königliche Regierungsbaumeister Harling, die Maurer-Arbeiten lieferte der Hagnauer Bauunternehmer Hirsche. Der erste Spatenstich wurde am 9. Juni 1909 getan und der Grundstein wurde feierlich am 5. Juli desselben Jahres gelegt. Geweiht ist die Kirche der jungfräulichen Gottesmutter Maria und dem hl. Josef.

Lassen wir die Stadt hinter uns, indem wir zu dem freundlichen Hopfenberge aufsteigen. Schöner und schöner steigt mit uns das neue prächtige Turmpaar auf, und es schwebt schließlich über der anmutigen Flußstadt und zeichnet eine neue große Linie vom Mittelalter. Vom Berge in das Tal fliehen die Blicke und suchen nach markierenden Punkten. Hier finden sie jetzt einen mehr, und zwar einen solchen, den sie seiner Form wegen nicht verwechseln können. Sage und Poesie umflattern den kühnen Gesellen da drüben, der uns garnicht loslassen will, aber Schönheit und Bürgerfleiß atmet auch das neue Werk, das der Deichsastadt zur Zierde gereicht.





# Ostertage in einem Dorfe der Glogauer Gegend

## Bilder aus dem schlesischen Volksleben

arf Freitag! Auf dem Dörfchen, auf das ich mich zurückgezogen, liegt schon Osterstimmung. Trotz der gewaltigen Stürme, die über Felder und Dächer rasen, bereitet sich etwas vor. Grau in grau liegt die Erde, und der peitschende Regen läßt sie nicht freundlicher scheinen — dennoch lagert heiliger Frieden über den Bergen, deren dunkle Wälder den Frühling verborgen halten. Heut ist ein ernsther Einkehrtag, heut spricht so manche Seele einmal zu sich selbst, die das lange nicht tat. Trotz allen Unwetters muß ich hinaus. Mein Dörfchen liegt auf einem Ausläufer des schlesischen Landrückens, ringsum senkt sich das Gelände zum Tale, weit geht der Blick in die Lande. Schwer und braun liegen die Schollen ausgebreitet, dazwischen grünt schon die frische Saat. Die Pflaumbäume zu den Seiten der zersuchten Landstraße starren noch schwarz in die verschleierte Luft. Aber die Sträucher am Wege, an den Gräben und die Weiden im feuchten Talgrunde schimmern bereits frühlinggrün. Schwere Wolken Schwaden ziehen dort von den Bergen, an denen sie lange festhingen, herüber, böig schlägt die stürmische Macht an den Körper und verhindert fast das Athemholen. Nur Schritt um Schritt komme ich vorwärts. Es ist bitterkalt und blutjung der Tag. Eine seltene Karfreitagfeier! Kein Mensch eilt zur Arbeit, kein Lied aus Vogelkehlen ermuntert den Schritt. Unten im Wiesengrunde löst sich im Grau des Morgens eine bewegte Gestalt ab, dem kleinen Feldwege zu. Ist das die erste Verkünderin des großen Geheimnisses vom heutigen Tage? Ja, sie ist es. Mit einem Kännchen in der Hand ist die fromme Seele, für die es keine Wettergrenzen gibt, zum Weidenbache hinausgegangen, um schweigend das „stille“ oder Karfreitagwasser zu holen, das ihr den Segen des Tages in die Wohnung bringen soll. Es muß fließendes Wasser sein und vor Sonnenaufgang geschöpft. Dann ist es ein Wunderwasser, für mancherlei Nöte gut, und heilsam namentlich gegen Hautleiden, wer sich damit gewaschen. Schweigend geht die fromme Jungfrau, die Krankenhelferin des Dorfes, mit dem gefüllten Krüge an mir vorüber, denn der bloße Gruß würde die Wunderkraft des Wassers zunichte machen. Aber einen stummen Gruß tauschten wir, die wir im Grunde seelenverwandt sind, nur verschieden geartet; sie entnimmt in frommem Aberglauben, den eine uralte Tradition sanktioniert hat, der Natur in einem Kännchen die Heilkraft, während ich sie mit jedem Atemzuge einsauge; Naturverehrer sind wir beide. Die Schwere des Karfreitags empfindet sie wohl so gut wie ich; bei solchem Brausen des Sturmes reißt auch die Seele die grundtiefen Akkorde an, die vom Leiden und Sterben klingen und uns die Natursprache als Ausdruck der Weltentruer erkennen und verstehen lehren.



Zwei Stunden später ist mein Dörfchen erwacht. Aber es ist ein Zagen und Zittern heut in der Welt. Ich kann kein frohes Gesicht sehen. Die Leute sind alle religiös, sie halten jedem Tage zugute, was ihm seiner Bestimmung nach zukommt. Mit hölzernen Klappern haben die der Kirche dienenden Dorfjungen zum Gottesdienste geladen, was sonst die Glocken tun. Das hat den schwermütigen Grundton in der Stimmung noch verschärft. Nun ziehen die schwarzgekleideten Kirchgänger von nah und fern auf allen den neun Wegen, die zu meinem Dörfchen führen, heran, um ihrem Bekenntnis Ausdruck zu verleihen — denn es ist ein Opfer, das sie heut ihrem Glauben bringen, bei solchem Wetter die Hütte im fernen Dorfe zu verlassen. Ich mische mich in die Schar der Kirchgänger und trete mit ihnen in das alte Gotteshaus auf dem Berge. Die Zeremonien des heutigen Tages sind besonders ernst und traditionell. Die Altäre sind in Schwarz gehüllt, schwarz gekleidet treten der Geistliche und seine Assistenten an den Altar. Alte, an mittelalterliche Mönchsweisen erinnernde Gesänge ertönen im Wechsel vom Altar und vom Chore, eine dramatische Zeremonie versinnbildlicht den ganzen düsteren Leidensweg des Karfreitags, das schwarz verschleierte Kreuz liegt, vom Geistlichen hingebettet, nun wirklich dort am Altar, den Gläubigen zum Andachtskusse bereit. Dann erfolgt die nicht minder eindringliche Zeremonie der Grablegung; in ein kunstvoll aufgebautes Grab wird unter Trauergefangen der Leib des Herrn bestattet. Strahlend steht die Hülle des Angebeteten im finsternen Raum — ein seltsam packender Anblick plastisch zu den Augen sprechend, was das fromme Gemüt schaut. Ergriffen stehe ich angesichts solcher uralter Gebräuche, ich fühle ein Mitschwingen der Seele zu solchen Trauerweisen — die Dorfkirche bewahrheitet sich hier als die Bewahrerin ernster Gebräuche, die zu den sinnigsten gehören, die man bei uns finden kann. Ich verstehe nun, warum die Leute so weit zur Kirche gehen, sie wollen erhoben, ergriffen sein, das Christentum steckt den Leuten von Kindesbeinen an in Fleisch und Blut. Das ist Glaube und Volkssitte zugleich. Soll man sie nicht ehren? —

Den ganzen Tag über kommen einzelne Leute zum Grabe, um zu beten, bis abends um 6 Uhr die „Einsetzung“ stattfindet. Die Stürme tosen fort. — — —

\*

\*

\*

Der nächste Tag brachte ein leises Abflauen des Sturmes, aber die Ostersonne will noch nicht recht durch. Am frühen Morgen ist schon alles eifrig am Werke. Die kleinen Hütten werden gesäubert und geschmückt, daß es schimmert und blinkt in diesen kleinen Wohnräumen. Meine freundlichen Wirtsleute haben Kuchen und Pfannkuchen gebacken. Fast in jedem Hause hat man etwas gebacken. Die Leute backen in Ermangelung eines Backofens und eines Bäckers im Haus- oder Küchenofen, daher meist Napf- oder Pfannkuchen. Im Nachbardorf ist ein Bäcker, aber sein Erzeugnis ist doch eben kein selbstgebackener. Und zu Ostern muß hier wie zu Weihnachten in jeder ordentlichen Wirtschaft die eigene Backkunst walten. Außerdem gibts hier noch eine lukullische Spezialität, Zickelbraten nämlich.



Wie man in großen Bauerndörfern zu den Hauptfesten ein Schwein schlachtet, so wird hier das Osterlamm in Gestalt eines Zickelbratens genossen. Mit großer Raffinerie werden die verschiedensten Zubereitungsarten probiert, das vollkommenste ist das gefüllte Zickel, wozu Schweine- und Rindfleisch genommen wird. So hat der Ortsfleischer heut tüchtig zu tun, denn jeder will beizeiten seine Küche in Ordnung bringen. Schon kommen die ersten Osterurlauber militärischer Herkunft, und heut abend ist alles da, was zu den Feiertagen zu erwarten ist.

Heute ist ein fröhlicher Tag für die Jungens. Die Dorfjungen sind draußen an den Rainen, auf den Wiesen und besonders an dem idealen Platze bei der großen Kastanie, die hinter dem Pfarrgarten am Abhange einer kleinen Anhöhe steht, von wo aus sich ein herrlicher Ausblick auf die ganze Ebene bis hin zu dem Kranze der Nachbardörfer bietet. Die Säfte steigen in den Ruten und Gerten, und die Jungens befassen sich damit, „Sitzschpfeifen“ herzustellen. Dabei deklamieren sie folgenden Vers:

Weidel, Weidel, gib mir Saft,  
Wenn du mir keen Saft nie gibst,  
Da schmeiß'n mer dich in a Graben,  
Da kumm'n die alten Raben,  
Da kumm'n die alten Fleischhunde,  
Die zieh'n der 's Sell vom Buckel runder —  
Streich, streich, Bettelstreich,  
Runter, runter mußte,  
Du verfaulte Kruste.

Schon im literarisch-ästhetischen Sinne ist der Vers ja nicht, aber er ist hier in allen Dörfern der Umgebung verbreitet. Man kann seine Freude haben an dem stillen Erwachen der Natur, das unbewußt zur Osterstimmung führt. Die Veilchen blühen unter allen Hecken, mir gegenüber ist ein Garten, in dem diese blauen Frühlingskinder in Massen unter dem lebendigen Zaune hervorgucken.

Noch einen Osterbrauch muß ich erwähnen. Als ich heut zum Mittagessen kam, setzte mir die Wirtin mit sichtlichem Stolz eine „selbstgepflückte“ Kräutersuppe vor, und obschon ich für Kräutersuppen keinen besonderen Geschmack entwickle, so aß ich diese hier gewissermaßen literarisch-wissenschaftlich, indem ich mich einem uralten Ortsbrauch fügte und mich so in eine tausendjährige Reihe stellte. Heut sammelt man Kräutergrün für Gesunde und Kranke, als Gundermann, Garbe, Gauchheil und junge Nessel.

Mein Dorf hat auch seinen „Dorflumpen“, der bloß verdient, um zu saufen. Als ich heut nachmittag ins Dorf kam, stiefelte er schwankenden Schrittes, mit Reißig unterm Arm, die Dorfstraße entlang und gröhlte die schaurige Ballade von der schönen Müllerin, die so anfängt:

Es wohnt ein Müller an einem Teich,  
Trulla-lalala, trullalala,  
Der hat eine Tochter, und die war reich,  
Trulla-lalala, trullalala.

\*

\*

\*



Der Ostertag ist angebrochen. Ein sonniger, herbkalter Ostertag! Wenn die Osterglocken klingen, muß ich an Fausts Studierstube denken, und hier sind „bessere Menschen“, die kein Zweifel irre gemacht, denen der Glaube nicht fehlt. Sie hören die Botschaft und sie glauben, wie schon ihre Väter geglaubt haben. Heut ist ein Prachttag für mich, der ich geradezu veressen bin auf das Beobachten von Bauertypen. Ihr mögt nun sagen, was ihr wollt, solche knorrige Gestalten, solche wetterfesten Gesichter, solche breite Schädel und grobgeschnittene Gesichter gibt es nur auf dem Lande, wo nicht jede Mode mitgemacht wird. Heut hättet ihr hier auf dem Kirchplatz ein buntes Volkstum sehen können, Menschen, die wie Dürersche Figuren anmuten, Menschen mit verschrobene Köpfen und archaischen Ansichten, Leute von zwölf Dörfern mit Mänteln und Hüten, die nur alle hohen Feiertage einmal gelüftet werden. Vor der Kirche geht's hier zu wie in Liegnitz am Getreidemarkt. Vettern und Freunde aus zwölf Dörfern! Das ist mehr wie Kirchtag, das ist Wallfahrt und Besuchstag. Man dokumentiert, daß man noch lebt, man gibt Aufträge auf den Weg, man bestellt sich zum Taufen, zur Hochzeit, zum Geschäft.

Der Pfarrer weiß das und kann auch nichts dagegen machen, daß sie erst mit dem Glockenschlage alle hereinstürmen in das Gotteshaus. Von der malerischen Wirkung der Leute aus zwölf Dörfern in den Bänken, in den Winkeln und in den Gängen könnte ich auch ein Kapitel schreiben. Die Galizier und Polen sind hier ständige Gäste, denn ringsum sind große Dominien. Nach dem Gottesdienst haben die Gasthäuser ein Geschäft, da setzt man die Verhandlungen fort, die man vor der Kirche begonnen hat. Zum Mittagessen ist man zu Hause; dann geht's „über die Grenze“ zum fröhlichen Trünke, zum „Kupp“ oder „Skat“.

Zwei Leute sagten mir, daß sie heut früh beim Sonnenaufgang das Osterlamm in der Sonne gesehen haben; es war ihnen ganz ernst damit. Und ich habe ihre Illusion nicht zerstört.





# Auf Heidewegen

## Eine Liegnitzer Wanderung

**D**ie Bahn Liegnitz—Lüben—Raudten überschreitet den südlichen der beiden Sandrücken, die das nördliche Niederschlesien modellieren. Gerade dieser südliche Rücken wellt sich recht lebhaft, und gerade er ist sehr walddreich; so ist es erklärlich, daß das Oede und Leere, das dem Worte „Heide“ anhaftet, hier weniger als sonst zutreffend ist. Vielmehr rollen sich die schönsten Landschaftsbilder auf, und dem Wanderer wird eine Naturfahrt in diesem stillen Waldmeere nicht langweilig, nur muß er Einsamkeit nicht mit Langeweile gleichsetzen. An Chausseen und erstklassigen Landwegen, an vornehmen Gasthöfen und sonstiger Außenkultur ist das Land nicht eben reich — dafür lacht noch manch urfriedlicher Dorfzauber aus Obstgärten und Hecken und zeigt sich dem Glücklichen, der um die Ecken zu gucken versteht, manche Rarität, die ihren Wert nicht feilbietet.

Da sind z. B. zwei allerliebste kleine Dorfkirchen in Großrinnnersdorf und Eise moist unfern der Bahn. Dorfkirchen mit dem vollen Nimbus des Alters und der Ursprünglichkeit. Eingehegt in dichten Baumkronen lugt das Rinnnersdorfer Kirchlein nur mit dem zwerghaften Holztürmlein auf dem breiten, roten, schweren Dache heraus. Ueber einen altertümlichen Friedhof hinweg erreicht man den efeuumspinnenen Eingang, der wie der Eingang zum Dornröschenschloß anmutet. Drinnen ist alles altertümlich; der fünfflügelige Klappaltar mit gut erhaltenen Bildern (Jugendzeit Jesu darstellend), der aus dem 15. Jahrhundert stammen soll; der Taufengel, stark vergoldet, mit der Tauffschale, der an einem dünnen Faden davor schwebt; die Holzkanzel und die uralten Bänke und doppelten Galerien, die Orgel und die Wappen (von Stosch) und die vielen Erinnerungsbilder, Tafeln, Münzen, Sprüche und Bilder, die alle Wände füllen. In der Sakristei eine kleine Bibliothek alter Bücher und an zwei Pfeilern alte Epitaphs in kunstvoller Ausführung. Konservativer Sinn, edler Sinn für das altehrwürdige hält schützende Hand darüber; leicht ist es, kahle oder moderne Flächen an die Stelle des Alten, Verblichenen, Vergilbten zu setzen, fehlt nur der Hauch der Vergangenheit, wie er so wohlthuend Stimmungsvoll von den Wänden alter Kirchen ausgeht.

Prächtig sind die hohen, meist sehr alten Dorflinden, die zur Ueerraschung des Fremden dieses Heidedorf schmücken. Auch der Bauer schon noch das Wahrzeichen seiner Wirtschaft, wenn ihm kein gegenteiliges Beispiel gegeben wird. Das ist hier der Fall. Das stattliche Rittergut hegt und pflegt jeden alten Baum; davon zeugt der Wirtschaftshof, der herrliche buchenreiche Park und die Feldbäume. Stehen da oben auf einsamer Höhe einige Linden, Franzosenlinden genannt. Hier sollen mehrere Franzosengräber sein. Breitkronig beschatten die Bäume das Feld, dem Schnitter eine Raststätte, und man hat noch nicht Anstoß daran genommen, daß vielleicht einige Halme etwas kürzer blieben!



Weiter: Im Parke des Gutes liegen, zu Miniaturhügeln gehäuft, Hunderte von Findlingen, eine Musterkarte nordischer Granite und Gneise. Wie anders ist doch dieser Brauch, als wenn, wie man vor einigen Jahren aus derselben Gegend erfahren mußte, solche Steine, die zumal der Nimbus geschichtlicher Erinnerung längst volkstümlich gemacht hat, der Steinklopfer sofort zerkleinern muß, damit in wenigen Jahren der Block zu Staub werde.

Ueber einen bewaldeten Hügel, der ringsum landschaftliche Schönheiten erschließt, gelangt man in ein Wiesentälchen, das ein Bach in frischem Grün und wunderbaren Blumenmustern erhält; liebliche kleine Anwesen darauf, topographisch Kleinrindersdorf genannt. Man wandert ohne hörbaren Schritt wie auf Teppichen in diesem Tälchen, ein Paradieschen in der Heide! Nicht lange und man steht vor dem „Kapellen-Krug“, einem schlichten Gasthause an alter, vermutlich friderizianischer Heerstraße, die gradlinig auf Lüben zielt. Ein prächtiger Kiefern- und Fichtenwald nimmt uns auf, verlassene Heidestraßen fallen seitlich ein, man merkt, das Wegeneß hat seine Bedeutung im Laufe der Zeit geändert. Aber herrlich zu gehen, solche Wege der Einsamkeit. Breite, nimmer fest werdende Sandwege ziehen kreuz und quer, nur dem Beratenen angenehm, dem Unkundigen eine Ursache ständiger Zweifel. Und gar erst mitten hinein in diese Waldherrlichkeit voll Farren und Gesträuch geht sich nur bei Führung gut. Wälder sind Schatzkammern der Natur, nichts gibt es, das einen Wald ersetzen könnte! \*)

Wir biegen und biegen, und dann stehen wir plötzlich vor einem Waldgiganten, den auch der rechnende Forstmann streichelt und schont. Eine Riesenfichte mit Doppelstamm, an 30 Meter hoch. Königsfichte nennen sie die Leute. In Brusthöhe ist sie von reichlich 3 Meter Umfang.

Von diesem Naturdenkmal aus wenden wir uns Eise moist zu, das wir von einem mit Ginster bestandenen und mit erratischem Gestein überschütteten Hügel wie ein entzückendes Frühlingsbild schauen. Hingelegt an einen Hügelhang, in Blütenwolken eingehüllt, ist dieses Dorf mit seinem uralten Holzkirchlein wohl eines der seltsamsten Dörfer in dieser Gegend.

Eine halbe Stunde später finden wir uns im Buchengrund, der natürlich „Höllengrund“ heißt, wiewohl die Hölle ein entzückender Aufenthalt sein müßte, wäre sie von dieser Art. Man denke: Mitten in der verkannten „hölzernen“ Heide eine halbe Stunde nichts als Buchen! Nichts hindert die Illusion einer Wanderung auf Rügen! Und darin wieder ein Baumwunder: Die „Wunderbuche“; aus einem Stamme steigen elf zur Höhe auf mit im ganzen 6 Metern Umfang. Wir preisen die Seele, die noch jeden Anschlag abwehrt, damit uns Suchern an einem Beispiel kund werde, wessen die bildnerische Kunstkraft der Natur fähig ist, sofern keine Nukungswut das Wachstum hindert. Wagt es wirklich jemand, zu behaupten, daß solche Naturspiele in Holzwert aufgerechnet werden könnten?

\*) Heut ist der Wald von allergrößter Wichtigkeit. Wir verweisen auf die vielseitige Volkschrift des Verfassers „Der deutsche Wald und die Heimat“ (Wissenschaftliche Vorträge, zwei neue Theaterstücke für Heimatabende, Lied mit Noten, Deklamationen); Liegnitz, Verlag Schlesierzentrale.



Wir begrüßen das Wunder lange und hegen heilige Wünsche. Aus dem Buchengrund steigen wir auf einen höher gelegenen Kiefernwald, und bald stehen wir wieder vor einem gewaltigen Naturdenkmal. Ein Riesenstein, ähnlich dem 1908 zerstörten Franzosenstein, ist hier freigelegt worden. Die Maße: 5,15, 4,20, 1,70 Meter sagen schon etwas, aber sie sagen nicht alles. Welche Gewalten haben dich Steinriesen hierher verschleppt! Du Urzeuge unserer Heimat, über die einst Revolutionen brausten, Gletscherschauspiele wirkten, die kein menschliches Auge gesehen! Keine Chronik der Weltgeschichte reicht aus zu einem Maßstabe von einst bis jetzt, keine Urkunde verbindet uns Flüchtige mit dem Damals – nur dieser Stein ist noch ein Band der Jahrtausende! Und auch nur für den, der seine stumme Sprache vernimmt! – Ein Naturdenkmal! – —

Ich breche hier ab wie man ein Lied abbricht, wenn das Träumen über uns kommt. Das Lied geht weiter – nur ein paar Strophen waren es, die hier zum Besten gegeben wurden. Ein Lied von Steinen und Bäumen, Wäldern und Ewigkeiten! In dem Erdenkleide, das die Menschheit ewig wandelbar sticht, sind ein paar Runen aus alten Tagen, in die keine geschriebene Chronik zurückreicht, stehen geblieben – durch Zufall. Der Zufall ist launisch, und es kann geschehen, daß die nächsten Geschlechter nichts mehr davon sehen.





## Kloster Leubus und das Deutschtum in Schlesien



s ist eine gegen die bisherigen Annahmen völlig neue Erkenntnis, daß es vor dem 13. Jahrhundert in Schlesien keine deutsche Kolonisation geben konnte. P. Dr. Schulte, der den Stein durch scharfkritische Untersuchungen ins Rollen gebracht\*), hat damit die Anregung zu weiteren Forschungen gegeben. Zu den wichtigsten Veröffentlichungen des „Vereins für Geschichte Schlesiens“ gehören zwei Bände der „Darstellungen aus Quellen“ (Bände 17 und 18), die sich beide mit der kolonisationsfördernden Tätigkeit des Klosters Leubus befassen. Während O. Górka eine Untersuchung „Ueber die Anfänge des Klosters Leubus“ anstellt, behandelt V. Seidel „Den Beginn der deutschen Besiedelung Schlesiens“. In beiden Arbeiten werden die Gründungsdaten des Klosters und die Deutsch-Kolonisation behandelt; hauptsächlich ist es die umfassende Untersuchung von V. Seidel, die sich mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Klosters befaßt und damit die Kulturverhältnisse Schlesiens vom 12. bis zum 15. Jahrhundert überhaupt gründlich beleuchtet. Das Endergebnis ist: Der Ruhm, Begründer des Deutschthums in Schlesien zu sein, gebührt Herzog Heinrich I. (1201—1238), dem machtvollen Sohne Boleslaus des Langen.

Inmitten eines slawischen Ringwallles war durch das schlesische Geschlecht der Lubinger eine Burg angelegt worden, vermutlich auch ein Tempel. Am Fuße der Burg lag der slawische Burgfleck, aus dem sich das heutige, vom Kloster einen halben Kilometer entfernte Städtchen Leubus entwickelte. Hier, in diesem einsam an der Oder gelegenen Ringwall hatte Herzog Wladislaus II. vor seiner Vertreibung durch seine Brüder, die 1146 erfolgte, ein Kloster mit Benediktinern gegründet. Das Gründungsjahr steht noch nicht fest.

Infolge der Vertreibung des Gründers mag es um das Kloster schlecht gestanden haben. Herzog Boleslaus, der Erbe Schlesiens, mußte bei dem Vorhaben, das Kloster Leubus zu entwickeln, auf die Zisterzienser kommen; denn dieser berühmte Orden war durch seine erfolgreichen Kulturleistungen bekannt. Namentlich die Bestimmung der Zisterzienserregel, wonach die Klöster nicht in Städten und Dörfern, sondern in der Einsamkeit angelegt werden sollten, verhiess die Gewähr, daß die Mönche in dem unwirtlichen Oderwalde ausharren würden. Auch hatte er persönliche Anschauung von der Ordenstätigkeit in einem siebzehnjährigen Aufenthalte in Deutschland erlangt. Während dort die Städte schon glänzende Kulturmittelpunkte bildeten, hatte Schlesien bis ins 12. Jahrhundert überhaupt keine Städte. Noch war ferner erst die Hälfte des Bodens kultiviert, und der Feldbau war noch rückständig; nicht Feldbau, sondern Viehzucht war die Hauptbeschäftigung der Slawen.

\*) Silesiaca 1898. S. 35 ff.



Es bedurfte also der Musterwirtschaft großen Stils; die wenigen Großgrundbesitzer mit einheitlicher Eigenwirtschaft waren damals die Zisterzienserklöster. Diese zur Gründung von Großwirtschaften, die als landwirtschaftliche Schulen wirken möchten, in Schlesien anzusiedeln, ist nach dieser Erklärung die erste Absicht des Herzogs gewesen bei der Berufung der Zisterzienser. Nicht der Einführung deutscher Ansiedler galt dabei das Bestreben, sondern der Förderung der einheimischen Bevölkerung.

Dieser Sorge lagen sie im 12. und 13. Jahrhundert hauptsächlich ob, nachdem die ersten Zisterzienser am 16. September 1163 ihren Einzug in Leubus gehalten hatten (der Konvent ist erst nach 1175 eingezogen). Es geschah das durch das Grangien-System; Grangien sind Wirtschaftshöfe in eigener Verwaltung. Es sind im 12. und 13. Jahrhundert nicht weniger als 15 solcher Grangien angelegt worden: Dobreitl, Rauske, Praukau, Maltitz, Rogau, Gleinau, Schlauphof, Bellwitzhof, Brechelschhof, Seichauer Vorwerk (heut Arnoldshof), Neuhoß (Kreis Striegau), Elend, Schönfels (Kreis Strehlen), Schmograu und Mönch-Motschelnitz. Die Laienbrüder oder Konversen, deren Tätigkeitsfeld die Grangien waren, gliederten sich in Hirten, Stalleute und Ochsenknechte. Ein Gasthaus wurde angelegt für die Aufnahme und Bewirtung der Wanderer. Man baute Körnerfrüchte an, hielt Rinder und Schweine, auch Schafe, und legte Gemüse- und Obstgärten an. Durch die Zisterzienser wurde eine neue Obstsorte, der Pfortner-Apfel, in Schlesien heimisch. Nächst dem Getreide wurden auf den Klosterhöfen Flachs, Hanf, Weberkarde und Hopfen, wahrscheinlich auch Waid, angebaut. Der Weinbau wurde begründet.

Durch die Grangien wurden auch weitere Volkskreise mit der Wirtschaftsart der Leubuser Mönche bekannt. Von großer Wichtigkeit war es, daß dadurch die Dreifelderwirtschaft in Schlesien eingeführt wurde. Den deutschen Pflug, eisenbeschlagen und von vier Ochsen gezogen, lernten die Polen, die nur den hölzernen Hakenpflug besaßen, kennen.

In jeder Beziehung waren die Leubuser Grangien Musterwirtschaften Schlesiens!

Seit wann vollzieht sich nun die Ansiedelung von Deutschen? Bis zum Jahre 1208 war den Zisterziensern die Verpachtung von Land und Höfen verboten. Sie waren also bis dahin gar nicht in der Lage, kolonisationsmäßig zu wirken. Erst von diesem Jahr ab wurde ihnen gestattet, die alte Höfewirtschaft zu durchbrechen.

Andererseits plante Herzog Heinrich I. eine weitere Erschließung des waldbreichen Landes durch Kultivierung der bis dahin unberührt gebliebenen Bannwälder. Um aber in diese Walddickichte Bresche zu legen, war eine außergewöhnliche Vermehrung der Arbeitskräfte nötig, die nur durch Zuzug auswärtiger Kolonisten ermöglicht werden konnte. Daher rief Herzog Heinrich I. deutsche Bauern ins Land. Umfassende Rodungen im Grenzhag waren also der ursprüngliche Zweck der deutschen Besiedlung Schlesiens. Erst als man die rührige Kraft dieser freien Bauerngemeinden erprobt hatte, ging man dazu über, auch im Innern des Landes deutsche Dörfer anzulegen.



Durch Kauf, Schenkung und Tausch erwarben die Leubuser zwischen 1216 und 1232 500 Hufen des Waldgebietes zwischen Goldberg und Jauer, genannt die Goldberger Hufen. In diesem ehemaligen Urwalde, Bannwalde, entwickelten sich im Laufe des 13. Jahrhunderts 10 Dörfer. Hier entfalteten die Zisterzienser die erste zielbewußte deutsche Kolonisation. Die 10 Dörfer, die, mit Ausnahme von vielleicht zweien, auf Waldboden durch deutsche Kolonisten neu angelegt wurden, sind: Pombßen, Mochau, Helmsdorf, Seitendorf, Röhrsdorf, Kunzendorf, Streckenbach, Rudelstadt, Jägendorf und Ketschdorf. Der gegebene Handelsmittelpunkt für die deutschen Kolonisten dieser Waldgegenden war die im Jahre 1211 gegründete deutsche Stadt Goldberg, nach welcher diese Hufen geradezu den Namen führten.

Dazu kauften die Zisterzienser 1323 den Seichauer Wald, dem der Volksmund den Namen Mönchswald gab, den er heute noch führt.

Gleichzeitig mit der Kolonisierung der 500 Hufen berief das Kloster Leubus auch nach dem südlichen Waldgebiet des benachbarten Schlauper Bezirks deutsche Bauern, die hier noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Hermannsdorf, Hennersdorf und Kolbnitz gründeten. Sonach bildete sich zuerst in diesem Waldlande das erste geschlossene deutsche Kulturgebiet Schlesiens.

Die Leubuser Kolonisation umfaßte drei Abschnitte. Der erste beginnt im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts und beschränkt sich auf die Erschließung des Goldberger Waldlandes. Die zweite Epoche fällt in die Zeit nach dem Mongolensturm; es werden Deutsche in dem ältesten Klostergebiet, um Leubus, angesiedelt. Die dritte Epoche begann zu Ende des 13. Jahrhunderts, und zwar auf dem Schlauper Bezirk; der alte Marktort Schlaup wird zu deutschem Recht ausgezehrt und neben dem Brechelshof wird das Dorf Spitzberg, das heutige Bre m b e r g, gegründet. Ferner wurden deutsch Mois, später (1349) Seit sch, Kreis Guhrau.

Es steht also fest, daß einmal die Zisterzienser mit der Absicht nach Schlesien berufen worden sind, hier die Wirtschaftsweise zu heben und Waldland, Oedland zu erschließen. Zweitens, daß sie bei der Kolonisation durch Deutsche in hervorragender Weise beteiligt sind. Endgültig festgestellt ist sodann, daß vor dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts eine Kolonisation auf den Besitzungen des Klosters Leubus nirgends stattgefunden hat \*).

\*) Die hochlehrreiche Geschichte des Klosters Leubus hat Pfarrer W e l s zum erstenmale in geschlossener Darstellung zusammengefaßt in der „Geschichte des Klosters Leubus und seine Bedeutung für die schlesische Kultur“ (Eiegitz, Schlesierzentrale). Das Werk ist zudem mit prächtigen Kunstbeilagen ausgestattet. Es ist eine der Grundschriften schlesischer Kulturgeschichte.





# Am Oderstrom

## I.

Wer die Welt am Stab durchmessen  
wenn der Weg in Blüten stand,  
nimmer konnt er doch vergessen  
glückberauscht sein Heimatland.  
Und wenn tausend Sangesweisen  
nur der Fremde Lob entquillt:  
Einzig will das Land ich preisen,  
dem mein ganzes Sehnen gilt.  
Sei gegrüßt am Oderstrand,  
Schlesien, du mein Heimatland!

Philo vom Walde

**W**er schon einmal am Oderstrom verweilte, wird sich gern der Bilder entsinnen, die sein Auge dort zu schauen hatte. Zwar sind es nicht die kühnen Gebilde des Gebirges oder des Meeres gewaltige Eindrücke —, mehr in Moll spielt hier die Natur, sanfte, weiche, fast möchte man sagen wehmütige Symphonien sind es, die wir am Oderstrande kennen lernen. Das leise klagende Wasser, der grünblau leuchtende Oderwald in seinem melancholischen Rauschen und das Beschauliche der Uferlandschaften — es stimmt nicht eigentlich freudig, es macht hangend und bangend, wie wenn ein Märchen dahinflutete in Gold und Pracht, und du könntest nichts von dieser Schönheit ergreifen!

Und wenn du mitten im Halbdunkel des Eichenwaldes wandelst, allein, da kommt ein Augenblick, da wird dein Tritt immer leiser, leiser, schließlich wagst du gar nicht mehr zu gehen, du bist wie festgebannt, du stehst still im Rauschen der vielhundertjährigen Eichenkronen, und du weißt auch nicht warum. Du mußt lauschen. Das ist des Waldes Weihe, die dich ergriffen hat, und die Minuten des Lauschens sind ein Tribut an das Weltall: Deine Seele hat sich abgelöst vom vergänglichen Augenblick und auf einen Augenblick mit der zeitenlosen und raumlosen Ewigkeit vereint.

Der Zufall will es, daß du just in dem Augenblick über den breiten Strom setzt, da der golden, in Purpur glühende Sonnenball auf den Wassern tanzt. Alles Körperliche ist zum Schein geworden, Fluß, Wald und Ufer sind wie langsam verhallende Flüstertöne eines in Schönheit sterbenden Riesen so unsagbar schemenhaft — — ja, die Oderwelt ist eine ganz andere wie die des Gebirges! Hier flimmert und zittert an sonnigen Tagen alles in dufsender Atmosphäre, hier schwimmen die feuchtblauen Wälder auf Wolken von Traumbildern! Hier dehnt sich alles Gegenständliche in endloser Breite, selbst der schrille Ton der Dampfer, die geisterhaft vorüberziehen — man weiß nicht woher und wohin — verhallt in den weichen, freien Nebeln wie ein Klageruf.

So empfand ich die gelassene, weibliche Schönheit der Oderwälder, nicht dem kecken, drolligen, fischen Weibe aus den Bergen ähnlich, auch nicht der Nüchternheit des Mädchens aus flachem Lande, vielmehr einem zarten, keuschen Kinde gleich, das in weher Einsamkeit seine Lieben sucht.



Der freundliche Leser, der vielleicht beim süßen Nachtsiße sitzt, lächelt vielleicht über die Melancholie dieser Vergleiche, aber er komme nur einmal in seelenbereiter Stimmung in diese Waldzone, und er wird etwas davon nachempfinden. Selbst den Schiffer im schwankenden Kahne ergreift etwas von diesem Weh, und du wirst gleich ihm schweigsam, wenn du dich dem nassen Element anvertraust, um dich eine Stunde lang auf des Stromes Rücken hintragen zu lassen. Stehst du dann im grünen Schatten des tausendjährigen Klosterhofes und schaust du die alten, ehrwürdigen Hallen, die der Mönch zum Gebete schuf, und aus denen heraus jetzt das unheilbare Entsetzen des Wahnes grinst — Freund, für diese Melancholie des Lebens und der Geschichte hast du sicherlich eine Note in deiner Seele, die in diesem Augenblick laut wird, und du gehst hinweg mit herbem Gefühl und zagem Weh.

Aber du kamst, dich zu erfreuen oder zu erbauen, und so wollen wir jetzt, nachdem wir die Wolken verscheucht haben, eine heitere Wanderung ohne trübe Reflexionen antreten.

Du bist in Maltsch, wohin du mit der Eisenbahn kamst, ans Ufer gegangen und hast dich überfahren lassen. Die wenigen Minuten haben genügt, um dir schon allerlei Motive vom Stromleben zu vermitteln. Du sahst die schwankenden Oderkähne, reparierte und defekte, am Ufer liegen; die emsigen Hände der Schiffsbedienten, die dort einen Frachtdampfer löschen, zeigten dir, daß die Oder ein wirtschaftlich nutzbarer Fluß ist; du hörtest ein nicht gerade zartes Gebet um des Nächsten Heil aus rauhen Schifferkehlen von dem rasselnden und polternden Schleppzuge herunter, der jetzt gerade des Stromes Mitte befährt; und auf dem uraltertümlichen Schwimminstrument, das man „Sähre“ heißt, hast du vielleicht Gelegenheit, Vergleiche anzustellen, wie anders die Menschen sind, die jahrzehntelang auf dem Wasser leben und die, die Handel treibend von Ort zu Ort ziehen.

„Drüben“ angekommen, streckst du dich und legst zum Wandern an. Denn vor dir liegt der O d e r w a l d \*), und der Weg führt dich gleich mitten in des Waldes Zauber. Doch schon hemmt sich dein Schritt, du siehst ein Haus, von dem du nicht recht weißt, ob es eine im Waldesdunkel erbaute Försterei ist oder ein Waldgasthaus. Geh nur hinein, wenn du durstig bist, ein Gasthaus ist es, prosaisch in die Poesie des Urwaldes gesetzt.

Dann aber rüstig ausgeschritten, denn eine gute Stunde hast du flott zu marschieren bis hin zum Kloster. Die Straße ist zunächst breit, dann wird ein Wiesenweg daraus und schließlich ein romantischer, von Baum zu Baum springender echter Waldweg, wie sich deine Phantasie ihn vorstellte, als du noch ein Bub oder ein Mädel warst und Großmutter dir die Waldgeschichte vom Rotkäppchen erzählte. Wolf und Bär, Auerochse und fabelhafte Wesen erschrecken dich heute nicht mehr, aber gib acht, daß du nicht über Wurzeln stolperst, die sich schlangengleich am Boden winden. Die weiße Markierung an den Baumriesen wirst du schon von

\*) Ueber diesen und den Oderstrom vergl. auch des Verfassers „Leubus und der Oderwald“ aus der Reihe der „Schles. Wanderführer“ (Liegnitz, Verlag Schlesierzentrale).



selbst beachten, denn du fürchtest, dich zu verlaufen, aber achte auch auf die Waldschönheiten, auf die herrlichen Gruppen felsenharter Baumstämme, an denen das Sonnenlicht herniederrieselt, auf die zarten Waldgrasmatten, die sich an lichterem Stellen breiten und auf die stillen Weiher am Rande, in denen einstmals der Oderstrom flutete.

Bist du allein, wofür ich immer stimme, so wird ein stilles Betrachten anheben von des Waldes majestätischer Größe und von Vergangenen, von den immer neuen Naturwundern, die sich dir zu Füßen entfalten, und von alten, angelesenen Bildern aus der Geschichte. Das sind noch die nämlichen Wälder, in denen die Piasten jagten, bis sie sich im Waldes-  
traum zum Sterben hinlegten; das sind die gleichen Wälder, in denen einst der Germane dem wilden Ur folgte, wo das „Ding“ tagte, und wo man den Göttern opferte. Wärest du zufällig vor etlichen hundert Jahren hier gepilgert, so würde dein Weg kaum so glatt sein, und du würdest oft an gefallenem Baumleibern stehen, die der Sturm entwurzelte oder das Hochwasser auspülte.

Trottet ihr aber fürbaß zu dreien oder noch „gehäufster“ in den Wald, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ihr schon in der ersten Viertelstunde das wunderbare Lied — ein Eichendorff hat es gedichtet, als er vom Walde schied, um ins Feld zu ziehen! — anstimmt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ — Um die Antwort auf diese Dichterfrage seid ihr freilich nicht bekümmert, denn ihr seid ja Wanderer und keine Philosophen oder Botaniker, und seid ihr es, so vergeßt nicht, den großen Weltenmeister dankbar zu loben für des Waldes Herrlichkeit. Dankt aber auch im stillen dem preußischen Fiskus, daß er als Eigentümer dieser letzten Riesen aus vergangenen Tagen noch nicht verwirklicht hat, was der gelehrte Professor Partsch einmal besorgt und verheißend schrieb: „Erlebt es einmal ein künftiges Geschlecht, daß die 84 Prozent der Oderniederung, welche der Natur des Bodens nach dem Ackerbau Erfolg, und zwar glänzenden Erfolg (!) versprechen, ihm wirklich ganz überantwortet werden, dann bleiben nach dem Schwinden des bisherigen Oderwaldes fast nur noch die Kiefernbestände, welche einzelne Diluvialinseln und Dünengruppen des Ueberschwemmungsgebietes bedecken, und die für die Strombauten so überaus wertvollen Weidepflanzungen sandiger Werder übrig.“\*) Hoffentlich bleibt auch den künftigen Geschlechtern soviel Poesie und reale Wertschätzung für Waldkultur, daß sie den Fiskus in der dauernden Erhaltung des herrlichen Oderwaldes bestärken und nichts davon wissen wollen, daß man Weizen und Kartoffeln auf dem durch tausendjährige Ueberlieferung geheiligten Boden züchtet!

So, da wären wir — auf dem „Käsebrett“ nämlich, einem schönen Waldpläze, den man jetzt feierlicher getauft hat: Kaiserplatz — und die drei Giganten von Eichen, die hier kühlen Schatten spenden, hat man

\*) Schlesien I, 275. Vgl. hierzu: Clemenz, Kloster Leubus (Wissenschaftl. Wanderführer Nr. 1), Liegnitz, Verlag der Schlesierzentrale, Ferner Wels. Geschichte des Klosters Leubus und seine Bedeutung für Schlesien. (Ebenda.)



Kaiser-, Bismarck- und Moltke-Eiche genannt. Hier magst du ein Viertelstündchen ruhen und deinem „inneren Menschen“ etwas vergönnen, denn ein knappes Stündchen bist du in der verdauungsfördernden Waldbluft gegangen.

Dann noch 20 Minuten — und das kühne Profil des gewaltigen Klosterbaues löst sich aus dem Waldzauber, der dich bisher umfing. Nun ist es mit der sanften Ruhe der Naturbetrachtung aus, nun will das Auge sehen und betrachten, sich satt schauen an den seltsamen Maßen und Architekturformen eines Baues, den es nur einmal auf schlesischer, deutscher, ja, fast könnte man sagen: europäischer Erde gibt. Denn ein Gebäude mit 225 Metern Front gibt es auf dem Kontinent nicht mehr; das Berliner Schloß bleibt um 33 Meter hinter dem Leubuser Kloster zurück. Die Hauptfassade des Liegnitzer Schlosses ist etwa 100 Meter lang, und nur London hat einen Monumentalbau mit längerer Front, das Parlamentsgebäude, das eine 275 Meter lange Fassade aufweist. Auch der längere (nordöstliche) der beiden Seitenflügel übertrifft um einen Meter die Seitenflügel des Berliner Schlosses. Wenn man angesichts des Klosters jemandem sagt, daß das Berliner Schloß auch nicht höher sei, so begegnet man einem zweifelnden Lächeln — und doch ist es so. Riesenhohe Bäume, wie sie hier davorstehen, lassen bekanntlich ein Bauwerk niedriger erscheinen, als es ist, während Häuser den Höheneindruck eher mächtiger machen. Dazu kommt, daß hier die bedeutende Höhe von 30 Meter auf nur drei Stockwerke verteilt ist, während das Berliner Schloß vier Stockwerke hat. Die Säle sind hier daher höher als dort. Gewaltiger sind beim Kloster auch die Maße der Mauern. Die Grundmauern des Parterregeschosses sind so dick, daß in den Fensternischen je eine Bettstelle, ein Tisch und zwei Stühle Platz haben. Keine Burg, kein Schloß deutscher Erde kann sich also mit dem Klosterbau hinsichtlich der Größe messen, und wenn man etwas Vergleichbares suchen will, so muß man auf das Kolosseum des Altertums oder Porta nigra in Trier oder zu den altrömischen Kaiserpalästen zurückgehen. Das alles klingt, wie gesagt, angesichts des im Baumgrün verschwindenden und gar nicht mit einem Blick übersehbaren Klosterbaues fast unwahrscheinlich. Und doch ist es noch nicht alles, was zu seinem Ruhme gesagt werden kann. Man muß wissen, daß das Kloster, so wie es sich heute darstellt, unfertig ist. Man war gerade damit beschäftigt, die fehlenden östlichen Teile zu ergänzen und das Innere des Fürstensaales — der Klosterabt hatte Fürstenrang — mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia zu schmücken, als die Preußen Schlesien besetzten und das Kloster mit hohen Kontributionen belegten. Bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1810 konnte man dann nicht mehr an die Erweiterung denken. Zur Verdeutlichung der Größenverhältnisse sei noch bemerkt, daß man aus dem Kloster machen könnte: zwei Petersburger Kaiserpaläste (Winterpalast) oder zwei Warschauer bezw. Madrider Königsschlösser oder drei Brüsseler oder vier Amsterdamer Residenzschlösser. Sehr treffend glossiert ein früherer Beschreiber des Klosters (Dr. Majunke) die geringe Bekanntheit der Welt mit dem schlesischen Riesenbau: „Läge das Kloster statt an der Oder an der Themse oder am Ebro — wir wüßten



alle in Deutschland etwas von ihm, wie man ja in allen deutschen Volksschulen vom spanischen Escorial zu sprechen pflegt. Und: Hätte Schiller dieses Baudenkmal geschaut, er hätte wohl ein langes Gedicht darüber entworfen, nachdem er in seinen „Künstlern“ schon den „Mikrokosmos“ in der Kunst gefeiert.“

Ueber der Mitte der Hauptfassade ragen die zwei gleichen Türme der Kirche, die in der Mitte der Hauptfassade eingebaut ist, nicht allzu herrschend, aber in wundervoller Architektur, in die Höhe. Rechts und links davon die mächtigen Reihen der ungewöhnlich hohen Fenster — mit dem Blick auf den wenige Schritte davon vorbeifließenden Oderstrom, auf dem die Mönche des Mittelalters in zwei Schiffen schon Salz und Feringe an der Ostsee holten.

Die drei Geschosse des Klosters sind durchweg gewölbt; außen und innen sind die Gebäude mit reichen Stuckornamenten und innen außerdem mit schönen Gemälden geschmückt.

Die Klosterkirche, die wir unter der Führung des Glöckners betreten, überwältigt auf den ersten Blick schon durch die wundervollen Rokokoformen. Es scheint alles zu leben, die nach oben gesteigerte Stilistik zieht und leitet den Blick unwillkürlich immer nach oben. Die Kirche ist eine dreischiffige Basilika, die im 17. Jahrhundert barock ausgestaltet wurde. Sie ist 63,6 Meter lang und 24,6 Meter breit. Durch das viel bewunderte (und nachgezeichnete!) vergoldete Eisengitter ist das Laienschiff vom Hauptschiff und vom Thor der Geistlichen getrennt. Je näher man tritt, um so mehr Barock- und Rokokoformen erwachen. Zeugten schon Kanzel und Gemälde des Laienschiffes von dem Schönheitsfinne der Ausgestalter, so wird man beim Anblick des Mönchschores überwältigt von dem Eindruck, den das kunstvoll geschnitzte Chorgestühl, bestimmt für zweimal 18 Mönche und 2 Gäste, erweckt. Seinesgleichen hat in Deutschland nicht dieser zierliche Engelschor, eine Gruppe musizierender Engel, die in vollendetsten Formen in harmonischen Spielbewegungen fixiert sind. Ein Werk des 17. Jahrhunderts!

Großartig ist auch der Hochaltar. An den 6 korinthischen Säulen stehen die Heiligenfiguren von Petrus, Paulus, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten. Das riesige Altarbild stellt die Himmelfahrt Mariens dar. Umkleidet ist der Hochaltar mit einem zierlichen Rankenwerk schöner Kunstformen. Immer und immer wieder werden die lieblichen, anmutigen weißen Engelsgestalten bewundert. Ein uraltes Kunstwerk erblickt man hinter dem Hochaltar, eine Piscina (Wasserbehälter) in Gestalt einer spätromanischen Säule, der einzige Rest der ältesten Leubuser Kirche aus dem 12. Jahrhundert. Jeder der 24 Altäre, die diese Kirche enthält, zeigt seine eigenen Kunstformen.

Aber besonders locken auch den Kunsthistoriker die Willmanns. Willmann war jener begnadete Maler des 17. Jahrhunderts († 1706), der das Leubuser Kloster und viele schlesische Klosterkirchen im Auftrage der Äbte mit den Werken seiner vollendeten Kunst schmückte. Nicht zu



Unrecht nannte man ihn den „schlesischen Raphael“. Hier stammen von ihm die Hochaltarbilder, eine Anzahl der Riesengemälde, die das Hauptschiff schmücken und die 18 Riesengemälde an den Wänden der Seitenschiffe, welche die Leiden der Apostel und Jünger darstellen; außerdem eine Menge kleinerer Bilder.

Diese Willmanns allein erheben diesen Raum zum Kunstheiligtum. Ein anderer Schatz dieser Kirche sind die Grabstätten fürstlicher Personen. So liegen hier u. a.: Herzog Heinrich III. von Glogau mit zwei Töchtern (im Presbyterium); dessen Sohn Przemislaus; zwei Töchter (Agnes und Sophia) der hl. Hedwig; Herzog Boleslaus, Sohn der hl. Hedwig, gest. 1225, (im Presbyterium), die Herzogin Hedwig von Liegnitz; Herzog Wladislaus von Liegnitz; Ritter Ulrich von Schaffgotsch, gest. 1515; ferner 8 Bischöfe, deren lebensgroße Bilder hinter dem Hochaltar hängen. Dort findet man auch die mittelalterlichen gotischen Betstühle, die angeblich von der hl. Hedwig und deren Gemahl, dem Herzog Heinrich I., benützt wurden.

Die Fürstenkapelle ist ein Anbau zu dieser Kirche vom Jahre 1312. Eine Kapelle mit viel Marmor und interessanten Bildern. Fünf kleine Altäre mit Bildern von Willmann. Ein 80 Zentimeter hohes Bernsteinkreuz wird gezeigt, das aus Jerusalem stammen soll. Die wichtigste Sehenswürdigkeit ist das steinerne Grabmal des Erbauers, Herzogs Boleslaus III. von Liegnitz-Brieg. Auf der steinernen Tumba liegt die ebenfalls steinerne Figur des Herzogs, das Modell der Kapelle haltend. In der unterirdischen Kirchgruft ruht der einbalsamierte Leichnam Willmanns.

Nächst dieser Kirche ist der Fürstensaal das sehenswerteste Bauwerk des Klosters. Er hat in Schlesien nicht seinesgleichen. Mit der Größe des Raumes wetteifern die malerischen und plastischen Kunstwerke um die Aufmerksamkeit. Der Saal liegt im nördlichen Seitenflügel des Prälaturgebäudes. Größe: 28,5×14,8×13,9 Meter. Barock und Rokoko feiern hier Triumphe. Der 1730 vollendete Saal diente zu großen Feierlichkeiten, Empfängen usw. Wir bewundern die Musiktribüne, die von der Gestalt des Atlas getragen wird. Das Deckengemälde ist eine der größten bemalten (außerhalb Roms wohl die größte) Leinwandflächen, welche die Kunstgeschichte kennt. Es zeigt historische und allegorische Bilder, die Klostergründung, den Kampf gegen das Slawentum, den Glauben, die Haupttugenden usw. Viel bewundert werden die Eckgemälde, die, man mag sich stellen wie man will, sich stets frontal zeigen. Den figürlichen Schmuck dieses wahrhaft fürstlich ausgestatteten Saales bilden allegorische Gestalten und die Statuen der deutschen Kaiser Leopolds I., Josefs I., Karls VI. u. a.

Beim Verlassen des Klostergebäudes erfrischt recht die Anmut des malerischen Klosterplatzes, — ein „stiller Winkel“ voll Poesie und Harmonie. Uralte Kastanien und harmonisch stilisierte Gebäude, inmitten eine alte Heiligensäule (Maria, Elisabeth, Moses und Aaron). Dieser stimmungsvolle Platz dient heute als Reitbahn für das Gestüt, das man anstoßend findet. Daneben ist das kleine St. Jakobskirchlein, das ursprünglich das Gotteshaus für das dienende Personal war. Heute ist es evangelische Kirche.



Das Gestüt wurde 1830 eingerichtet. Dem Besucher gefallen die edlen Tiere, die in äußerster Ordnung und Sauberkeit gehalten werden.

Durch das stimmungsvolle Johannestor gelangen wir in das Dorf Leubus. Dieser ländliche Ort hat sich im Laufe der Zeit wenig verändert (2000 Einwohner einschließlich der des Klosters). Das klösterliche Gepräge ist noch durch das Kapellchen an der Straße ausgedrückt.

Die meisten Besucher machen nun einen Spaziergang nach dem zehn Minuten entfernten Weinberg, der seinen Namen Friedrich dem Großen verdankt, der die Anregung zur Anlage von Weinplantagen gab. Dicht an der Oder gelegen, bietet dieser Punkt der Schaulust des Auges immerwährende Abwechslung in den wechselnden Oderbildern. Bald fahren Dampfer, bald laut ratternde Kettenschiffe mit einem Zug von langen Oderkähnen vorüber.

An den Weinberg stößt das Städtel Leubus, dessen malerisch gelegene Kirche einen Besuch verdient. Sie überrascht durch Geräumigkeit und Lichtfülle. Als besondere Kunstwerke stellen sich Hochaltar und Kanzel dar. Das Hochaltarbild zeigt den hl. Valentin (dem die Kirche geweiht ist), wie er den Sohn eines vornehmen römischen Heiden (Craton) heilt. Bemerkenswert sind auch die Deckengemälde, deren Sinn noch nicht zweifellos erklärt ist.

Drüben leuchten die vielen roten Dächer der Neubauten der Irrenanstalt herüber.

Von hier aus nun hat man 15 Minuten zur Leubuser Fähre. Man zieht meist vor, mit dem unterhalb des Weinberges anlegenden Motorboote nach Maltzsch zurückzufahren, wenn man nicht beabsichtigt, erst einen lohnenswerten Abstecher mit dem Motorboot nach dem ausblühenden Kohlhaus zu unternehmen.

Dieses Kohlhaus (von Köhlerhaus) ist eine der anmutigsten Raststellen der ganzen Liegnitzer Landschaft. Landschaftlich am Zusammenstoßen von Heide, Strom und Flußaue gelegen, zum Ruhen und Rasten, zum Träumen und seelischen Erholen geeignet — eine Glücksstelle der Natur!





# Von Maltſch bis Glogau auf der Oder

Schwellend wellen Waſſerwogen  
Eilend hin an grünen Ufern,  
Lauschen nicht der Eichen Raunen,  
Achten nicht der Buchen Flüſtern!

**D**ie Oder iſt der größte Feind der ſchleſiſchen Erde; ſie geht von Anbeginn darauf aus, ſie zu vernichten, zu verwüſten. Auch politiſche Menſchen der Gegenwart ringen um den Beſitz ſchleſiſchen Bodens; aber bei dieſem Kampfe bleibt doch wenigſtens die Erde im Lande. Anders die Oder! Der Kampf, den ſie mit der Scholle führt, geht tiefer. Er geht tiefer — an allen Enden und Ecken Schleſiens hat ſie ihre Zuträger, die ihre Wühlarbeit verzehnfachen, verhundertfachen. Auch in der Nacht wird gewühlt, damit nur das bißchen ſchleſiſche Erde recht bald unterwühlt werde! Und er geht weiter — denn die abgeriſſene, erwühlte Erde wird auf dem Rücken aus dem Lande getragen, ſogar weit außer Landes und ins Meer geworfen. Und das muß ſich ein Staat wie Preußen gefallen laſſen! Ja die Kackheit geht ſo weit, daß der Dieb unbeanſtandet unfern der Reichshauptſtadt, wo alle Miniſter wohnen, vorüberzieht!

Ohne Scherz, die Oder trägt ſchleſiſches Land langſam zum Meere, und die Kaßbach, der Bober, die verſchiedenen Neißen ſind ihr dabei behilflich, und wehren kann das niemand. Viele Millionen Kilogramm Erde ſind es, die Jahr um Jahr ins Meer getragen und verſenkt werden.

Das wollte ich vorausschicken, ehe ich von den guten Seiten der Oder ſpreche. In der Regel redet man nur von den Vorzügen, und es iſt der Beruf der Flüſſe, daß ſie das Hohe erniedrigen und das Bergland abtragen. Dagegen wird alſo nichts zu machen ſein; auch Talſperren und dergleichen techniſche Erfindungen helfen nicht; glücklicherweiſe iſt guter Vorrat da, ſo daß noch ein paar Zehntauſende von Jahren vergehen dürften, bis das letzte Stückchen ſchleſiſcher Erde anderswo wieder aufgebaut iſt.

Die Natur gibt, wo ſie nimmt. Mannigfältig iſt der Nutzen, den die Oder, den Schaden gutzumachen, ſpendet. Sie macht oben in den Gebirgen harte Felſſtücke los und zerreibt ſie allmählich zu weicher Erde und beſchenkt damit die Täler. Wo ſie hinkommt, erfriſcht ſie rechts und links die dürſtenden Aecker und Wieſen. Und ſie iſt geduldig wie das „Schiff der Wüſte“, denn ſie geſtattet, daß man ihren Rücken mit Millionen Zentnern beläſtet, die ſie zum Teil ſelbſt vorwärts ſchiebt. Von den kleineren Annehmlichkeiten gar nicht zu reden, die Waſſermüller, Gerber, Fiſcher und ähnliche Waſſerleute von ihr haben.

Wir wollen aber eines hohen Wertes nicht vergeſſen, den ſolch ein Strom für unſer Land hat. Er bringt Leben und Schönheit! Würden die Oderwaſſer einmal verſiegen, ſo müßten Milliarden Lebeweſen umkommen (einschließlich der Mücken), nicht nur die Oderzander und Oderweiße,



sondern auch viele andere kleinere und größere Tiere. Und gar erst die Pflanzen! Mit den schönen Oderwäldern wäre es für immer aus, und was würde damit für ein Reichtum an Pflanzen zugrunde gehen!

Der Schönheit der Stromlandschaft werden wir uns bewußt, wenn wir am Flusse weilen. Ein tiefes Gefühl hält uns lange im Bann, und wir könnten stundenlang dem Spiel der Wellen zusehen, wenn uns nicht immer ein Reiseprogramm fortzöge. Denken wir ferner an die schönen Stadtbilder, denen der Strom Reize verleiht!

Maltſch wäre gewiß nicht das, was es ist, ohne Oder. Ueber dem größtenteils noch dörflich gearteten Uferorte schwebt ein Hauch von Wasser und frischem Leben. Am Hafen ist die Quelle. Dort bietet jede Sekunde andere Bilder, dort ist Zusammenhang mit der Welt, dort ist Arbeit und Verdienst. Da hierher die kürzeste Linie zielt, die man vom niederschlesischen Bergwerksgebiet zur Oder ziehen kann, ließ Friedrich der Große eine bedeutende „Steinkohlen-Straße“ von Freiburg bis Maltſch anlegen. Noch 1840 wird Maltſch als „Sitz der Steinkohlen- und Coaks-Spedition für Niederschlesien“ bezeichnet. Damals hatte es schon 1100 Einwohner, heut 2400. Damals wurden hier an zwei Schiffswerften Schiffe gebaut, „die bei 1400—1500 Zentnern Tragkraft nur 7—8 Zoll eintauchten“. Heut leisten die größten Oderkähne das Sechs- bis Siebenfache und haben nur 1,1 Meter Tiefgang. Heut sind nicht allein Steinkohlen das Hauptladegut, sondern auch Ziegel, Mehl, Getreide, Rüben, Zucker. In dem Zeitraum von zehn Jahren, 1896—1906, stieg die Menge der verladenen Güter von 12 157 auf 114 418 Tonnen. 1910 waren es schon 166 128 Tonnen, außerdem 175 Tonnen Floßholz.

Erweckt schon die Betrachtung eines Ortes in verhältnismäßig ruhiger Wirtschaftszone den Eindruck, daß die Oder eine Lebensader ist, so steigert sich diese Vorstellung, je länger man den Fluß befährt. Unsere Fahrt geschah in einer durch Niedrigwasser kurz gehaltenen Zeit, welche dem Schiffsverkehr Grenzen zieht; und dennoch ergab eine Berechnung nach sicheren Anhaltspunkten, daß der Strom in diesen Tagen durch rund 1000 Fahrzeuge, für einen Augenblick und von Grenze zu Grenze Schlesiens gerechnet, belebt wird. Das ergibt, daß uns auf jedem zurückgelegten Kilometer mindestens zwei Fahrzeuge begegnen müssen. Es waren ihrer aber weit mehr, obschon der Tag ein Sonntag war. Maltſch hat Ausichten auf Zunahme des Personen- wie Güterverkehrs schon für die allernächste Zeit. Je mehr „Hinterland“ nämlich durch Eisenbahnen erschlossen wird, umso größer wird die Benutzung von Hafen und Strom. Daher werden auf die Eröffnung der Bahn Maltſch—Wohlau (1923) große Hoffnungen gesetzt. Am Bahnhof Maltſch, auf der Fähre am Ufer des Oderwaldes erblicken wir große Mengen zerlegter Eichenstämmen, darunter solche von recht ansehnlichen Bäumen. Sie stammen sämtlich aus den Schatzkammern des Oderwaldes, der größtenteils staatliches Eigentum ist. Unendliche Werte liegen in seinem wirtschaftlichen und ästhetischen Bereich, in der hygienischen Bedeutung treffen materieller und ideeller Wert zusammen. Das zeigen und machen deutlich fühlbar die Uferbilder, die man auf einer Oderfahrt zu sehen bekommt.



Wir befahren ein breit ausgewaschenes Odertal. Gerade in der Leubuser Krümmung hat der Strom tüchtig Arbeit geleistet. Hier durchbricht er zum erstenmal den Schwarm von sandigen Hügeln, die von Ost nach West streichen und den Norden Nieder- und Mittelschlesiens ziemlich gleichartig gestalten. Wir haben den herrlichen frischgrünen Oderwald zu beiden Seiten; links jedoch spiegelt sich ein Ungetüm zuvor in dem Flusse, die große Zellulose-Fabrik, die vor mehreren Jahren bei Maltitz aufgemacht wurde. Dann beginnt eine wunderbare Ruhe zwischen Wald und Wasser erquickend auf Nerven und Seele zu wirken, nur selten einmal durch einen Industrielaut vom Ufer her unterbrochen. Zur Rechten schauen wir den Riesenbau des Klosters Leubus, das größte Gebäude einheitlicher Art auf dem europäischen Festlande; denn selbst der Eskorial in Madrid, die Königsschlösser in Berlin, Schönbrunn und Prag bleiben hinsichtlich der Länge hinter dem Prachtbau, der gerade vom Wasser aus gesehen zu voller Geltung kommt, zurück; der Kreml in Moskau ist eine Vielheit von Gebäuden und hiermit nicht vergleichbar. Schon dieser Umstand sollte veranlassen, dem Bauwerk Interesse entgegenzubringen. Daß es auch geschichtliches und vor allem Kunstdenkmal ist, wird leider zu wenig gewürdigt. Es war übrigens ein Wagnis, auf dem nicht allzu hohen, von jedem Hochwasser bedrohten Ufer ein solches Riesenbauwerk zu errichten, für eine Zeit, in der es eine Wasserregulierung nicht und Hochwasserschutz nur insofern gab, als man ihn selbst besorgte, was im Mittelalter hier durch hohe Dämme, die das Klostergebiet ringsum burgartig einschlossen, geschah. Der Anblick leidet freilich unter dem Gedanken, daß das herrlichste Bauwerk Schlesiens seinem ursprünglichen Zweck entzogen ist.<sup>1)</sup>

Bald dahinter ein anderes Bild von malerischer Wirkung: Städte Leubus mit dem Weinberge und der hochgelegenen Kirche, deren Lage ihrem Gründer das Zeugnis ausstellt, künstlerischen Blick besessen zu haben. Spiegelt sich das Kirchlein im Wasserspiegel, schneidet dazu ein Segler langsam durch die Fluten, dann ist ein Gesamtbild fertig, das auch an anderen, mehr gerühmten Punkten Deutschlands nicht zu oft seinesgleichen haben dürfte.

\* \* \*

Mit einem ästhetischen Aufstieg begann die ODERFAHRT. Es kommen nun ruhigere Bilder, langgestreckte Wälder, aus denen nur selten einmal ein Dorfbild herausguckt. Aber heischend ist doch manche Wahrnehmung; so, daß hinter Leubus zuerst links, dann beiderseits Kiefern sich unter die Laubwälder mischen, das Bild nur bereichernd. Und dann ein Zeuge der Neuzeit, des Zeitalters der Technik: eine Eisenbahnbrücke für die erwähnte Bahn nach Wohlau überrascht den einsamen Wanderer, plötzlich hervortretend, wie ein vorsintflutliches Ungeheuer.

<sup>1)</sup> Ausführlicheres siehe in des Verfassers „Kloster Leubus und der Oderwald“ (1. Auflage 1923) und in Wels, „Geschichte des Klosters Leubus und seine Bedeutung für die schlesische Kultur“ (beide Verlag Schlesierzentrale in Liegnitz.)



Charakteristisch für diesen Abschnitt des Odertales ist die Lage der Dörfer; sie besetzen nur den höheren Rand des breiten Tales, nicht aber das Tal selbst. So liegen Gleinau, Domsbensen und Targdorf an dem rechten, Dieban und Großendorf auf dem linken Ufer. Bis Domsbensen schlängelt sich der Strom am hohen rechten Ufer hin, von Dieban an am hohen linken; es ist das die naturgemäße Flußtalbildung, die auch bei kleineren Flüssen zu beobachten ist. Bemerkenswerte Punkte links sind Kohlhaus und Aufhalt.

Nach zweistündiger Fahrt wird Steinau erreicht: dessen Brücken von beherrschender Wirkung sind. Es sind gewaltige Eisenbahnkonstruktionen, etwa 350 Meter lang, 7 Meter breit, auf gemauerten Pfeilern lagernd. Die eine dient dem Eisenbahnverkehr und ist dreiteilig, die andere dem Wagen- und Fußgängerverkehr. Die erste wurde 1903 fertig, die andere ist etwa ein halbes Jahrhundert alt. Auch Steinau hat sich auf dem hohen Ufer angebaut; die tiefer gelegenen Teile sind dem Hochwasser ausgesetzt, das durch Dämme und Deiche allerdings jetzt in festere Schranken gebannt wird. Die Eichen gegenüber von Steinau lassen an den Beschädigungen der Rinde, sogenannten Eismarken, den hohen Stand, den das Wasser manchmal erreicht, deutlich erkennen. Schiffswerften, Fischerei und Oderverkehr, Hafenarbeiten und der Verkehr über die Brücken mischen sich zu einem lebhaften Bilde. Zwar bleibt die Ziffer der Zufuhr- und Abfuhr-Güter hinter der von Malsch zurück, weil dort viele aus Oberschlesien kommende Güter den Fluß schon verlassen, aber auch hier ist das Wachstum bedeutend. An der Oder gibt es eigenartige Schiffer-Gasthöfe, die dem Schiffer alles bieten, was er für die Reisezeit brauchen kann. Einen prächtigen Ueberblick hat man auf das große grüne Odergebiet von den Brücken aus, ein Panorama, das weder Glogau, noch Breslau bietet. Das Auge ergreift ein bedeutendes Stück des etwa 100 Meter breiten Stromes, das Stadtbild, die wiesen- und waldreiche Umgegend bis zu den nächsten Dörfern. Noch weiter reicht der Blick von der nahe am Fluß gelegenen „Schwedenschanze“, einer steil zum Wasser abfallenden, mit einer Windmühle besetzten Anhöhe. Von hier aus sieht man Winzig mit seiner hochgelegenen Kirche. Die Vergangenheit Steinaus spricht nur noch aus der evangelischen Kirche und einem Rest der Stadtmauer; 1834 brannte die ganze Stadt ab, 2000 Menschen wurden obdachlos. Jedem Reisenden, ob er mit der Bahn oder mit dem Schiff vorüberfährt, fällt der langgestreckte Bau des Klosters der Barmherzigen Brüder ins Auge, der auch ein Kirchlein enthält. Das neuere Steinau hat sich flott entwickelt und weist viele gute öffentliche und private Bauten auf.

Auf der Weiterfahrt sieht man ein paar Kilometer nur flache Ufer, wiesen- und buschreich, ein Paradies für Vögel, Fische und Fischer. Unweit einer Bachmündung linker Hand fällt ein merkwürdiger Baum ins Auge, eine hohe Kiefer, deren unterster Ast, nachdem er ein Meter wagerecht gewachsen ist, plötzlich senkrecht nach unten umbiegt und dort grünt. Es ist die im Volksmunde so benannte „Umgeh-Kiefer“, an der



um Mitternacht wie um Mittag kein Mensch vorübergehen mag! Dann tritt auf zwei Meilen Länge das hohe linke Ufer an den Fluß heran, auf dem die Dörfer Preichau, Hochbauschwitz und Zechelwitz liegen, während, was rechts gelegen ist, unsichtbar bleibt, im Auengebüsch versteckt. Allerliebste nimmt es sich aus, wenn hohe alte Uferbäume, von Bänken umringt, zum Zielpunkt von Kindern und Erwachsenen wurden und sich nun dort ein idyllisches naturfreudiges Leben der „Eingebornen“ entfaltet. Solche Bilder sehen wir öfter. Viele, viele Zillen, mit 11 000 Zentnern Ladefähigkeit, natürlich auch kleinere, gleiten vorüber, jedesmal Wellengang als Rückwirkung zuführend, was den meisten Mitfahrenden Spaß macht.

Ein wunderschönes Bild bietet nun Köben auf dem hohen linken Ufer. Blätterbauer suchte derartige Motive. Vielfältiger Sand und Gestein, allerhand ungepflanztes Grün mit hochragendem Geäst, treppenartig aufsteigende, altertümliche Häuser und Häuschen, und alles überragt von einem altertümlichen Kirchturm. Nahe ist der „Dom“, ein hügelartiger Punkt an der Oder, wo einst ein wirklicher Dom gestanden hat, den die Schweden im Dreißigjährigen Kriege zerstörten. Auch „Schwedenschanzen“ sind in der Nähe.

Zum Städtchen hinaufsteigend, genießen wir die malerischen Idylle einer schlesischen Kleinstadt. Das Marktbild ist unvergeßlich. Was man als Rathaus tagiert, entpuppt sich als evangelische Kirche, ein achteitiger Steinbau mit hohem Barockdach aus dem Jahre 1769, auf dem ein zentrales Türmlein sitzt. Dazu drei Reihen nahezu quadratischer Fenster. Unter schattigen Kastanien daneben das Rathaus, gewiß ebenfalls eines der merkwürdigsten Schlesiens. Äußerlich einem sehr großen Bauernhause (Fachwerk) ähnlich, im Innern alles aus Holz und altertümlich. Im hohen Hausflur hängt noch die ehemalige Stadtwage. In einem der oberen Zimmer sieht man zwei Gemälde aus dem Leben Friedrichs des Großen. Sehr sehenswert ist auch das Schloß, ein aus dem 15. Jahrhundert stammender burgartiger Bau mit runden Bastionen an den Ecken, einfach, massiv und unverbaut; das Portal, ein schön geformtes Treppenportal, scheint jünger zu sein. Vermutlich war es ehemals eine Zugbrücke und statt der heutigen Gärten ein Wallgraben vorhanden. Hoch an den Mauern des Schlosses klimmt Efeu hinauf, die Verkörperung der Zeit und wie die Sage würdige Mauern verschönernd. Im Park ein noch ungebuchtes Naturdenkmal: eine Doppelweide, auf der ein schon wieder ziemlich starker Fliederbaum wächst.

\*

\*

\*

Auch hier heißt es Abschied nehmen, so gern jeder noch in dem reizenden Orte geweilt hätte. Es beginnt nun ein in mehrfacher Hinsicht recht anderer Oderabschnitt. Zunächst eine große Biegung des Flusses nach Nordwest — er wühlt sich in das zweite große Urstromtal ein (das erste, südlichere, benutzte er bis Maltzsch). Dann ein mehr zufälliges Schauspiel. In dem ziemlich breiten Abschnitte bei dem rechts gelegenen



Dorfe Züchen ein Mastenwald. Wohl an hundert Zillen liegen hier fest zusammengedrängt, an die Seiten gedrückt, natürlich den Verkehr erschwerend. Aber für uns ein Schauspiel. Wir nähern uns hinter dem lieblichen, im grünen Hag eingemischten Urschkau und dem als Rundling interessanten Dorfe Kottwitz (links — schon im Glogauer Kreise), der Bartschmündung. Sie erfolgt bei Schwusen; ein mächtiger Strom, nahezu so breit und wasserreich wie die Oder selbst, ergießt sich in den Hauptfluß, diesem die Richtung bestimmend. Eine mächtige Betonbrücke setzt mit einem Bogen über die Bartsch und bleibt noch lange sichtbar. Ehemals hat die Bartsch weiter nördlich gemündet; aber auch die Oder ist im Laufe der Zeit auf Abwege geraten. Sie floß ehemals weit südlicher, von Leschkowitz in fast gerader Linie über den Punkt, wo heut Borkau liegt. Der „Schwarze Winkel“, in dem die Dörfer Pürschen, Würchland, Putzslau und Weißholz liegen, verdankt seine große Fruchtbarkeit dem humusreichen Flußschlamm Boden. Dort macht also die Oder den vielfach wurmartig gekrümmten Bogen nach Norden, so daß wir beim nördlichen Punkte unweit Schlichtingsheim (Provinz Posen) sind und statt zwei — drei Stunden fast fünf Stunden brauchen, um die Strecke Köben — Glogau zurückzulegen. Nachdem die Schwusener schwachen Höhen verschwunden sind, fliehen rechts und links alle Hügel und Bodenerhebungen den Fluß; namentlich im Süden weitet sich die Ebene weit, bis an den Fuß der Gramschütz — Hochkircher Höhen. Um so markanter heben sich die Glogauer Berge, die Fortsetzung jener, sofort am Horizont ab, als sie erst einmal aufgetaucht sind; und es war uns eines der bedeutendsten Bilder, den Bismarkturm auf den Gurkauer Höhen zu sehen, der mit wechselnder Flußkrümmung bald rechts, bald links der Stadt Glogau erschien.

Auch dieses Bild, die Umrisse von Glogau, gehört zu den Eindrücken der Oderreise. Breit, vielfältig und doch harmonisch, lagert sich die Umrisslinie der türmereichen Stadt quer zur Wasseroberfläche und nimmt sich von hier nicht bloß „historisch“, sondern auch natürlich aus; denn in der Fernsicht ist das Bild fortwährend von dem Buschgrün der Oderufer eingerahmt, und ein blauer Hügelzug erscheint im Hintergrunde. Beim Anblick dieses Schönen und im schlesischen Odergebiet gewiß einzigartigen Gesamtbildes vergessen wir sogar die nähere Umgebung; vergessen die Dampfer, die Taucher, Wildenten, Bachstelzen, Wasserhühner, Wasserschwalben, sehen nicht mehr Sperber und Bussarde in den Lüften über die Buschwälder fliegen. Charakteristisch sind in dem Stadtbilde namentlich der Dom mit seinem eigenartigen roten Turme, die Barocktürme der Jesuitenkirche und besonders der überragende feine Rathhausturm, der Glogaus Bild sofort wiedererkennen läßt. Je näher man nun in das Innere hineinfährt, machen sich Altertümliches und Militärisches mehr geltend. Die Reste von Festungswerken und angeklebten Kasernements wirken zum Teil begrenzend, andererseits auch unangenehm, namentlich, wo in der Nähe Reklame sich entstellend eingemischt hat. Etwas Eigenartiges ist auch die Dombrücke, die wohl am längsten bestanden haben wird. Und endlich das alte Pfastenschloß mit dem „Hungerturm“, etwas versteckt, der von schwerer geschichtlicher Vergangenheit kündet. Es ist



ersichtlich, daß die Stromverhältnisse, fast mit den Eisenbahnkörpern und Festungsanlagen verwachsen, der Bautechnik hier ganz besonders verwinkelte Aufgaben geben, die namentlich dann Höchstaufgaben sind, wenn an allen drei Verhältnissen grundsätzlich geändert werden soll, wie das gegenwärtig der Fall ist.

Perlen an der Kette gleich reihen sich die Ortschaften an der Oder, und es ist nicht das geringste des vielen Schönen, das eine Fahrt auf Schlesiens Strom bietet, zu beachten, wie Fluß und Siedelung auf einander wirken. In diesen Beziehungen vereinen sich Natur und Geschichte.





## Im Herbstwald des Borgebirges

**D**as Boberkaßbach-Gebirge hat vielleicht darin seinen schönsten Vorzug, daß es bunte Wälder hat, so abwechslungsreich, wie man es nur wünschen mag. Deshalb ist der Herbst die geeignetste Zeit zu Wanderungen im Boberkaßbach-Gebirge. Seit alten Zeiten ist besonders der Mochauer Wald, der den urwüchsigen Charakter gewahrt hat. Ein Wald, wie man ihn in Schlesien kaum wieder finden wird.

Und das Ansehen verdankt er weder seinen Hochstämmen, die im Riesen- und Isergebirge bedeutend großartiger sind und wirken, auch nicht einer Wege- und Aussichtsturm-Kultur modernster Richtung, sondern seiner Buntheit im wörtlichsten Sinne. Nebenher muß die Lieblichkeit ohne Zweifel eine Rolle spielen, die der wechselvollen Kleingebirgsnatur entspringt, und die noch eine Fülle von Leben aufkommen läßt, wie man es in höheren Gebirgslagen unmöglich noch antreffen kann.

Es war mir daher ein freudig begrüßter Vorschlag, nach Mochau auf die „Hirschbrunnst“ zu kommen. Dieses Wort stand vorläufig nur im Wörterbuch der Begriffe, die man nur vom Hörensagen kennt. Aber ich mußte dann erfahren, daß der Reiz des Hirschschreies auf weitere Kreise seine Wirkung ausübt. Denn es kommen aus der Umgegend Leute eigens des romantischen Wildschreies halber nach Mochau, und wir erfuhren, daß namentlich an den Sonntagen Hunderte an die Waldstraßen kommen.

Mochau ist ein bilderreiches Dorf auf einer Hochfläche des Boberkaßbachgebirges, die sich zwischen den Jauerschen und den Schönauer Bergen erstreckt. Sie liegt im Durchschnitt 350 bis 400 Meter hoch und wird von einer alten, Anfang des 19. Jahrhunderts gebauten Kunststraße durchschnitten. Wegen der ringsher abschließenden Bergketten hat dieses Hochland einen viel strengerem Gebirgscharakter, als ihm sonst zukäme. Die hier eingestreuten Dörfer Pombsen, Mochau, Konradswaldau, Reichwaldau sind recht abgeschlossene, ihrem Wesen als Gebirgsdörfer treu gebliebene Ortschaften.

Von dem staatlichen Kolbniß an, einem der großen Bauerndörfer am Nordfuße der Heßbergkette, schwingt sich die berühmte Straße steil auf das Hochland und damit in das Waldland. Aber die Schwierigkeit der Steigung scheint den Verkehr wenig zu stören, denn, ganz abgesehen von dem alles besiegenden Auto, sind Gefährte jeglicher Art nichts Seltenes. Ehe die Bahnen ins Gebirge führten, wurde der meiste Touristen- und Bäderverkehr von Breslau aus über diese Straße ins Kaßbachtal geleitet. Damals hatte Mochau noch mehr Durchreisende zu verpflegen. Das erklärt wohl auch die Berühmtheit der Verpflegung in Mochau.



Die von herbstlich glühenden Laubbäumen eingefasste Kunststraße gestattet auf der Höhe einen fesselnden und weiten Umblick. Da liegt das langzeilige Kolbnitz zu Füßen im Sonnenglanz, und weiter draußen schwimmen die Dorfpunkte in der weiten Ebene vor Jauer, und nach Süden hin liegt ein einsames Dörfchen wie eine vergessene Welt in einer Kulisse des Bergtheaters. Es ist Jägendorf mit einem malerischen Kirchlein, dessen halb hölzerner Turm merkwürdigen Gegensatz zu der steinernen Umrahmung der Kirchhofsmauer bildet.

Dann tritt die Kunststraße in den geschlossenen Hochwald ein, dessen hundert- und mehrjährige Hochstämme die Verbindung zwischen dem Kolbnitzer und dem Mochauer Forst bilden. Noch einmal steigt die Straße um 30 Meter an, und wir sind auf dem höchsten, über 400 Meter hinaus liegenden Teile der Hochfläche angelangt. Wer es noch nicht kannte, fühlt zum ersten Male etwas von der Gebirgsstimmung, die das Boberkatzbachgebirge in seinen romantischsten Teilen erzeugt. Die weite, wiesenreiche Fläche wird von dem seltsamsten Berge des ganzen Vorgebirges, dem Pombsener Spitzberge, überragt, dessen Basaltnase 467 Meter hoch in den Lufstozean ragt, zwar verhältnismäßig wenig über die große Hochfläche emporsteigend, aber wegen der grotesken Gestalt auffällig und merkwürdig. Wenn man diesen Gesellen von der Nordseite betrachtet, da, wo die Straße nach Pombsen geht, scheint er eine unmögliche Form zu haben, nämlich in Gestalt eines gebogenen Hornes. So bizarr streckt bei uns die Erdkruste nirgends mehr ihre „Knöchelchen“ hervor, und so darf man diesen Pombsener Spitzberg ruhig als ein Naturdenkmal ansprechen.

Nun senkt sich das Gelände eine halbe Meile, und Mochau ist erreicht. Wie alle Hochflächendörfer ist Mochau zerstreut in langer Zeile gebaut, rings von Wald eingeschlossen. Wir nehmen Wohnung in dem stattlichen Gasthause, dessen Betrieb auf die Dauer zunehmende Wertschätzung abfordert. Manches großtuende „Hotel“ in berühmten Touristengebieten vermöchte an Solidität und Behaglichkeit mit diesem einfachen Dorfgasthause nicht zu wetteifern. Der empfindsame Wirt kennt der Gäste Bedürfnis und weiß für alle Ansprüche einen bescheidenlichen Rat. Daß es dem Aufgenommenen wohlgefallt, liegt ihm mehr am Herzen, als daß die Zechen hoch anschwellen.

Es ist Spätnachmittag. Dunstig liegt über Wald und Wiese die nebeliche Herbstluft, so, als wollte es augenblicklich zu regnen anfangen. Wir steigen in den Wald, der dicht hinter dem Gasthause beginnt. Ein breiter Verbindungsweg führt durch den dichten Mischwald, der zur Linken den anschaulichen Namen Schweinebusch und zur Rechten den alten Namen Mochenwald führt. Die Straße gabelt sich bald und führt nach Großneudorf und nach Leipe. Herrliche Waldbilder erschließt jeder Schritt. Undurchdringlich erscheinendes Unterholz läßt tausend und abertausend Stämmchen von Eichen-, Buchen-, Rüsternholz aufsprießen. Dazwischen steigen dunkle Fichten melancholisch auf. Eine Blattfülle, wie sie nur im freien Laubwald aufkommt, und ein Farbenreichtum, wie wir



ihn vom „Indianersommer“ her kennen, erfreuen das Auge und erwecken die Träumerei vom alten Urwald, in dem noch wuchs, was da wollte, und solange wuchs, bis die Altersschwäche zum Brechen zwang. So geht man hier stundenweit, und immer kommen neue Reviere und neue Bilder. Hier gibt es einen Bezirk der „Moos-Kiefern“, eine „Rodewiese“, eine „Nasse Wiese“, eine „Tannenwiese“, dann einen „Reiherweg“, einen „Neunrutenweg“, einen „Forellenweg“, einen „Judenweg“, einen „Irrweg“. Wasser gibt es überall genug, manches Wässerlein überlegt es sich gar zu lange, ob es zur Kachbach oder zur Neiß hinunterfließen soll. Hier oben ist nämlich die Wasserscheide zwischen beiden Flußgebieten. Da und dort guckt der nackte Fels heraus und liefert Basalt zum Straßenbau.

Stille ist um uns her. Nichts verrät, daß Hunderte von tüchtigen Hirschen, prächtigstem Edelmild, und von feistem Dammwild hier wohnen, niemand ahnt, daß diese stillen Waldhallen schon die wildesten Wildkämpfe gesehen haben, und daß kurze Zeit später die friedliche Ruhe von dem Brunstschrei des Hirsches unterbrochen werden sollte.

An der Rodewiese machten wir Halt und wählten einen geeigneten Platz zum Abwarten. Ein Basaltblock an der Weggrenze, zum Ruhen wie geschaffen. Dahinter für alle Fälle feste Bäume. Noch regt sich nichts im Walde. Die weite, feuchte Wiese ist mit Pirschhütten bestanden für die Birkhahnbälz. Schier wie dunkle kleine Punkte, nur durch die Bewegung als ein Lebendiges erkennbar, werden Rudel von Rehen gesichtet. Da und dort fliegt eine Krähe oder ein Falke über die 400 Morgen große Wiese.

Werden sie heute schreien? fragte ich etwas voreilig meinen jagdkundigen Begleiter, weil die Luft immer schwerer wurde. „Abwarten“, muß er antworten. Inzwischen unterhält er mich mit selbsterlebten Wildgeschichten. Plötzlich hält er inne, seine halblaute Stimme sinkt — er horcht, sein geschultes Ohr hat in weiter Ferne einen Hirschschrei vernommen. „Nun gehts los“, sagt er zu mir, und ich richte meinen Sinn auf. Da zieht schon von der anderen Seite deutlich vernehmbar das Brunstgeschrei herüber, und nach einigen Sekunden brüllt es in der Nähe vor uns — das Signal ist gegeben. Die Hirsche sind auf und hinter den Rudeln her, die Nacht hat begonnen. Je dunkler es wird, desto unheimlicher wirds um uns her, und desto schauriger hallts durch brechendes Geäst. Drei-, viermal hintereinander schreit derselbe Hirsch, röhrend die ihm zur Verfügung stehende Skala seines Halses. Dumpfe, stumpfe Nachlässe ziehen langsam hinterdrein, leidenschaftlich klingt das aus tiefster Empfindung kommende Schreien des gespannten Tieres. Wer in seiner Seele lesen könnte! Wird er bald zum Kampfe ansetzen müssen, oder wird er ungeschoren bleiben? Warum verrät er sich seinem Wettbewerber durch den Schrei? Ist es Kampfeslust, herausfordernde? Ist es bloß ungezügelter Kraft? Wer weiß es? Jedenfalls liegt es im Zweck der Natur, denn der erfahrene Jäger sagt, daß gerade durch die Signale die Vereinigung der Tiere befördert wird, daß, inzwischen die Stärkeren rasen und kämpfen, auch die Schwachen zu ihrem Rechte kommen.



Inzwischen ist es pechfinster geworden. Wir haben genug gehört. Zwar ist es kein Eliteabend, kein Mondschein, kein vielstimmiges Hirschschreien, das wir zu hören bekamen, denn es lag Regenstimmung in der Luft, aber unsere Absicht war erfüllt. Wir tappten heim.

Am späten Abend langte bei frischem Regen eine Autogesellschaft aus Zauer an, natürlich, um Hirsche schreien zu hören. Aber die Vorstellung fiel heute aus, und die mystifizierende Gießkanne, die für ungeduldige Fremde in Bereitschaft gehalten wird, wollte man doch nicht anwenden. Den langen Abend verkürzten uns die lebhaften Erzählungen des Herrn Oberförsters, eines Grünrocks von altem Schrot und Korn, der schon manche Hirschpirsche durchgemacht in 40 jähriger Dienstzeit. Für den andern Morgen winkte eine nicht alltägliche Jagdepisode; im Abenddunkel war ein starker Hirsch krank geschossen worden, morgen sollten alle Grünröcke suchen gehen, wir mit. Aber am anderen Morgen regnete es Bindfaden, die Jäger gingen ihrer Pflicht nach, sieben Stunden lang, ohne Ergebnis. Wir zogen es vor, die Kleider trocken zu halten.

Als es zu regnen aufhörte, fuhren wir durch den Mochauer Wald, der noch manches schöne Wildbild bot, wobei wir auch an dem neuen Jagdschloß unsre Freude hatten, nach Altschönau. Hier verläßt man die Hochfläche und damit die schönen Waldgebiete und steigt in das anders geartete Käßbachtal hinunter.





## Die Siedelungs-Straßen im Bober-Katzbach-Gebirge

**D**er Verkehr ist im Gebirge an schärfere Bedingungen gebunden als im Tale, wo er, dem fließenden Wasser gleich, nach beliebigen Richtungen ausweichen kann. Im Gebirge sind es in erster Linie die Flußtäler, die den Verkehr und damit Handel und Wandel anziehen. Dem Flußbett folgen die ersten Ansiedler — so ist es z. B. in Afrika noch zu beobachten, und so war es einst in Schlesien.

Dann kommt die Gegenlage von handelskräftigen Ortschaften in Frage für die Entwicklung von Verkehr und damit für die Besiedlung. Nachdem im K a t z b a c h t a l e Ortschaften entstanden waren, die als Ruhepunkte des Handels in Betracht kamen — es sind dies immer nur größere Orte, also S c h ö n a u, G o l d b e r g, L i e g n i z — da mußte eine gewisse Struktur in die Güterwege kommen, es mußten sich bestimmte Handelswege ausbilden, entlang deren die dichteste Besiedlung zu finden sein muß.

Diese Verkehrsstraßen wurden auch S i e d e l u n g s s t r a ß e n, d. h. also Straßenzüge mit der verhältnismäßig dichtesten Bevölkerung.

Anfangs pendelt der Handel unbestimmt zwischen Ost und West, Süd und Nord. Sobald aber Hauptorte der Gütererzeugung und des Verbrauchs entstehen, die wie Magneten auf Eisenspäne wirken, kommt auch in die Handelswege Figur, die im Gebirge immer bestimmter umrissen sein wird — eben infolge der geringeren Abweichungsmöglichkeiten — wie in der Ebene.

Nun ist das B o b e r - K a t z b a c h - G e b i r g e kein unüberwindliches Verkehrshindernis — die Uebergangspunkte liegen mit einer einzigen Ausnahme, die um geringes abweicht, unter 600 Meter Seehöhe — in den Sudeten z. B. werden andere Schwierigkeiten überwunden, — doch drückt sich auch hier die Anpassung an die Naturbedingungen in der Herausbildung einiger wenigen Verkehrs- und Siedelungszüge aus.

Fassen wir für heut nur einmal die Linie L i e g n i z - H i r s c h b e r g ins Auge — zwei Orte, die wie Thur und Como in den Alpen oder wie Reichenberg und Görlitz Ausgangs- und Ruhepunkte, kurz Pole des Handels genannt werden können.

Da bestätigt sich zunächst das Gesetz, daß die Flüsse die Bahnbrecher der Kultur im Gebirge sind: das K a t z b a c h t a l ist sicher die älteste Verkehrs- und Siedelungsstraße — und sie wird die bedeutendste bleiben, auch wenn eine künstliche Ablenkung des Menschenstromes etwa durch Anlegung einer Eisenbahnlinie oder Begünstigung anderer Wege einmal erfolgen sollte. Die K a t z b a c h q u e l l e lehnt unmittelbar an den Rücken des H i r s c h b e r g e r T a l e s an und führt so direkt in dieses hinein. Nach Norden hin leitet dieses Flußbett in die verkehrsfreie und verkehrsreiche



schlesische Ebene: so ist zwischen zwei an sich ungleichartigen und deshalb dem Güterausstausche günstigen Sammelbecken von Wohlstand und Güterüberschuß eine natürliche Verbindung gegeben, die von altersher zur Siedelung im Kązbahtale herbeirief und die noch heute den Löwenanteil des Liegnitz-Hirschberger Handels festhält.

Wie in alten Zeiten schon, so fahren auch heute die Handelsleute von Hirschberg nach Liegnitz, um dort Gemüse, namentlich Gurken zu holen. Und die Liegnitzer kommen selbst mit Gefährt hinauf, um Lebensmittel in dem Hauptorte des stark verbrauchenden Hirschberger Tales anzubieten. Das sind nicht nur Feldfrüchte, sondern auch — an den Jahrmärkten — Back- und Zuckerwaren.

Wunder der Umgestaltung durch modernen Verkehr, durch Gewerbe und Industrie hat die jüngste Zeit in diesem Tale gesehen. Die jetzt erst erschlossenen Schätze des Bober-Kązbahtgebirges sind freilich eine der Entwicklungsbedingungen. Aber man muß sich gegenwärtig halten, daß wo anders, ja in nächster Nähe dieser Verkehrslinie mindestens ebenso rentable Schätze ungenutzt liegen — weil die belebende Bahn fehlt! Hier gilt es einmal festzustellen: Die Eisenbahn ist ein unentbehrliches Kulturmittel in einem Kulturlande! Sie kann zwar nicht Naturgaben hervorzubringen, wo keine ruhen, aber ohne sie ruhen die vorhandenen unbenutzt, bis eine glückliche Zeit das Gebiet dem Wohlstande eröffnet.

Man darf nur einigermaßen verfolgen, welchen Aufschwung die Orte Neukirch und Kauffung durch die erblühte Kalkstein-Industrie in Verbindung mit der Kązbahtalbahn in den letzten Jahren genommen haben! Die vier großen Kalksteinwerke und die Zement-Industrie haben die an der Bahn gelegenen Orte völlig verändert. Das landwirtschaftliche Erwerbsleben ist durch das industrielle schon beiseite geschoben — wenigstens im Ansehen des Siedelungsbildes. Die ragenden Schornsteine, die wie Pilze aufschießenden Wohnhäuser städtischen Ansehens, die Ausnutzung des Raumes und vieles andere zeigt dem Beschauer ein Bild, das mit dem Landschaftsbilde vor zwei Jahrzehnten nicht viel gemein hat. Unaufhörlich rollen steinbeladene lange Güterzüge bergauf und talabwärts, um den gesteigerten Güterverkehr zu bewältigen. Aber auch der Personenverkehr erfährt durch diese wirtschaftliche Hebung eine andauernde Steigerung, wie die Verkehrsberichte der Eisenbahnstationen lehren.

Und noch lange ist diese Entwicklung der Dinge im Kązbahtal nicht abgeschlossen. Sowohl nach der Seite des Personenverkehrs nicht, wie auch in wirtschaftlicher Richtung. Da sich ersterer zum Teil nach der Wirtschaftlichkeit richtet, wenigstens soweit Nahverkehr in Frage kommt, so darf man nur zusehen, wie sehr die vorhandenen Naturkräfte und Naturschätze im Lauf der letzten Jahre herangezogen worden sind zur Industrialisierung des Kązbahtales. Die längst bestehenden Kalksteinbrüche bei Kauffung haben ein ander Gesicht angenommen: sie haben an Großzügigkeit gewonnen, ihre Leistungsfähigkeit ist ganz gewaltig gestiegen, was sich dem Auge des Reisenden als Vergrößerung der Bruchflächen, der Schutthalben, der Arbeitsräume und durch unzählige



Betriebsbauten einschließlich kühner Drahtseilbahnen bekannt gibt. Jedenfalls haben wir in diesem Bezirke eines der interessantesten Wirtschaftsbilder Schlesiens vor uns. An Ausdehnung könnte es anderswo übertroffen werden, an Eigentümlichkeit der Szenerie, die wesentlich in der Zusammendrängung von Natur und Wirtschaftskultur auf sehr engem Raume beruht, keinesfalls! Das Auge des Natur-Aesthetikers mag vielleicht Anstoß nehmen an den rauchenden turmhohen Schornsteinen und ein gewisses Mitleid mit den zerhackten Bergformen vermißt kein naturliebender Mensch; aber die Ueberlegung, daß der Mensch ein Anrecht auf Brot hat, muß schließlich siegen, und so dürfen die Besitzer der Kalkbrüche vor denkenden Augen keine Angst haben!

Die Struktur des Boberkaßbachgebirgs-Verkehrs ist nord-südlich gerichtet. Je genauer eine Straße diesem Rechnung trägt, desto belebter ist sie. Je mehr sie davon abweichen, und das ist bei zwei anderen der Fall, desto weniger belastet werden sie.

Das ist hier beinahe Gesetz. Und dieses Gesetz erfährt noch eine Verschärfung in dem Umstande, daß diese jetzt ins Auge zu fassenden Straßen wesentlich größere Geländeschwierigkeiten bieten.

Da ist zunächst die Straße über die „Kapelle“: Sie hat den Vorzug, die gradlinige Verbindung zwischen Schönau und Hirschberg zu sein, — dafür zwingt sie zur Ueberwindung von gewaltigen Höhenunterschieden: Schönau liegt 264 Meter, der Kapellenberg 612 Meter und Hirschberg 343 Meter hoch; zuerst sind also 348 Meter Steigung zu nehmen und dann ist ein Gefälle von 269 Metern zu verwinden. Hierbei ist die Steilheit des Abfalls ins Hirschberger Tal über Berbisdorf für größere Lastfuhrwerke geradezu gefährlich, ohnehin gilt für diese: lieber einen Kilometer Umweg, als steiles Gefälle. Auch der Anstieg von Schönau her ist bedeutend genug, um gefürchtet zu werden — und so kann man denn diesen Straßenzug für den durchgehenden Lastenverkehr fast vollständig streichen.

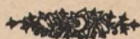
Die Folge davon ist die Ruhe der Besiedlung. Diese ist hier lediglich auf die agrarischen Gegebenheiten zurückzuführen und zeigt dann dem Wanderer noch weite Räume, wo „noch viel Platz“ ist — namentlich die Hochfläche zwischen Alt-Schönau, Hohenliebenthal und Johannisthal — und stille Dorfwelten, wie Ratschin in seiner unberührten Naturstimmung.

Noch nördlicher löst sich der dritte Straßenzug vom Kaßbachtal ab, um nach Südwest abzubiegen. Zwischen Willenberg und Schönau bei Röversdorf überquert er, gleich stark ansteigend, die Höhe und führt dann in wellenförmigen Hebungen und Senkungen durch Falkenhain, Schönwaldau, Langenau und Grunau nach Hirschberg. Man braucht nur auf der Karte diesen Straßenzug einmal zu verfolgen, um zu erkennen, daß er dem Verkehr erhebliche Schwierigkeiten bietet. Daher auch dieser Weg zur Benutzung nicht reizt. Dagegen liegt sein Wert auf landschaftlichem Gebiete. Es ist ein Seitental und teilt mit allen Seitentälern den Charakter der Abgeschlossenheit



von der verkehrsreichen Welt. Die Dörfer haben sich auf dem Fleck Erde, den sie einnehmen und beherrschen, bodenständig entwickelt: es sind echte Gebirgsdörfer mit den Eigenarten solcher in Bauweise und Bevölkerung. Es sind vor allem ländlich-stilgerechte Siedelungen geblieben, und die den Gebirgsdörfern zugesprochene Sauberkeit fällt hier ganz besonders in die Augen.

So ergibt sich denn, daß für die Zukunft des Boberkaßbach-Verkehrs die Kaßbachtal-Straße die besten Aussichten hat, wenn nicht die einzigen; denn solange nicht leichterweise Berge abgetragen und Täler ausgefüllt werden können, sucht der Verkehr die bequemsten Wege auf und überläßt die buckeligen Bergstraßen den Naturschwärmern und Touristen, die ihm dafür von Herzen dankbar sind.





## Zwischen Jauer und Schönau

**V**on den drei Straßenzügen, die das Kulturgebiet von Jauer mit dem von Schönau verbinden, wird seit alters her über Bolkenhain am meisten benutzt, während der über Jägendorf und Leipe erst neuerdings zur Kunststraße ausgebaut wurde, zwar viel Naturreize aufweist, jedoch auch für Wanderer und Radler starke Anstrengungen verlangt. Der dritte Zug über Falkenberg und Leipe ist reich an Besonderheiten, weil diese Straße ein uraltes Verkehrsgebiet ist, in welchem Natur und Mensch in sich wachsen und sich eigenartig entwickeln. Diesen Straßenzug, der den Vorteil hat, daß er die Steigungen und Gefälle bei Ueberwindung des Gebirgszuges Bolkenhain-Goldberg, des Bober-Kahzbachgebirges am mildesten überwindet, suchen wir auf.

Von Jauer aus geht die Wanderung auf wenig ansteigender Straße über Poischwitz, wo angeblich 1813 der Waffenstillstand abgeschlossen worden sein soll, nach neueren Behauptungen in Pläswitz, Kreis Striegau, durch eine der schönsten Fruchttauen des Jauerschen Landes — rechts Janusberg und Ratsberg, darunter Schloß Klonitz und der lange Dorfzug von Poischwitz, links wird Wederau mit seinen beiden Kirchen sichtbar — nach Falkenberg. Hier steht man am Fuße des Höhenzuges, der über- oder durchschnitten werden muß. Wer nun die Straße auf Schweinhäus zu wählt, der überschreitet, wer dagegen nach Blumenau zu strebt, der wählt den Einschnitt, der inmitten der Gebirgswelt hineinführt. Blumenau ist bald erreicht, ein liebliches, mit herrlichen Obstgärten ausgestattetes Bauerndorf, das sich sofort als katholisches Dorf durch seinen reichen, alten und neueren Dorfschmuck kennzeichnet, als da sind große Kreuze vor den Häusern, Statuen und Kapellchen an den Straßen und Gärten. Bald am Eingange stehen wir vor den katholischen Kirchen, an welcher sich drei Epitaphs von Standesherrn aus dem 17. Jahrhundert finden (leserlich sind die Daten 1609 und 1913). Die Kirche selbst überrascht nur durch zwei große Heiligenfiguren am Hochaltar, die neueren Ursprungs sind und doch künstlerische Werte enthalten. Am Plane vor der Kirche drei Barock-Heiligenfiguren von 1748/9, deren eine Maria, eine andere Johannes von Nepomuk darstellt.

In langsamer Steigung zwingt uns die Straße allmählich von 250 auf 300 Meter, vorbei dem seitlich liegen bleibenden Dorfe Langhelligsdorf, einem der vielen großen Dörfer, die lang in das Gebirge eingebettet sind. Auf halber Höhe rechts ein Friedhof mit einer Grustkapelle derer von Losch, wo ein freundliches schlesisches Mädchen die Gräber pflegt, die hier in auffallend gutem Stande gehalten werden. Die Grustkapelle trägt die Inschrift: „A. D. 1885. — Per aspera ad astra!“ Darunter das Wappen, Schild mit Helm.



Nach Behauptung einer Dorfbewohnerin sei es ein „armes Dorf“ bisher gewesen, das Aussehen von heute zeigt, daß sich neues Leben überall regt, daß Wohlstand sich in Neubauten frei macht. Die kleine evangelische Kirche hat zwar keinen Turm, aber einen Geistlichen, während die katholische Kirche einen Turm, aber keinen Seelsorger hat. Um diese katholische Kirche sieht es romantisch und leider nach Verfall aus. Zwei Epitaphs von 1615 und 1748 sind die einzigen Merkwürdigkeiten.



Bild 8. Kirchenformen in Schlesien:  
Das Bergkirchl des Vorgebirges (Kirche zu Lauterbach).

Die Straße hebt uns weiter auf 313, 320, 330 Meter, womit wir in das schöne große Dorf Lauterbach einmünden. Ein „Gasthaus zum Paradies“ läßt mich kalt, denn ich male mir paradiesische Annehmlichkeiten anders aus, dagegen mutet mich der uralte Gasthof in der Nähe des Schlosses wegen seiner altbäuerlichen Bauweise freundlicher an. Die Balkenlage des altfränkischen Hauses verdient festgehalten zu werden. Dicht dahinter eines der allerlieblichsten Bilder der Gebirgslandschaft: ein Kapellchen, alt und schön stilisiert, auf ausschauender



Höhe, ringsum der Friedhof, abgeschlossen durch eine malerisch wirkende Feldsteinmauer. Ich steige hinauf und bewundere einen Grufisarkophag von einer Kunstarbeit, wie sie äußerst selten ist. Dieser 2 $\frac{1}{2}$  Meter lange Sandsteinbau zeigt noch heut die wundervollsten Barockverzierungen in den Stein gearbeitet, sowie eine umfangreiche Inschrift, die leider unleserlich geworden ist, so daß auch die Jahreszahl nicht entziffert werden kann. Während ich betrachte, jammern zwei Bluthänflinge ihr merkwürdiges Klagelied, gleich, als wollten sie den Toten einen stillen Hymnus singen. Die Vöglein sind anscheinend garnicht gewohnt, Menschen zu sehen, sie kennen sie anscheinend in ihrer Tücke nicht, denn so lassen sie sich durch meine Anwesenheit nicht im geringsten stören, sie klagen weiter. Ist es nicht merkwürdig, daß dieser Klagegesang hier oben auf dem Friedhofe ertönt! So kann ich mir die lieben, seltenen Sänger ganz in der Nähe ansehen, die schönen Purpurflecken auf den grauweißen Brüsten, sie fliegen zusammen, sie singen zusammen, sie erfreuen sich an gegenseitigem Gesange. Leider habe ich nicht Zeit genug, den Gedanken, die wieder anspinnen, nachzuhängen, denn es gibt heut noch vieles zu schauen. Das unten liegende Schloß, der Oberhof, des Grafen Honos, bietet nichts besonderes, wenigstens von außen gesehen.

Drüben grüßt die Schweinhausburg. Nach Ueberwindung einer Höhe von 348 Metern geht es hinunter in das gewaltig große Leipe. Das ist das dritte der großen Dörfer, welche die Kunststraße nur durchschneidet, die in natürlicher Anlehnung an den Rampenbau des Gebirges hinauf sich ziehen auf die Höhe. Leipe ist eins der schönsten Dörfer dieses Landes. Ein lebhafter Straßenverkehr läßt das schon erkennen. Im Gasthause treffen wir Liegnitzer an, Mitglieder des Christlichen Vereins junger Männer, die dort ihr Ferienlager aufgeschlagen haben, um Wochen der Erholung dort zu verleben. Gestern haben sie dem Dorfe einen Bunten Abend gegeben, der gut besucht gewesen sein soll. Wenn man doch endlich daran gehen möchte, Ferienheime und Jugendwanderherbergen einzurichten. Leider findet man dort gerade größtes Verkennen der Werte, wo man es durchaus nicht vermuten sollte! Der Platz an der evangelischen Kirche ist mit einem Kriegerdenkmal geschmückt, an dem ich eine neue Sitte zum erstenmal treffe: Lauter kleine eiserne Kreuze, die in Größe von 10 Zentimeter sind, geziert mit dem Namen der Gefallenen des Weltkrieges, um das Denkmal aufgehängt worden. Der Turm der evangelischen Kirche, der keine künstlerischen Werte verrät, lese ich als Liegnitzer mit Freude folgende Inschrift: Diesen Turm hat Kaufmann Hoppe aus Liegnitz im Jahre 1861 auf seine Kosten erbauen lassen! —

Die katholische Kirche steht unter dem Zeichen uralter Dorfweihe, uralter schlesischer Kunst und prächtiger Naturschönheit. Hier atmet alles den Hauch weihervoller Würde und Achtung vor den Sitten und Gebräuchen der Väter. Nicht weniger als 9 alte Epitaphs kennzeichnen den Ort als Begräbnisstätte von Standesherrschaften der Pfarrei. Zwei sind besonders merkwürdig, eines mit drei Kinderbildnissen in Relief und



eines in einem Barock, wie es auch bei unseren zahlreichen Barockkirchen seltsam ist. Eine ungewöhnliche Größe, dazu Seitenflügel von ungewöhnlicher Ausdehnung und mit Sonnenköpfen ausgestattet, ist das Denkmal vergangener Kunst wert, ganz besonders geschätzt und geschützt zu werden. Die Kirche enthält einen gotischen Klappaltar mit kunstvoller Malerei. Nicht weniger anheimelnd wirkt die Pfarrei, mit ihrem uralten Garten, altem Teichbrunnen und altem traulichem Gemauer, ein Paradies für Idealisten. Daneben wohnt die Pädagogik, die Schule, die durch ihren gegenwärtigen Betreuer ein Sitz der Kunst wurde. Ich bestaune die schönen Malereien, die in echter Heimatkunst die Schönheiten und Besonderheiten der Landschaft festzuhalten sich bemühen. In schweigender Einsamkeit gedeihen, wo einmal idealer Sinn wohnt, die trefflichsten Werke, die eine laute Straßenkunst nicht hervorzubringen imstande ist. Hier unter diesen goldigen Baumlichtern und traulichem Gartenschatten möchte ich Stunden, Tage, Jahre verleben, — doch jedem seine Bestimmung, und ich eile weiter. Die Burgruine, die im Gutshofe liegt, bietet weiter keine Anhalte zu Studien.

Wieder geht es aufwärts. Nachdem der Sandberg mit 400 Metern überwunden ist, geht es bergab bis Schönau. Ein Wundertal mit tausend Reizen tut sich dem erfreuten Auge auf, lauter herrliche Schätze des Heimattales, Dörfer und grüne Auen gebettet, nicht schmachtend unter der Hitze, sondern frisch sich erneuernd im tauigen Glanze des Gebirgstales! O Heimat, o Schönheit der Natur! Es ist beinahe zu viel, was für heut noch das nächste Dorf, Kleinhelmsdorf, bietet. Schon ist das Auge satt des Gesehenen, schon ist der Sinn angefüllt mit hundert neuen Reizen. Aber das soeben eingeweihte Weltkriegsdenkmal muß ich doch eingehend sehen. Das ist ein in Kunst und Rahmen würdiges Denkmal, dort an der abfallenden Straße. Es ist ein Zeichen dafür, daß man überall etwas anderes haben kann, doch Kunst und Schönheit mit der Erinnerung vereinigen kann. Eine Barocksäule, flankiert von drei betenden Engeln, die den Siegerkranz zur Erde halten, und das Ganze gekrönt durch eine prächtig modellierte Marienfigur. Die ausschweifenden drei Flügel, die das Postament bilden, endigen in derben Kugeln, und die entstandenen drei Postamentsseiten tragen die Inschriften der 30 Gefallenen von Kleinhelmsdorf. Alles in Sandstein, alles rein weiß gehalten, eine der seltsamsten Denkmalsformen. Die katholische Kirche dahinter ist ein Schmuckkästchen an sauber gehaltenen alten und neuen Kunstwerten. Ganz merkwürdig und für Schlesien ganz einzig dastehend, ist der Friedhof. Da sind sämtliche — aber wirklich ausnahmslos sämtliche (ich schätze an 200) Gräber mit Holzkreuzen derselben Größe und Art geziert, Holzkreuze von 2 Meter Höhe mit je einem Porzellanschild. Ich kann nicht behaupten, daß diese bodenständige Art schlechter wirkte als die Verschiedenheit der heut üblichen Grabkreuze, deren stilistische Formen geradezu beleidigend wirken!

Man geht jetzt überall mit einem erhebenden Eifer daran, Weltkriegsdenkmäler zu errichten. Die Eile verursacht leider zu oft



Unschönheiten, die ganz bestimmt einmal häßlich empfunden werden! Hier ist der bodenständige Gedanke rein zur Geltung gelangt. Anerkennung verdienen die Leute, die sich solchen Ruhmes würdig gemacht haben. Kleinhelmsdorf ist auch sonst ein einzig schönes Dorf. Prachtige Bauernwirtschaften, trefflich erhalten und erneuert, schöne Gärten und eine Achtung vor dem Gute der Väter, wie sie auch in den Gebirgsdörfern noch überrascht, loben den Herrn und seinen Geist!

Eine kurze Wanderung, und wir sind in Schönau, das den Namen mit Ehren trägt und sich seines Besitzes sowohl wie seines Namens wohl bewußt ist. Man kann nicht Schönau heißen, wenn man auf das Schöne nichts gibt, und die Spuren der Vergangenheit ringsum zeugen wohl davon, daß man zeitweise das Schöne aus der Landschaft vergessen könnte, daß aber immer wieder Zeiten kamen, da man sich der Ueberlieferung und des Anteils den Reizen der Erde wohl bewußt wurde. So scheint eine solche Welle guten Schützens und Pflagens heut wieder anzubrechen. Ich sehe die trefflichen Anlagen an der Steinbach-Talsperre, ich sehe, mit welcher Liebe die Natur milde und schonend ausgestattet wurde, um den Bewohnern freundliche Plätze der Erholung oben auf Bergeshöhe zu schaffen. Ich freue mich, daß man daran geht, ein heimkünstlerisches Weltkriegsdenkmal zu errichten, das eben nur einmal da sein soll, nicht ein Allerweltswerk. Ich begrüße den vorwärts strebenden Sinn, der sich neue Bahnen sucht, der aber dabei alles, was gut und schön ist und das Alte und Ueberlieferte enthält, schont und wertet. So mag es freudig begrüßt werden, das dem Fremden einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren trachtet, aber es würde dem Orte, seiner Bedeutung und seinem Alter durchaus angemessen sein, wenn eine Organisation zum Schutze der geschichtlichen und natürlichen Werte der Heimat ins Leben gerufen würde. Die Stimmungen sind m. K. durchaus dafür. Freundlich wie die Schönauer selbst — der Heimatsinn auch muß anerzogen werden — ist auch die Stadtverwaltung, und man wird nicht leicht eine entgegenkommendere Stadtverwaltung finden wie diese! Wer die Wahl hat und sein Nest gründen kann, wo er Lust hat, der sei auf dieses schöne Schönau mit allem Ernst aufmerksam gemacht, — es ist eine Perle, die nicht bloß in des Dichters und Schriftstellers bilderreicher Sprache besteht, sondern ein Flecken, der aller Beachtung wert ist!

Wer auf solcher Wanderung dazu kommt, Allgemeinzüge herauszudenken, der wird auf diesem Wege besonders den Wert alter Straßenzüge herausstellen. Straßen bestimmen oft für alle Zeiten das Zeitmaß der Uhr, nach deren Gange wir immer mehr ins Kegelwerk der Kultur hineingezogen werden. Straßenzüge von geschlossener Bedeutung wie diese hier im Gebirge, sind prägend für den Gesamtcharakter der Menschen wie der Kultur! Es tragen Natur und Menschen in ihrer Wechselwirkung ewig für einander bei, und es rufen Außenwirkungen nur zeitweilig neue Anstöße hervor. Hier kann man von bodenständiger Kultur reden, denn was man hier schuf, das ist aus dem Boden erwachsen. Das Denken bewegt sich den herkömmlichen Bahnen, und eben diese Bahnen



sprechen sich aus und werden sichtbar in der Gestaltung der Häuser, der Kirchen, der Schulen, der Denkmäler, der Straßen, der Gärten, der Friedhöfe, der Kleider und der Sprache! Schaut man hin, so sieht auf den ersten Blick alles zufällig aus, es gibt jedoch keinen oder nur wenige Zufälle, im Kulturleben sind Zufälle äußerst selten, im tiefsten Grunde ist auch das, was Menschen Zufall nennen, bestimmt seit dem Schaffen der Menschen. Denn wie Natur und Menschen sich gegenseitig dienen und doch wieder feindlich zu einander stehen, das, lieber Leser, kann man am besten in solchen Dörfern, wie ich sie hier schilderte, einigermaßen verspüren. Freilich muß man etwas Nachsicht mit der Wissenschaft üben, sie drängt sich nicht auf, und eben daher kommt es, daß mancher durch Dörfer eilt, ohne das Gepräge aufzusuchen. Auch hier leuchtet die Neuzeit mit vielen Lichtern von hellem Schein herein, aber nach kurzer Bewunderung arbeitet man nach herkömmlichen Gesetzen seine eigene Weise. Das Reichsauto, das täglich die Dörfer auf der Fahrt nach Bolkenhain berührt, schafft neuen Verkehr — wenn er nur tüchtig ausgebaut würde! — aber die schwere Masse des Ganzen hat ihren Mittelpunkt in sich. Ich sprach mit verhältnismäßig wenigen Menschen, ich sah gewiß manches nicht, was man sehen sollte, ich überslog der Leute Wesen nur, aber das Wenige hat mich wieder überzeugt, daß wir in der Natur eine ewig junge Gestalterin haben, und daß wir in der Heimat die Grundquelle der Kultur zu suchen haben.





# Röchlitz, eine Perle des Kitzbachtals

## Ein Beitrag zum Heimatschutz für die Allgemeinheit.

**I**ch jüngst wieder einmal die Goldberger Bahn benutzte, fragte mich ein Mitreisender, einer der vielen, die hier zum ersten Male die Reize des Kitzbachgebirges kennen lernen, wo denn die „Hedwigskapelle“ sei, nach der sich das Gasthaus an der Station Kosendau nennt. Ich konnte ihm erwidern, daß es in Kosendau selbst weder eine Hedwigskapelle noch eine Hedwigsquelle (wie er auch gleich wissen wollte) gebe, sondern daß beides drüben in Röchlitz, jenseits der Kitzbach, zu finden sei.

Eben sauste der Zug in die Goldberger Mulde, und ich konnte dem Mitreisenden gerade noch die Mauerstümpfe zeigen, die aus dem Gebüsch drüben herauslugen, als die letzten Reste der Hedwigsburg, die dem Zahn der Zeit widerstanden haben. Die Teilnahme war wieder einmal geweckt, und wir waren, bis wir uns trennten, in Schlesiens Vergangenheit!

Wer öfter diese Bahn benutzt, wird immer wieder die Erfahrung machen, wie wenig die meisten Reisenden von dem „Rechts und Links der Eisenbahn“ wissen, und viele bedauern, daß sie kein Führer in die geschichtlichen und landschaftlichen Eigenheiten des Vorgebirges einführe. Gerade im Kitzbachtale harmonieren Geschichte und Natur wie selten, und man kann von Liegnitz aus bis zu den Quellen der Kitzbach unaufhörlich geschichtliche und landschaftliche Anreize, oft ineinander verschränkt, finden.

Ein solches Ineinander von Landschaft und Geschichte ist Röchlitz. Dem Höhenwanderer, der von der Goldberger Straße hinunterblickt, erscheint es als ein Taldorf; dem im Kitzbachtale Dahinwandernden als Bergdorf. In der Tat ist es beides. Es zieht sich quer zum Kitzbachtale hinauf auf die Schieferplatte, die ein Glied des Bober-Kitzbachgebirges bildet und hier dicht an den Fluß heranreicht. Eigentlich ist es erdgeschichtlich umgekehrt: der Fluß hat sich dicht an die Bergzüge herangewagt, sodaß eine Talenge, ein sog. Talmund, entsteht. Und darüber wacht Röchlitz. Kein Wunder, daß sich gerade hier mehrere den verschiedensten Altertumsabschnitten angehörige Burgreste finden; standen doch die ältesten Zeiten im Zeichen örtlicher und der Stammeskämpfe, die uns Deutsche noch bis in die jüngste Zeit nicht fliehen wollten! Hüben und drüben schauen die Burgwälle von Hohendorf, Riemberg und Röchlitz herüber, einst eine stete Bedrohung des Talwanderers! Lage und Bau weisen auf den Zweck hin. Röchlitz hat außerdem eine der jüngeren Geschichte angehörige Burganlage, die Hedwigsburg, wie sie benannt wird, eben jene eingangs erwähnte Burg, deren letzte Mauerreste gewiß schon viele von der Bahn aus gesehen haben.



Es ist eine reizvolle Landschaft, die sich plötzlich darbietet, nachdem man die Goldberger Hochfläche überquert hat. Am wirkungsvollsten ist der Anblick von der Kosenbauer Höhe; als wenn die geschlossene Hochfläche plötzlich aufgerissen würde, öffnet sich ein Talschlund, und wer in solchen Rissen der Erdrinde zu lesen versteht, dem offenbart sich das Ergebnis eines gewaltigen Kampfes zwischen fest und flüssig, Gestein und Wasser. Dieser Kampf muß hier recht lange gedauert haben, denn die Ausweitung des Tales oberhalb Röchlitz erzählt von Rückstau und langwährender Auswaschungstätigkeit des aufgestauten Flußwassers. Bis sich der Fluß den Durchbruch erzwungen hatte — ein Bingen im Kleinen! Heute noch sind die Hänge steil, die die Kaxbach über Hohendorf und Riemberg begleiten.

So beherrscht Röchlitz den Eingang zu einem schon landschaftlich reizvollen Tale. Und in eben solcher eigenartigen Natur hat der Mensch im Laufe der langen Jahrtausende Spuren seines Waltens hinterlassen, die zugleich Spuren seiner Zeit sind. Als slawische Siedelung ist Röchlitz in der ausgesprochensten Straßenform angelegt, und zwar im Zuge von Prausnitz her. Die Hauptachse des Dorfes liegt also süd-nördlich, demnach quer zur heutigen Dorfstraße. Solche Fälle sind nicht selten, wenn nämlich die spätere Verkehrsnotwendigkeit andere Richtungen einschlug, als man bei der Anlage ins Auge faßte. Die heutige Dorfstraße, die von Goldberg her nach Laasnitz führt, ist ost-westlich gerichtet. An ihr finden sich außer dem Gerichtskretscham nur kleinere Wirtschaften, während die größeren sämtlich an des Dorfes Hauptachse liegen. Zum Bergdorf wurde es durch den Höhenunterschied von 50 Metern (von 167—214 Meter), der die Bergwand und mit ihr Kirche, Schule und einzelne Wirtschaften auf die freie, lustige Höhe des Burgberges hebt. In solchem Rahmen ist das stattliche Bauerndorf eingespannt, dessen beherrschenden Mittelpunkt die hochgetürmte Kirche bildet. Malerisch am Berghange gelegen, krönt ihr eigenartig geformter Turm das schöne Landschaftsbild, weithin sichtbar nach Ost und West, eine Landschaftsmarke des mittleren Kaxbachtals.

Die Kirche ist der eine geschichtliche Kern des Dorfes, die Burg der andere. Der älteste Teil der Kirche entstammt dem 13. Jahrhundert. Erwähnung findet das Gotteshaus bereits 1329 urkundlich, da das Patronat an das Kloster Leubus übergeht. Die Kirche ist St. Bartholomäus gewidmet, während der Dorfname wohl von St. Rochus hergeleitet ist. Das Innere bietet nicht viel Bemerkenswertes. Wie die evangelischen Dorfkirchen dieser Landschaft durchweg, zeigt sie hoch übereinander gebaute Galerien, hier in drei Stockwerken, deren Schauseiten ähnlich wie in Kroitzsch und Hochkirch bemalt waren, jetzt aber weiß gehalten sind. Doch treten stellenweise die alten Malereien hervor. Kanzel und Altar zeigen edle Schnitzereien in Barock, ebenfalls heut in weiß. Die beiden Glaskronleuchter gehören zu den im 18. Jahrhundert beliebten Kunstwerken dieser Art. Auf dem Friedhof bemerken wir mehrere gute Epitaphs und Reste eines Sakramentshäuschen von



bedeutender spätgotischer Steinmetzarbeit. Geschmacklos hat die Neuzeit das Pastor- und das Schulhaus in nüchternsten Rohbauformen daneben gesetzt.

Wenn wir von dem behaglich dreinschauenden Gerichtskretscham, dessen Inschrift von 1816 lesenswert ist, und dem üblichen Kriegerdenkmal absehen, können wir uns jetzt der Hedwigsburg zuwenden, die einst hoch über Dorf und Tal thronte. Vom Dorfeingang von Goldberg her, biegt der anmutige Aufweg dicht hinter der Fleischerei ab, führt durch hängendes Gelände, das einst zur Burg gehörte, rasch zum ersten Wall, der wie bei der Grödißburg das ganze ovale Burggebiet von etwa 200 Meter Längsdurchmesser umschließt. Es ist recht deutlich ein doppelter Wall zu unterscheiden. Man muß sich überhaupt wundern, daß die gesamte Anlage der Burgteile heute noch so gut zu erkennen ist, nachdem alles andere verschwand. Auch der Wallgraben, der heute noch stellenweise 3 Meter Tiefe aufweist, ist ringsum nachzuweisen. Unschwer lassen sich ferner noch die Vorburg und die Hochburg feststellen, jene nach Osten, diese nach Westen gerichtet. Auf den vermorschten Trümmern wachsen seit Jahrhunderten Eichen und Buchen, das ganze ein Vogel-paradies. Nur von der Hochburg sind heut noch Reste zu sehen. Sie bestehen außer einigen längst verschütteten Grundmauern in einer nach Westen gerichteten Giebelwand, in welcher sich zwei niedrige Geschosse durch die Balkenlage abheben, überstiegen von einem steilen Giebel, der von dem unteren Bruchgemäuer durch ein Gesimschen getrennt ist. Das Ganze dieser Mauerreste ist etwa 7 Meter hoch. Es ist der Rest eines Wohnhauses, nicht einer Kapelle! In Schröller, Schlesien, Band 2, findet sich die einzige Abbildung davon. Die ganze Burganlage zeugt von machtvoller Rolle, die sie einst spielte. Die Bauformen lassen eine spätmittelalterliche Burg erkennen, die aber eine Vorläuferin gehabt haben muß. Denn Herzog Heinrich I., dem die Erbauung dieser Burg zugeschrieben wird, stellte im Jahre 1211 in der Burg Röchlitz eine Urkunde aus. Die Burg diente Herzog Heinrich I. und seiner Gemahlin als Wohnburg, woraus Lutsch das frühe Vorhandensein einer massiven Kirche erklärt. Die Burg hatte aber eine eigene Kapelle, was aus der Erwähnung des „Rektors Erzpriesters v. Rimini Tharajius“ im Jahre 1318 gefolgert wird.

Nach dieser Burg ist St. Hedwig von Liegnitz und Goldberg aus viel gewandert. Von hier aus vermochte die Landesmutter die guten Erfolge der deutschen Besiedlung erkennen, an denen sie so viel Freude hatte. In Trümmer sank alles, was ehemals war, geblieben ist nur die Urschönheit der Natur und der Trümmerrest, an dem die Erinnerung hinaufsteigt in altersgraue Zeiten. Der Pirol sang seine Weise wie damals, sein Urlied in unvergänglicher Einfachheit und Schönheit, und der Blick schweift heut wie einst hinüber nach der Wahlstatt, wo ein Held gefallen im Kampfe gegen die gelbe Gefahr — ein bedeutender Platz, den sich kein Geschichtsfreund entgehen lassen wird.



Angeblich haben die Hussiten die Hedwigsburg berannt und in Flammen aufgehen lassen. Was das 14. Jahrhundert übrig gelassen hat, das haben die eigenen Landsleute, Schweidnitzer und Breslauer, 1451 im ungarischen Erbfolgekriege vollends zerstört, — ein für uns, uns Zeitgenossen des Weltkrieges, schwer verständliches, zum mindesten höchst beklagenswertes Tun einer Zeit, die einerseits so sehr an hochragenden Werken der Kultur Freude hatte, andererseits sich in Bruderkämpfen zerriß. Soviel Burgen, soviel Ruinen, soviel Jammer! Schlesien, wie reich und schön könntest du sein, wenn unsere Vorfahren, unsere Landesherren sich vertragen und in friedlicher Kulturarbeit ausgelebt hätten. Auch wenn man die aufgedrungenen schweren Grenzkämpfe in Abzug bringt, bleibt immer noch viel Beklagenswertes übrig. Sollten uns die Ruinen der Heimat nicht lehren, im Inneren zusammenzustehen und den Blick auf die Wacht nach außen zu richten, damit wir im Innern ungestört schaffen und bauen können! Im Lichte unserer Zeit sehen Bruderkämpfe sinn- und kulturwidrig aus! Mag uns die Gegenwart gemahnen, uns als eines Stammes zu fühlen, allen Bruderzwist hinfort auszusalten — damit die Zahl der Ruinen nicht vermehrt werde! —

Wohin der Wanderer von hier aus seinen Fuß auch richtet, überall findet er lohnenden Grund, ob nach dem romantischen Prausnitz oder dem still-einsamen Laasnitz, dem abwechslungsreichen Goldberger Tale oder dem stolzen Liegnitz entgegen, — überall sollte man einmal hinwandern und Gottes Garten bewundern, der über kurzfristiges Zerstörungswerk der Menschen hinweg immer wieder die Wunder der Schöpfung aufrichtet durch die Jahrhunderte!





## Der Willmannsdorfer Hochberg

**A**lm Johanni ist die beste Zeit, den Willmannsdorfer Hochberg zu besuchen. Da steht das fruchtbare Bergland rings in Blüte und Fülle, da rauschen die Bergwasser am lautesten, da ist der Aufenthalt da oben am erträglichsten. Denn er ist bei aller Bescheidenheit seiner Höhe ein klimatisch eigener Geselle, fast immer von kälteren Luftströmungen umtost. Man besucht ihn in der Regel von Kosendau aus, wohin man sich von der Goldberger Bahn tragen läßt, oder auch in Verbindung mit einer Heßbergpartie über die Buchhäuser. Wir wollen einen anderen Weg einschlagen, um unterwegs Eigenartiges mitzunehmen.

Wir steigen in Wildschütz aus, wandern durch das stattlichste aller Bauerndörfer unserer Landschaft, *W i l d s c h ü z*, mit seiner reichen, die Merkmale ungewöhnlicher Wohlhabenheit zeigenden Entfaltung: die Bauernhäuser gleichen Schlössern, die Schule ist weit die schönste nach Bau und Gestaltung, eine große Molkerei zeugt vom Viehreichtum usw., setzen die Wanderungen durch das nicht minder eigenartige *K r o i t s c h*, dessen seltsame Kirche (siehe „Wandern und Schauen“ I, S. 21 ff.) auffällt, fort und biegen kurz vor dem Gute rechts nach *R i e m b e r g* ab, das man auf schönem Gehängeweg in einer Viertelstunde erreicht.

Dieses Riemberg liegt eingeknistet in den steilen Uferrand der *Kaßbach*. Hier trennt sich die *Kaßbach* vom Steilrand und biegt in das ausgeweitete Tal von Kroitsch und Dohnau aus. Daher hat Riemberg alle Reize des Talschlusses und des Uferdorfes: steile, schluchtenartige Gehänge, die mit Kieferngebüsch bestanden sind, andererseits den Wiesencharakter, der das wonnige Gefühl des Freiseins und der Fülle gibt. Angelehnt an die steilen Uferränder liegen kleine Wirtschaften und hart am Flusse das Gut, einem Baron v. Riechthofen gehörig. Hier mag man im schönsten Grasgarten des Gerichtskreischams, der sich in besten Händen befindet, gern ein Stündchen rasten und die Schönheit der Landschaft betrachten.

Eine Merkwürdigkeit, die nur wenigen bekannt ist, birgt sich im Gebüsch der Gutswirtschaft, der selten gut gehaltene *Burgwall*, hier Schanze genannt. Dicht bei der Schloßgärtnerei steigt man zu dem steilen Wall hinauf, der an 60 Schritt im Durchmesser hält und von dessen höchstem Punkte man eine treffliche Aussicht auf die Berglandschaft von Goldberg genießt. Geschichtlich erforscht ist dieser Burgwall noch nicht; die Ansätze zu Nachforschungen, die vor einigen Jahren Herr Geheimrat Hahn unternommen hat, haben kein endgültiges Ergebnis gefördert. Heute sind sie grundbuchamtlich untersagt. Ob nur slawische Herkunft vorliegt, oder ob darunter auch — wie bei Mertschütz — ältere Spuren liegen, läßt sich nicht sagen. Merkwürdig ist nicht nur seine tadellose Erhaltung — er wird heute als Obstplantage benutzt, — sondern auch der Umstand, daß sich eine Viertelstunde oberhalb bei Hohendorf ein zweiter Burgwall befindet, der gleich diesem die *Kaßbach* beherrscht. Und



drüben bei Laasnig grüßt ein dritter herüber! Man trennt sich ungern von diesem Punkte, der Natur mit alten Ueberlieferungen vereinigt, und der uns zurückdenken heißt in Zeiten, wo es ebenso stürmisch auf dem Welttheater zuging wie heut! Selbst nur bis hierher gewandert, lohnt sich ein Ausflug, der uns viel des Schönen und Reizvollen von unserer Heimat erschließt.

Am hellen Flußwasser entlang gelangen wir nach Hohendorf, das seinem Namen durch seine Lage gerecht wird. Auch hier besuchen wir natürlich den Burgberg, der zwar weniger scharf ausgeprägt hervortritt, der aber eine köstliche Aussicht bietet.

Wir wandern nun über über die „Hindenburgbrücke“ quer durch das fruchstrogende Kachbachtal und erreichen schnell das historisch bekannte Dorf Röchliß mit seinen Altertümern aus der Pflanzzeit: Burgreste, Kapellenreste, sowie mit schöner Kirche, die weithin ins Land schaut. Um die weitgedehnte Burgwallanlage herum, steigen wir steil auf, um hinüber nach Prausnitz zu gelangen. Das ist ein charakteristisches Vorgebirgsdorf, das erste von solcher Ausprägung. Das fränkische Sachwerkhaus ist durchaus vorherrschend, die prächtigen Grasobstgärten zeitigen die herrlichsten Äpfel, und weiträumig ist Wirtschaft um Wirtschaft gelagert. Auch hier möchte man gern länger verweilen, und wer es tut, wird es nicht bereuen.

Ueber den Haselbach finden wir den chaussierten Weg nach Haasel, das in seltener Verborgenheit einer Idylle gleicht, einem Märchenheim, wohl versteckt hinter Bergen und Büschen. Unterwegs treffen wir auf mehrere alte Kalköfen (beim Zwillingsofen ein Auschank), die vom ehemaligen Bergbau reden. Wir befinden uns hier nämlich auf dem Zechsteingürtel der Goldberger Mulde, der bei Prausnitz, Konradswaldau, Polnisch-Hundorf, Neukirch und eben auch bei Haasel schon im 16. Jahrhundert zu bergmännischen Versuchen führte. Am nachhaltigsten war der Bergbau bei Haasel, wo eine 3 Meter mächtige Lagerung von Mergelschiefern und dolomitischen Kalkstein bei einer Kupferführung von 1—2 v. H. noch 1860—1883 ausgebeutet wurde. Noch heut erinnern außer den Hochöfen die schwarzen Schlackensteine der Häuser und Hofmauern an die alte Kupferhütte. Haben wir den höchsten Punkt des Dörfchens (303 Meter) erreicht, dann sehen wir endlich den bis dahin verborgenen Gipfel des Hochberges vor uns.

Die 161 Meter, die wir noch zu nehmen haben, werden auf langer Rampe, die sich zeitraubender hinzieht, als es scheinen will, überwunden. Unterwegs weitet sich eine große Aussicht auf das durchschrittene Kachbachtal, ragen Gipfel, die wir bisher nicht sehen konnten, aber es frischet sich auch die Temperatur auf. Oben bei dem alten Gasthaus, errichtet vom Vater Bräuer, angelangt, müssen wir uns Zeit lassen, die Mühe des Aufstieges auszukosten in wundervoller Bergausicht. Sie erinnert an Hochblicke im Mittelgebirge, so einsam und welkenfern liegt alles unter uns, was uns täglich ist! Nach Süden die Schönaauer Berge, namentlich



die Hohgulge, nach Südosten die Kauffunger Berge, namentlich der Kitzelberg. Nahe im Osten die Heßberge und dazwischen der 8 Kilometer große (fiskalische) Mönchswald. Im Norden die Liegnitzer Landschaft, die von hier aus ganz flächenhaft aussieht. Wer aufmerksam wanderte, dem wird die grünspanhelle Färbung des Gesteins nicht entgangen sein, auf dem man daherschritt, es ist der schöne silurische Schiefer, der den ganzen nördlichen Höhenzug des Boberkaßbachgebirges bildet, unterbrochen nur durch Basalte und noch weniger Porphyre. Bis auf wenig Gebüsch ist der Gipfel des Hochberges kahl, und das mag in Verbindung mit seiner überragenden Höhe (464 Meter) dazu geführt haben, hier oben von alters her Sonnenwendfeuer anzuzünden und Sonnenwendfeiern abzuhalten. In diesen Tagen findet man da oben ein Plakat, das zu der diesjährigen Sonnenwendfeier einlädt, die der Lehrer von Willmannsdorf veranstaltet. Heimatgebräuche, Heimatlieder und Heimatsprüche sollen dabei eine willkommene Auferstehung feiern. Wir begrüßen die löbliche Absicht.

In kurzem Abstieg erreichen wir das langhingezogene Willmannsdorf, dessen Frische überaus wohltut, und wir gelangen dann über Seichau und Arnoldschhof wieder nach Kroitsch und Wildschütz, von wo aus wir die Bahn benutzen können.

Der Gipfel des Hochberges ist wie kein anderer unserer Landschaft mit dem Volksleben verknüpft: Wenn da oben zu Johanni die Feuer aufleuchten, dann fühlen sich in weiter Runde die Menschen als zusammengehörig, zu einem Stamme, zu einem Volke, das ahnungsvoll uralte Sitten und Gebräuche weiter pflegt! Wann hätten wir lieber in die Vergangenheit geschaut als heut, da uns die näheren Zeiten so wenig Liebe brachten!





## Herbsttage im Katschtale

### Wanderungen in den Vorbergen des Riesengebirges.

**G**oldenen Glanzes strahlte die Herbstsonne in die Straßen, und flugs war der Rucksack auf dem Rücken. Herbstwandertage! Es sind die köstlichsten Erinnerungen an die Reisezeit, solche Herbstwandertage. Golden an Sonnenglanz, frei von den hochsommerlichen Unannehmlichkeiten. Kein Gewitter droht der Tour kurz vor ihrem Ziele ein Ende zu machen, kein Fliegenschwarm überfällt den Touristen, und nicht drückt die Siedehitze seine Lebenstätigkeiten aufs bescheidenste Maß! Dagegen atmet sich die frische Herbstluft wie verjüngender Lebensodem, und der starke Erdgeruch an frisch gepflügten Feldern erinnert an den Urquell aller Natur- und Menschenkraft!

Talwanderungen gehören zu meinen liebsten Reiserouten, wahrscheinlich deswegen, weil man ein ganzes organisches Stück der Erde in einer aufeinander folgenden Reihe natürlich entwickelter Bilder kennen lernt. Gewöhnlich begnügt man sich ja mit einem besonders interessanten Ausschnitt daraus, so wird auch das Katschtal gewöhnlich nicht in einem Zuge bereist, sondern man beschränkt sich auf Ketschdorf und Umgegend, Kauffung und seine nächsten Touren, endlich auf die Goldberger Schönheiten.

Da lag nun die vielfältige Pracht des Katschtales vor mir. Der Zug hat mich bis Ketschdorf gebracht, jenem nestartig in die Mauern des südlichen Boberkatschgebirges eingebauten, dreizipfeligen Ort, dessen Ruf als Sommerfrische wahrlich schon genug bekannt zu sein scheint. Nach Süden hin steigt die Kette der Bleiberge ziemlich rasch auf, nach Westen führt die Gebirgsstraße gen Hirschberg und gestattet in einiger Zeit einen Ueberblick der Riesengebirgslandschaft; und nach Osten hin öffnet sich ein wunderschönes Bergpanorama, ein von hohen Bergen umrahmtes Pafsdorf: Seitendorf, in einem Seitentale der Katschbach gelegen.

Nach diesen drei Richtungen unternehmen wir nun nach Kraft und Geschmack unsere Touren. Die schattige Erquickung in Glachs Brauerei, zu der wir am Abend gern zurückkehren, verlassen wir und steigen im langgezogenen Dorf zur „Seige“ auf. Das ist ein altes Gasthaus an der Straße, die nach Hirschberg führt, an deren höchstem Punkte gelegen. Hier biegt ein halbstündiger Wiesenweg zum „Rosengarten“ ab, einem hervorragenden Punkte reich an Schönheiten, einem Glanzpunkte des Gebirges. Lustig schwebt der freie Schritt die herrlichen Wiesen- gelände dahin, immer weiter hinauf zur sonnigen Höhe. Noch versperrt uns der vor uns liegende Kamm des Gebirges die Aussicht auf das Hirschberger Tal, aber bald sind wir auf dem Punkte der Ueberraschung. Wie ein plötzlich weggezogener Vorhang das Bild enthüllt, so steht, oben angelangt, der Wanderer, erstaunt und überwältigt von dem Panorama, das sich ihm jetzt bietet. Das grandiose Hirschberger Tal liegt mit einem



Schlage vor ihm aufgetan, das großartigste Landschaftsbild unserer Heimat. Es ist törichtes Beginnen, dieses Bild zu beschreiben, die alten, immer wieder gebrauchten Worte verlieren angesichts solcher Szenerien an Kraft und Wert. Denn man kann ja das Großartige nicht in Worte fassen, das gerade dieser hier übersehbare Teil des Riesentals ausspricht; nicht läßt sich auseinanderlegen die Fülle an Einzelheiten und die Pracht des Ganzen! Und vor allem; wenn auch eine Schilderung der Linien und Farben, der grotesken und sanften Bergbilder gelänge, eines kann man nimmermehr hinzufügen, das ist die Stimmung, die den ganzen Menschen erfasst, und die als seelische und leibliche Erhebung für alle Zeit zurückbleibt.

Nur auf die Riesenmauer, auf der die stolze Koppe thront, und auf die kecken Recken der Falkenberge, die uns in drohender Nähe sind, muß hingewiesen werden. Alles übrige überlassen wir dem Zauber des Selbstsehens und Selbst-Überwältigtwerdens!

Droben sind eine Baude („Rosenbaude“) und ein Aussichtsturm, von dem man sich schwer losreißen kann. Wer noch Lust und Zeit hat, der wandert hinunter in das herrliche Tal auf Jannowitz zu und kehrt dann mit der Bahn oder auch zu Fuß nach Ketschdorf zurück. Wenn man nach durchgreifender Auf- und Abwanderung in die gastliche Stätte zurückkehrt, die man früh oder mittags nicht ohne den guten Rat des erfahrenen Wirtes verlassen hat, dann kommt ein Teil, der zu den wohligen Freuden des Reisens gehört. Man sitzt, durch die Herbstluft stärker mitgenommen und anspruchsvoller geworden, beim erquickenden Tranke, mit Wirt und Gästen die langen Abendstunden verplaudernd. Dann fügt es sich wohl, daß der Kantor des Ortes oder ein anderer „Eingeborener“ gesichert wird, man spricht sich aus, man rückt näher und näher, und wenn man Abschied nimmt, hat man einen lieben Bekannten mehr, das sind Heimatsfreuden, die den Abend ebenso angenehm machen wie den sonnigen Tag.

Der Herbstmorgen zwingt zum Wandern! Frisch hinaus aus engem Raum, streif in Flur und Wald naturliebendes Menschenkind! Ein lustiges Lied klingt wie der herrlichste Lobgesang — frei ist dein Herz von allen Erden Sorgen:

„Was gestern mich noch wollt erschaffen,  
Ich schäm' mich des im Morgenrot!“

Die Besonderheit von Ketschdorf ist die K a h b a c h q u e l l e. Eine reizvolle Straße führt zunächst, derb ansteigend, durch das Dorf, dann noch eine Vierteltunde weiterhinauf; da sehen wir einen Stein „Kahbachquelle“, der den richtigen Weg hinauf weist zum Bergwalde. Wir laufen die 400 Meter ansteigend durch Wiese und Feld und erreichen dort, am Saum des Buchenwaldes, den Brunnen, den man als Quelle unseres Flusses bezeichnet hat. Eine idyllische Stelle! Weitende Taltröge breiten sich vor uns, drüben von hohen Berggestalten begrenzt. In der Ferne als höchste Kuppen der Mühlberg und die Eisenkoppe. Hinter mir der herrliche Buchenwald mit den edlen hochstämmigen Buchengestalten, die noch volles Laub tragen. Blumensterne, rot und gelb,



zeugen noch von dem kräftigen Leben in dieser Bergatmosphäre. Die Bank heißt uns setzen — und träumen. Träumen heißt ja hier so viel wie glücklich sein, vergessen auf die Ketten des Daseins, auf irdische Gebrechlichkeit und belastenden Tand! —

Wieder steigen wir zu unserem anmutigen Ketschdorf nieder, um nach kurzer Rast eine der reizvollsten Touren anzutreten.

Die dritte der Straßen, die vom Dorfe ausgehen, wandern wir in östlicher Richtung nach Seitendorf, das sich von dem Ketschdorfer Talkessel gar tirolerisch ausnimmt. Es ist Chaussee, aber die grüne Schönheit dieser Wiesenlandschaften, die die junge Kaxbach durchfließt, und der Anblick der Berge und Felsen vor uns steigert die Wanderlust unaufhörlich. Zur Rechten liegt der zum Naturdenkmal erklärte „Kretschamstein“ wie bloßgelegte Knochenstücke aus dem Fleische des Erdkörpers; zur anderen Seite schmiegt sich das Dörflein Rodeland in lauter vereinzelt kleinen Bergbauerhäuschen, grau und schwarz, von Holz, Lehm und Stroh, hoch hinan an die Wiesen- und Waldlehne der Mühlbergkette. Am plätschernden Seitenbache entlang.

Munter trollt er zur Kaxbach hin. Im Dorfe lauter schmucke Gebirgshäuser und eine hübsche Kirche. Nach kurzer Rast verlassen wir die Chaussee und wenden uns nach Norden, auf Altenberg zu. Ein kräftiger Anstieg, der die Lungen weitet und den Schweiß hervorbringt. Aber kurz — Altenberg, das seltsame Bergdorf, am letzten Anstieg zu der 666 Meter hohen Eisenkoppe gelegen, liegt vor uns. Noch ein letztes Stück, und wir stehen im Dörflein, von dem wir jetzt auf das tief unter uns liegende Ketschdorf und auf Seitendorf hinabschauen. Ein herrliches Bild! Ein seltsames Dorf! Dichtgedrängt die Mandel Wirtschaften, wie sich die Küken zusammenscharen in der Besorgnis vor Unglück. Heut stehen die Häuser in Stein und Ziegel da, seit das Dorf 1892 total niederbrannte. Der Mensch läßt nicht so leicht von seiner Scholle und sucht sie immer wieder auf, auch wenn sie ihn trügt und plagt. Weitberühmt ist die spaßige „Baßgeige“ in Altenberg, die sich ein jeder Fremde ansehen kommt, und die doch nie existiert hat, obschon man eine wunderbare Beschreibung dieses Mirakels eingehändig bekommen. Sucht das Auge den Gipfel der Eisenkoppe, so trifft es noch auf Pferd und Pflug, die da hoch oben noch die Scholle zwingen, die Naturgezehe der Steilheit bewältigend. Der Aufstieg lohnt sich. Man sieht stets weiter und weiter, und wenn da hoch auf des Berges Gipfel, der jetzt von Gehölz eingenommen wird, einst ein Aussichtsturm stehen wird, so wird man hier eine der großartigsten Rundsichten genießen, die auch Breslau einschließt.

Altenberg ist einst als Bergwerksort entstanden. Die Eisenkoppe führt ihren klangvollen Namen mit allen Rechten. Heut noch werden aus dem Berge die gleißenden Erze herausgeholt und in dem Pochwerke am Südfuße des Berges zerkleinert. Dort finden wir lautes Leben, Rauch und schaffende Menschen. Am munteren Erlenbache entlang wandern wir wieder der Kaxbach zu, an der „Wäsche“ die zum Bergwerksbetrieb gehört, vorüber. In einer Stunde haben wir Kauffung erreicht.



Am anderen Tage wenden wir dem großartigen Bilde, das der Kitzelberg darbietet, unsere Aufmerksamkeit zu. Ein vom Tale himmelan, kegelig aufsteigender, etwa 600 Meter hoher einziger Marmorblock ist dieser Berg! Noch trägt er dichte Waldungen und noch schützen ihn Flächen von Wiesen und Acker. Aber droben pochts, krachts und hämmerts: die Marmorbrüche tragen Stück um Stück des Berges ab. Dicht daneben stehst du und schaust auf das zweifache Menschentreiben; hier oben die angespannteste Emsigkeit der Steinbrecher, dir zu Füßen die pflügenden Pferde wie vor Jahrhunderten! Drunten rollt im Talgrunde der Dampfwagen von Station zu Station, das gesteigerte Leben dieses veränderten Lebens fördernd. Ein großartiges Landschaftsbild schaut man weitaus im Kitzbachtale. Da ist die Doppelreihe von Bergen, die ein enges Tal einschließen, da drängt sich Wirtschaft an Wirtschaft, da rauchen die hohen Schornsteine, da bricht sich ein hundertfaches Echo an den steilen Felswänden. Aber wir suchen wieder Waldfrieden und wandern auf der Höhe des Berges hin auf seine Westseite. Da liegen schweigende Waldgründe zu Füßen, ein wunderbares blumendes Waldbild großen Stils. Da steigen wieder hohe Felsmassen vor uns auf, und dichte, urwalddichte Waldschleier mahnen uns abseits zu gehen. Hier finden wir die alten verlassenen Marmorbrüche, die einst Friedrich der Große anlegen ließ, und wir stehen betrachtend, was Menschenhände schon vor mehr als hundert Jahren im Abbrechen der Berge geleistet haben. Keiner braucht indessen zu fürchten, sich in dieser Waldeinsamkeit zu verirren, denn unser wohlthätiger Riesengebirgsverein hat auch hier für eine sichere Markierung gesorgt. Solche leitet unseren Weg ins Tal zurück, wo wir noch vieles zu sehen und zu schauen haben.

Wenn man in Kauffung flußabwärts wandert, kann man die Natur dieser Gegend und deren Umgestaltung durch den treibenden Drang der Zeit wahrnehmen. Hier in Mittel-Kauffung, die durch laute und fortgeschrittenste Industrie veränderte, halb städtisch gewordene Häuserreihe, dann höher hinauf das Buch noch wie ehemals: die Dorflandschaft aus alter Zeit, noch ursprünglich, noch so, wie sie sich aus dem landwirtschaftlichen Leben und Treiben ergab. Da leuchtet ein prächtig bewaldeter Berg ins Dorf hinein. Es ist der herrliche große Mühlberg, wie der Kitzelberg ein Marmorblock, der Zukunft vorbehalten. Blau gleißt die abgeschürfte Marmorwand an seinem Fuße, darüber die in der Herbstsonne bunt schimmernden Laubwälder. Ach, diese Bergwälder sind wohl das Schönste, was Mutter Natur uns naturfreudigen Wesen hingepflanzt hat! Diese Wolken von schimmerndem Gelb und leuchtendem Rot im stumpfen Grün! Diese Schatten- und Lichtspiele, wenn Wolken und Wölkchen an der Lichtspenderin vorüberreifen! Diese Kraft, die ein solcher Bergwald ausdrückt!

Wer Lust zu Fußwanderungen hat, braucht nicht besorgt zu sein. Hier führt ein Weg immer reizvoller als der andere. Am rauschenden Bache entlang kommst du nach dem anmutigen Alt-Schönau, freundlich anzuschauen mit seinen Obstgärten und gemüßereichen Auen. Dann



nördlich nach dem altidyllischen Schöna u, dessen freundliches Kleinstadtwesen dir einen sonderbaren Gegensatz bringt zu den Bildern aus der großen Natur. Man lebt, wohnt, plaudert friedlich in dem kleinen Orte. Sein Name wird lebendig, wenn man die schöne Aue am Nordplane des Weichbildes, auf Röversdorf zu, betrachtet. Da fügt sich die kleine Stadt wohl in das grüne, bergumhegte Landschaftsbild ein. Wie Geschwister, fremdartig doch freundschaftlich, so weilen sie zusammen: die Berge, die weiten Auen, der rauschende Bach und die kleine Stadt.

Zum Abschluß unserer Talwanderung wählen wir die Willenberge. Diese Phorphyrmassen haben sich unweit von Röversdorf, dicht das Tal einengend, aufgestellt, wie Türme aus dem Wiesentale aufragend. Dort hinauf — und nun abermals ein zwar ähnliches, doch gänzlich anders geformtes Talbild bewundert. Stundenlang. Seit 1922 eine Jugendherberge hier. Bis uns der pfeifende und himmelnde Zug wieder zum Ausbruch mahnt. Schnell einen kühlen Trunk und dann die steilen Stufen des Berges hinab, wo unten ein romantisch gelegenes Berggasthaus uns gern aufnimmt.

Das Kahlbachtal ist wunderschön. Man findet seine guten Eigenarten erst bei einer durchgehenden Wanderung. Wenn man will, wandert man nun noch vom Willenberge bis zu dem reizvollen Neukirch mit seinem berühmten Schlosse und zu dem schönen Bergstädtchen Goldberg, dessen Bergnatur die Touristen von weit und breit anzieht. Denn sein Wolfsberg und sein Bürgerberg erfreuen sich großer Beliebtheit.

Wenn die glänzenden Herbstsonnentage zu Rüste gehen, freut sich der Wanderer, noch einige Scheffel Sonnenkraft in die Scheuer gebracht zu haben.





## Dorfstypen der Jauerschen Landschaft

Die Landschaft um Jauer ist charakterisiert durch Reichtum an Bergland und Wasser. Jauer selbst, ein uralter Ort, ist durch die Wütende Neiße als Flußort bestimmt: Dort, wo dieser echte Gebirgsfluß seine Richtung wesentlich ändert, indem er nach Nordwesten abfließt, hat es sich wie ein Eckpfeiler aufgerichtet. Während die Landschaft nach Norden hin ein niedriges Hügelland ausgeleitet, ist sie im Westen begrenzt durch das romantische Bober-Katzbachgebirge und durch jenen nach Westen geöffneten Bogen des Gebirges, der bei Bolkenhain einseht und bis Goldberg streicht. Das Gebirge, das hier nirgends die Höhe von 500 Metern übersteigt, war nie ein bedeutendes Siedelungs- und Verkehrshindernis. Nur in wenigen Gebirgslandschaften findet sich eine so stattliche Anzahl von Gebirgsdörfern wie gerade in diesem Teile des Bober-Katzbachgebirges. Das kommt daher, daß kleine Flußläufe tief in den Kamm einschneiden und so das Gebirge erschließen. Ja selbst in die dem größten Verkehr abgewandten Teile, die der nach Nordost schroff abfallende Kamm der Heßberge und seiner Fortsetzung im Hauptflußtale förmlich abschließt, sind eine ganze Anzahl Dörfer eingebettet, wie Klonitz, Jakobsdorf, Jägendorf, Pombsen, Willmannsdorf und Haasel.

Was darüber hinaus nach Westen liegt, gehört eigentlich nicht mehr zur Jauerschen Landschaft, sondern mehr zum Naturgebiet des Katzbachtales.

Die Jauersche Gegend mit ihren hügelreichen Auen und frischen Talgründen, mit Wald und Wein, mit Wasser und Gestein, läßt an Abwechslung nichts zu wünschen übrig. Die Romantik ruht vor allem in den schönen Landschaftsbildern mit hervorragender Bildschönheit. Wo immer man ausschaut, man hat einen großen Umblick mit anmutigen Dorfbildern und einem kühnen Hintergrund in den Jauerschen Bergen.

Wenn wir die Dorfpläne auf ihre Gestalt hin untersuchen, finden wir nun ganz wenige Dörfer, die nicht Reihen- oder Straßendörfer wären, denn die ganze Gegend ist von den deutschen Kolonisten, die vom 12. Jahrhundert ab einwanderten, stark in Besitz genommen worden, und die deutsche Kultur hat hier fruchtend ihre Zelte aufgeschlagen. Reichte doch der kulturelle Einfluß des Leubuser Klosters bis weiter noch nach Süden, und nicht wenige Dörfer der Jauerschen Gegend tragen den Stempel alter Klosterkultur.

Sassen wir heut zunächst das Dorf Schlaup ins Auge, das im Neißetale an der politischen Nordgrenze des Kreises liegt. Wer das Dorf Schlaup zum ersten Male sieht, ist von seiner herrlichen Lage ganz entzückt. Hoch auf einer Basaltkanzel hart am Neißeufer gelegen, ist es ein Anblick von seltener Schönheit. Von welcher Seite man sich auch nähert, immer ist es ein ungewöhnlicher Anblick. Wer von Norden her,



von Bellwizhof oder Triebelwitz heruntersteigt zum Neißetale, den überrascht vor allem der kräftige Einschnitt in den Boden, den hier die Neisse macht; und wer von Süden her, von Hennersdorf oder Herrmannsdorf kommt, sieht besonders die gesammelte Anlage des Dorfes mit der gipselnden Kirche gut. Aber auch im Neißetale gewährt Schlaup einen, ich möchte sagen, künstlerischen Anblick, der entfernt ist von der Langweiligkeit der Flachlandsdörfer.

Man kann also in Schlaup den Typus eines Hausendorfes gut erkennen. Und das wird um so überzeugender, wenn man sieht, wie andere an Flüssen gelegene Dörfer es zur Regel gebracht haben, entlang am Wasser sich auszubauen. Aber der wunderbar gelegene Kirchberg bot freilich eine selten günstige Gelegenheit, sich drauf und dran anzusiedeln, gewissermaßen unter dem Schutze der hoch thronenden Kirche. Was gar nicht einmal so bildlich genommen zu werden braucht. Denn es ist in Schlesiens auch anderorts Sitte gewesen, den Kirchberg als Schutz- und Verteidigungsstelle anzusehen und entsprechend zu gestalten. Und so finden wir auch hier Befestigungsanlagen von achtungsgebietendem Maße. Wer vom Neißetale heraufkommt, geht an der unteren Basaltmauer entlang, während eine zweite, etwas eingerückte und höhere den Kirchhof abschließt. Die starke Basaltmauer enthält Schießscharten von 1813. Jedenfalls ist der Eindruck, den das Kirchbild mit seiner Umgebung hervorruft, ganz wehrhaft.

Die jetzige Kirche selbst ist erst im 18. Jahrhundert erbaut, und ist nicht zu groß. Der klotzige, vierkantige Kirchturm ist größtenteils aus Basalt, der hier heimisch ist, erbaut. Ueberall sieht man die flachen Basaltplatten aufeinander geschichtet. Eine Durchbrechung trennt die beiden barocken Turmhauben von einander, dem ganzen einen anmutigen Abschluß gebend.

Das Innere der Kirche ist vor 10 Jahren erneuert und macht einen freundlichen Eindruck. Das Tonnengewölbe ist mit legendarischen Darstellungen ausgemalt, die nicht ohne künstlerischen Wert sind. Man sieht ein Mittelbild, das den Scheitel ausfüllt, an das sich eine Anzahl Heiligengruppen stellen, die die malerische Eigentümlichkeit zeigen, daß sie von jedem Standpunkt aus betrachtet werden können, da sie nach oben gerichtet sind. Es ist wohl anzunehmen, daß an der Stelle früher schon eine Kirche gestanden hat. Schlaup gehörte bis 1810 zum Kloster Leubus, und es ist auch ein Grabstein aus dem 16. Jahrhundert vorhanden für Magdalena Schweidnitz von Milkau, Hausfrau Hansens von Rützig, gestorben 1555. Er zeigt die Figur der Verstorbenen in Lebensgröße.

Einige urkundliche Zahlen bezeugen, daß das Dorf samt der Kirche sehr alt ist. Die älteste urkundliche Erwähnung stammt von 1177: in diesem Jahre tauschte das Kloster Leubus „Slup“ gegen Bogunau und Dobergast ein. Eine Kirche zur hl. Jungfrau Maria war höchstwahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert vorhanden. Als eine der wichtigsten Urkunden gilt die Aussetzung des Marktrechtes für



Schlaup durch Herzog Heinrich I. unterm 26. Juni 1202: er gestattet den Schlaupern, zu verkaufen und zu kaufen und Markt zu halten wie in Lissa. Früher waren Schlesiens Gewässer noch an Bibern reich; im Jahre 1244 erteilte Herzog Boleslaus II. dem Abte Heinrich von Leubus und seinem ganzen Konvente ausschließlich den Biberfang der Stiftsgüter Schlaup. Aus dem Jahre 1304 wird gemeldet, daß die Besitzerin des Erbgutes in Schlaup zufolge des Testaments ihres verstorbenen Gatten ihre Besitzung an das Kloster Leubus abtrat. Endlich tritt in einer Urkunde, 1327 zu Schlaup ausgestellt, der Schlauper Pfarrer Michael sein Patronats- und Kollaturrecht auf die Kirche zu Hermannsdorf an den Abt Johann von Leubus und sein Stift ab.

Vor der Kirche der schattige weite Schulplatz auf trohnender Höhe — ein Platz von seltener Romantik. Der Basaltfels zeigt sich da und dort, alte Akazien schirmen die Fläche, Schulhaus und Schulgeräte. Da sind an dem Eingang zum Friedhof drei alte Steinkreuze aus Sandstein. Von diesen berichtet eine alte Geschichte, daß einst ein Brautzug zur Kirche wollte und Streit ausbrach: Drei Tote seien das Ende gewesen. Erst vor einem halben Jahrhundert sind die Steinkreuze hinauf an die Kirchmauer gesetzt worden. Ueberhaupt sind noch mehr Reste aus spätmittelalterlicher Zeit vorhanden, in Architekturstücken, die man beim Bau der Kirche und des Pfarrhauses verwendet hat.

Sehen wir uns nun den Dorfplan selbst einmal an. Da ist das ganze Dorf um diesen Kirchberg gelagert; treppenförmig steigt es vom Neißegrunde auf, unten an den feuchten Wiesen die größeren Wirtschaften, nach oben zu die kleineren, dazwischen Baum und Gebüsch. Das ganze Dorfbild von sechs Straßenzügen durchschnitten, drei in nord-südlicher, drei in ost-westlicher Richtung verlaufend. Einzelne eigenartige Bezeichnungen für Dorfteile sind nicht ohne Interesse, so nennt man ein Gebiet im Süden der Sperlichhäuser, ein anderes zur Neiße „am Schlenkergässel“, ferner nennt man eine Josef- und eine Steuergasse. Ein selbständiger Teil zieht sich am rechten Neißeufer entlang. Beide Ufer sind jetzt durch eine massive Brücke verbunden, die im Bogen über den gefährlichen Fluß setzt, von dem man dann nach Süden ein prächtiges Dorfbild sieht: die aufsteigende Dorfstraße, darüber mehrere Reihen Häuser, kleine, alte, romantische Dorfhäuser, wie sie der Geschmack der Altvorderen zu bauen diktierte, mit Schaubendach und der vorsündfluthlichen Feuerleiter. Endlich hoch oben die Basaltkirche. Nach Norden bietet die Mühlwirtschaft ein altes, schönes Bild mit dem altfränkischen Torbogen und den massigen Basaltmauern. Entlang der Neiße ein buntes Flußbild mit hineinhängenden Baumwipfeln und grobem Flußschotter. Von dieser Brücke aus gesehen, ist das Dorf geradezu ein Idyll!

Die wirtschaftlichen Verhältnisse erweisen Schlaup als ein kleinbäuerliches Dorf mit einer großen Anzahl kleiner Stellen. Nur eine sogenannte Erbschottisei ragt daraus hervor, und außerdem drei Güter von einem halben hundert Morgen. Das Dorf ist übrigens im letzten halben Jahrhundert stetig zurückgegangen, und zwar in ganz gewaltiger



Weise, denn noch 1840 zählte es an 640 Einwohner, heut fast 200 weniger. Schlaup hat einen polnischen Namen; 1201 wurde es Solp, 1202 Slup genannt, der Name bedeutet „Pfahlheim“.

An schönen alten Bauernhäusern findet man hierorts noch genug; nicht wie an verkehrsreichen Straßen gelegene Dörfer streift es schnell seine alte Dorfweise ab. Es gibt nur wenige Häuser, die nicht ganz altfränkisch wären. Aber in sehr verschiedenem Baustil. Man sieht alte Altanen, Schaubendächer, Freitreppen, alte Bildsäulen, alte Bauerngärten und, was ein Dorfbild immer ziert, noch prächtig romantisch belassene Bauerngärten mit Gebüsch und Hecken, mit abwechselndem Grasgrunde und alten Obstbäumen. Als Baustoff sind Basalt, Lehm und Holz, aber auch Ziegelstein verwendet.





## Löwenberg und seine Umgegend

**L**öwenberg ist eine der schönsten schlesischen Städte. Wenn man den Reisenden, die Deutschland bereisen, so dringend empfiehlt, Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Wernigerode, Erfurt, Danzig, Nürnberg usw. zu besuchen, damit sie allda sehen möchten, wie alt und wie wohlgegart das Altertümliche und das Schöne im Stadtbilde sind, so weiß ich nicht, warum man zu diesen Städten nicht auch Löwenberg rechnet. In einer großen Berliner Zeitung las man dieser Tage einen, die gangbaren Werke über Kunstgeschichte scharf verurteilenden Aufsatz zur Kunstausstellung, die zurzeit in Florenz gezeigt wird. Ein alter, fast alle geschichtliche Literatur angehender Mangel wird darin berührt: diejenigen Zeiten, Personen, Zustände, Werke, Helden und Heldentaten usw. kommen am besten weg, über die am meisten geschrieben und gedruckt worden ist. Dinge, die zufällig nicht in Büchern behandelt worden sind, gehen der Zukunft verloren, weil die großen, zusammenfassenden Werke nur das erwähnen, wofür sich literarische Unterlagen bieten.

So geht's Schlesien in der Reiseliteratur. Man sehe sich nur einmal die deutschen Reiseführer an, sie bringen über die kleinen und kleinsten Orte des Westens mehr als über die wichtigsten schlesischen Orte. Nicht Schlesien gilt in der Literatur, sondern das Riesengebirge, und nur um seinetwillen wird der daranhängenden „Umgegend“ spärlich genug gedacht. Nach den Reiseführern zu urteilen, hat Schlesien weder eine große Geschichte, noch eine sehenswerte Natur; selbst unsere Kunstschätze, die fast das einzige ausführlich bedachte Gebiet der heutigen „Führer“ sind (als ob es nicht andere, sehr wissenswerte Dinge von Land und Leuten gäbe!) werden, wenn überhaupt, nur flüchtig abgetan. Von fünf mir vorliegenden Reiseführern durch Norddeutschland bzw. ins Riesengebirge behandeln drei Löwenberg überhaupt nicht, einer sogar Liegnitz nicht. Am ausführlichsten ist immer noch der Baedeker. Unter den Städteführer-Sammlungen sucht man Liegnitz noch vergeblich, und in den modernen Kunstführern durch deutsche Städte ist selbst Breslau noch nicht vertreten. Der kürzlich erschienene „Schlesien“-Band des Baedeker füllt eine alte Lücke aus, aber erst die „Wissenschaftlichen Wanderführer“, welche die Schlesierzentrale in Liegnitz seit 1920 herausgibt, machen endlich gut, was die Vergangenheit aus Unkenntnis übersah!

Man hat auch gesagt, der Schlesier sei zum Teil selbst schuld, wenn man sein Land nicht gebührend würdige; im Auslande bestaune er jedes alte Haus, zuhause kümmere er sich nicht darum, und er wisse auch von seiner Heimat nichts zu erzählen. Gewandert wird ohne Zweifel viel, auch vom Schlesier, aber vielleicht doch ohne gründliche Führung: kommt es doch vor, daß die Einheimischen ihre Sehenswürdigkeiten nicht kennen und dem fragenden Fremden keine Auskunft zu geben vermögen.



Nach diesem Klagerufe ein Blick auf Löwenberg, eine durch Altertümer ausgezeichnete und durch eine schöne Natur bemerkenswerte Stadt. Das Gesamtbild der Stadt ist noch so geschlossen altertümlich, wie man es in nur sehr wenigen Orten findet. Man muß ihm nachrühmen, daß es die bedeutenden wie die unbedeutenden Reste an Bauwerken der Vergangenheit in weiser Schonung erhalten hat und jetzt bewußt pflegt. Es hat sicher keine großen Verkehrsbedürfnisse, die in größeren Städten oftmals zur Vernichtung von Altertümern führen, aber es hat doch schon sein Ausdehnungsbedürfnis, und zwar ist das behindert durch die eingeschränkte Lage zwischen den Uferbergen des Boberflusses.

Das Rathaus auf dem Ringe ist vielleicht das schönste in Schlesiens. Denn selbst das wunderschöne Breslauer Rathaus ist nicht so mannigfaltig, so derb mittelalterlich in seinen Bauformen wie das Löwenberger. Seine gotischen Kreuzgewölbe, seine herrlichen alten Dachformen, der Hallengang an der Nordseite, der schöne Erker an der Südseite und der Brunnen dort, ferner die alten Wappen und Figuren und schließlich der hohe Turm, in dem sich ehemals die Folterkammer befand — die Folterwerkzeuge sieht man im Altertumsmuseum — geben zusammen eine Ansicht, die durch vielgerühmte Rathäuser des Westens nicht überboten werden kann. Und nun erst das Innere! In den Jahren 1903 bis 1905 ist das Rathaus durch Professor Pölzig in Breslau erneuert worden, und das Werk ist großzügig und edel geworden. Der Stadtverordneten-Sitzungssaal mit seinem prachtvollen Gewölbe, die große Halle mit dem imponierenden Kreuzgewölbe (mit den Grabdenkmälern des Ritters Christoph von Schaffgotsch, geb. v. Talkenberg, gestorben 1605), besonders aber das in Kunstzeitschriften viel beschriebene Bürgermeisterzimmer, auch Trauzimmer genannt, sind Sehenswürdigkeiten, die ihresgleichen suchen. Man kann auf diese Leistungen hin unserer Zeit, und hier unserer Heimat, nicht mehr das Odium der Unfähigkeit nachsprechen, das sind Werke, zwar im Geiste früherer Epochen, aber der heutigen Kunst, auf die wir ein wenig stolz sein können.

Ein Rundgang um die Stadt zeigt uns zwei alte Mauertürme, den wohlerhaltenen Laubaner Torturm und den stumpfen Bunzlauer Torturm; zeigt uns ferner Reste der alten Stadtmauer mit Bastionen und Mauerhäuschen, alten Nischen und Ecken, Brunnen und Säulen, daß man sich im Geiste das alte Löwenberg, wie es im Mittelalter gewesen sein muß, aufbauen kann.

Älter noch als das aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammende Rathaus ist die katholische Kirche mit den beiden eigenartig geformten Türmen und dem großen gotischen Portal mit Sandstein-Kunstformen. Das Innere der 1863 und 1864 erneuerten großen Kirche ist lichtvoll und feierlich, stimmungsvoll und harmonisch. Das hochgelegte Presbyterium macht einen besonders feierlichen Eindruck.

Unbedingt eines Besuches wert ist das Altertumsmuseum, das in der ehemaligen Minoritenkirche vorzüglich untergebracht und reich an lokalen Altertümern ist. Da sieht man, wie mächtig einst die Innungen



waren, zumal die Tuchmacher-Innung, da hängen die alten Bierkegel, der große und der kleine, da findet man große Sammlungen alter Gläser und Keramik, wie sie im Gebirge sich noch am längsten erhalten hat; da ist die letzte Postkutsche, die von Lahn nach Schmottseifen ging, die erste Löwenberger Nähmaschine (1864), und da sind besonders zu bewundern die großartigen Büchersammlungen und die naturkundlichen Sammlungen. In der Bauernstube bewundert man die trefflichen Löwenberger Tuche, die, obschon mehr als hundertjährig, glänzen, als kämen sie eben aus dem Stuhl.

Gern geht man um den großen Ring und betrachtet die alten Häuser, so das Napoleonshaus, wo Napoleon I. den 21. und 22. August 1813 wohnte, und allwo ihm das Trinkglas entfiel, als er die Nachricht von dem Beitritt Oesterreichs zum preußisch-russischen Bündnis erhielt; das Gneisenauhaus mit Erinnerungstafel, wo Gneisenau als Leutnant gewohnt hat; das Gasthaus „zum schwarzen Raben“, wo 1469 König Matthias von Ungarn nächtigte; und endlich das Hotel „du roi“, das Friedrich der Große, der oft hier war, hatte erbauen lassen, mit schönen Renaissanceformen (im Hofe eine säulenge tragene Galerie). Hier sitzt man gut und ist man gut aufgehoben.

Auch vom neuen Löwenberg ein Wort.

Löwenberg hat gute und böse Zeiten gesehen. Zu den guten gehören die Zeitläufte vor dem dreißigjährigen Kriege, als man in der Umgebung (Schmottseifen, Lauterseifen, Höfel) Gold grub, und als in der Stadt die Tuchmacher auf anderem Wege Gold machten, da galt Löwenberg für „Klein-Breslau“. Dann kam der fürchterliche Krieg, der die deutsche Kultur um ein Jahrhundert zurückschleuderte. Zu den Glücksspannen gehören im 19. Jahrhundert die 18 Jahre, da der Fürst Konstantin von Hohenzollern-Hechingen, der sein Ländchen an Preußen abgetreten hatte, seine Residenz in Löwenberg aufschlug (1851–1869) und sich als Mäcen der Musik betätigte: Größen wie R. Wagner, Liszt, Berlioz und Bülow weilten da hier im Schlosse des Fürsten, das heute als Kreisständehaus dient. Auch die Tatsache, daß die Stadt 1860 Garnison wurde, von 1871 bis 1882 stand das Füsilier-Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7 hier, das 1882 nach Liegnitz gezogen wurde, ist wohl der Erwähnung wert. Schon lange in Löwenberg ohne Militär. Erst die 1885 zustande gebrachte Bahnverbindung mit Greiffenberg usw. brachte wieder neues Leben heran. Daß solches heute zur Geltung kommt, bemerkt der Fremde an mehr als einer Stelle. Zwar ist das Pflaster noch vorgeschichtlich, aber die neuen Straßen mit Villenreihen (Kaiser-Friedrich-Straße), das große, schön gebaute Lehrerinnen-Seminar, die eigensinnig stilisierten Eigenbauten (z. B. an der Bahn) und manches andere, wozu die gepflegten Promenaden zu rechnen sind, zeigen Neuland und Streben. Es ist ein gutes Zeichen, wenn eine Stadt etwas auf Schönheit gibt; schon beim ersten Betreten des Ringes empfindet der Fremde, daß das hier der Fall ist; der Blumenschmuck auf dem Beleuchtungs-



maß schmückt das Altersgrau ringsum recht gut. Mit dem 1923 eingeweihten Weltkriegsdenkmal hat die Stadt aufs neue ihren guten Heimat-sinn (der durch den Heimatschutzverein gepflegt wird!) bewiesen!

Löwenberg hatte nach der letzten Volkszählung 6341 Einwohner, aber es ist im Aufsteigen begriffen, davon zeugt u. a. der soeben bezogene Volksschulbau am Hospitalberge und die aufblühende Industrie, die in Bierbrauerei, Mühlenbetrieben, Sägewerken, Holzstoff-Fabrikation und Ziegeleien Vertretung hat. Die Getreidemärkte sind gut und eine gute Lebensquelle ist die in unserer Zeit zunehmende Touristik, die im Sommer viele Fremde hier landet, die dem interessanten Orte und seiner Umgebung einige Stunden oder Tage widmen.

Die landschaftliche Schönheit der Löwenberger Gegend ist der bunten Gesteinszusammensetzung und dem Bober zu danken. Ähnlich wie im Kitzbachtale hat der Fluß hier die quergelagerten Schichten von Zechstein, Buntsandstein und Quadersandstein durchsägt, wodurch ein Talbild entstanden ist, das an vielen Stellen an Schroffheit nichts zu wünschen läßt, ja eine „Löwenberger Schweiz“ geschaffen hat, die den Gestaltungen der Sächsischen Schweiz durchaus ähnlich ist. Die seit 1909 eröffnete Bahn über Lahn nach Hirschberg hat die Reize des felsigen und walddreichen Bobertales weiteren Kreisen erschlossen.

Will man einen günstigen Ueberblick über Stadt und Umgegend haben, so besteigt man den Hospitalberg (265 Meter, 53 Meter über der Stadt), zu dem man am Kirchhofe vorbei auf einem Promenadenwege aufsteigt. Die geschickt angelegte Aussichtskanzel gestattet vortrefflich, die Charakteristik der Landschaftsformation, die schmale Tallage in der Bokerenge zwischen den nordwestlich streichenden, sanft geschwungenen Sandstein-Berggrücken zu erkennen. Namentlich gegen den Nordwesten ist die Fernsicht tief und schön.

Ein Spaziergang von einer Vierteltunde bringt uns nach den fichtengeschmückten Quadersandsteinfelsen, die den merkwürdigen Namen „Jungfernstübchen“ tragen. Hier sollen sich zur Hufsitzenzeit die Nonnen und Jungfrauen der Stadt aus Furcht vor den Feinden versteckt haben. Ein unterirdischer Gang bis zum Kirchhofe ist nachgewiesen. Vorspringende Felstürme bieten Aussicht auf das Riesen- und Isergebirge. Schroff bricht der Fels zum engen Bobertale ab, auf dessen anderer Seite eine ähnliche Felsformation ansteigt, die Löwenberger Schweiz, die man, bei der Hoppenmühle vorbei, in einigen Minuten erreicht. Auf Stufenwegen klimmt man vom Tale, wo die Chaussee nach Moos führt, zur Höhe von 270 Meter hinan, wandert oben auf prächtigen, ausgedehnten Waldwegen bis zur „Goldenen Aussicht“ oder zum Denkmal, das an „die Rettung aus Feindeshand“ am 30. August 1813 von den „dankbaren Löwenbergern“ gesetzt wurde — eine bessere Verknüpfung von Natur und Geschichte ist selten zu finden.

Wenige Schritte talwärts führen ins reizende „Buchholz“, eine malerische Waldterasse mit Restauration, wo die von Rauch modellierte und durch König Friedrich Wilhelm IV. geschenkte Büste Blüchers steht,



daneben zwei steinerne Löwen, ältere und neuere Geschichte verbindend. Hier schweift der Blick auf das Schlachtfeld von 1813, hier feiert die Bevölkerung von nah und fern alljährlich das Blücherfest, eine zum Volksfest gewordene Veranstaltung.

Von hier aus führen prächtige Waldwege zum Bobertale hinab und eine Kirschenallee bei einem Kaiser-Friedrich-Denkmal vorbei zur „Goldenen Aussicht“.

\*

\*

\*

Läßt man sich vom Fährmann über den Bober setzen, so kann man auf dem rechten Flußufer aufwärts wandern und, den Bergrücken des Steinberges (299 Meter) und des Plattenberges begehend, eine etwa einstündige Wanderung, reich an Höhenbildern und Aussichten auf die großartige Gebirgslandschaft, bis Höfel antreten. Dieses an der Grenze des Löwenberger Stadtförstes gelegene Bergdorf (272 Meter) ist eines Besuches wegen seiner anmutigen Lage zwischen Hochwiesen und Obstplänen wohl wert. Man findet beim Gutsbesitzer Vogt eine gediegene stattliche Bauernwirtschaft (ehemalig Lehngut von Zobten a. B.) mit dem sehenswerten Altertum: 16 mehr als lebensgroßen Figuren biblischer Gestalten als Bienenstöcke, die aus dem 17. Jahrhundert gut erhalten worden sind. Von dem schlichten, religiösen Sinn der Bewohner und ihrer Vorfahren zeugt die lange Hausinschrift dieses Gutes:

Gott allein die Ehre.

Herr du bist würdig zu unserm Preis  
und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Dieses Haus wurde unter Gottes gnädigem Schutz, Beistand und Hilfe erbaut im Jahre Christi 1849 und 1850 von dem Bauergutsbesitzer Johann Gottlieb Ueberschär und seiner Frau Helene Christiane Gottliebe Ueberschär geborene Ehrlich aus Nr. 59 in Siebeneichen in Gemeinschaft und Hilfe seiner vier Kinder, Sohn Karl Gottfried Ueberschär, und drei Töchter Helena, Louise, Johanna Ueberschär. Gott erhalte dieses Haus, Gott schütze und segne alle Familienmitglieder desselben an Seele und Leib und alle, die dieses Haus bewohnen und ein- und ausgehen. Nie werde dieses Haus durch irgend ein Unrecht, was wider Gottes Gebote ist, entweiht. Gott segne alle, die an diesem Werke mitgearbeitet haben.

Solchen frommen Sinn findet man in den abgelegeneren Höfen und Bauerndörfern gerade der Löwenberger Gegend noch häufig, und dem Wanderer wird unmöglich der Zusammenhang von Natur und Volksinn, Landschaft und Leuten entgehen. Alte Bauernstuben, alte eigenartige Bauernhäuser sind hier noch häufig, und ein Lindenkreischam mit alten, schattenspendenden Linden ist da, der uns unmöglich vorüberziehen läßt. Vor einiger Zeit hat dieses hochgelegene Dorf ein neues Schulhaus erhalten, über das sich Kinder und Alte freuen.

Wir sind eine Wegstunde von Löwenberg entfernt. Wollen wir dahin zurück, so werden wir die Plagwitzer Straße benutzen, die uns durch eine lange Kette interessanter Bauernhäuser führt. Eingekellt



in zwei Bergrücken zieht sich dieses große Dorf (einschließlich der Provinzial-Heilanstalt über 1400 Einwohner), das fleißig Gemüse baut bis zur Stadt hin. Oester haben wir Gelegenheit, die traurige Berühmtheit des Ortes zu bemerken, dessen Heilanstalten große Ausdehnung gewonnen haben. Besondere Aufmerksamkeit erweckt das alte Schloß der Renaissancezeit mit kunstvollem Portal und Turnierhof. Auch das alte Bauerngasthaus entgeht uns nicht. Wir erinnern uns auch, daß die Höhen und Täler hier mit dem Blute der Freiheitskämpfer gedüngt sind. Auf dem Steinberge erinnert ein Kriegerdenkmal daran.

Dieser Ausflug in die am meisten aufgesuchte Löwenberger Umgegend stellt eine Tagespartie dar. Es lohnt sich aber, einen zweiten Tag zum Besuch des Nordens zu verwenden. Hier bietet zunächst ein Spaziergang über die mächtig breiten Boberwiesen einigen Reiz. Ein seltsamer Anblick, diese von den Boberhochwassern immer und immer wieder überschwemmten und umgearbeiteten und daher vielfach zerrissenen Wiesenflächen mit dem charakteristischen Gebüsch von Erlen und Weiden an den toten Armen. Quer über diese Wiesenlandschaft führt eine befestigte Brückenstraße hinauf nach Braunau, dem ersten Dorfe an der Chaussee von Löwenberg nach Bunzlau. Für den Sucher alter Baustile ein Fundort. Die Bauweise zeichnet sich in dieser Gegend durch reichliche Verwendung von Sandstein aus, den man ringsum in zahlreichen Brücken gewinnt. Das gibt dem Unterbau etwas von Dauerhaftigkeit und Monumentalität, das verleiht den Fenstern, die sich durch tiefe Nischen, meist mit roten Pelargonien geschmückt, hervorheben, einen eigenartigen Reiz. Auf diesem festen Unterbau ruht aber fast ausschließlich ein sauberer schwarz-weißer Flachwerkstock, für den die regelmäßige Kreuzlage des Balkenwerks typisch ist; endlich ist die Häufigkeit des Strohdaches sehr auffallend, zumal es hier wie auch in dem nächsten Dorfe meist eine sehr breite Traufe entlang der Längsseite des Hauses bildet.

Die Chaussee führt an dem Hochrande des rechten Boberufers weiter nach dem zwei Kilometer entfernten Sirgwitz, einem stattlichen Reihendorfe in einer Niederung voller üppiger Wiesen gelegen. In Hausbauformen übertrifft es Braunau noch, doch besonders interessant ist sein Kirchlein, das sich aus dem Wiesenplane umringt von der steinernen Friedhofsmauer, mit pyramidenförmigem, spitz verlaufendem Turme erhebt. Das kleine Gotteshaus sowohl, als auch der merkwürdige Turm sind noch mit Schindeln gedeckt. Von den hellen Mauerflächen heben sich die paar Lebensbäume markant ab. Das geschlossene Malerische gewinnt dadurch, daß ringsumher kein Gebäude den Eindruck stört. Das schon für 1399 nachgewiesene katholische Kirchlein ist heut Siliale von Kesselsdorf.

Von Sirgwitz aus besuchen wir das einen Kilometer östlich gelegene Hohlstein mit einem sehenswerten Schlosse. Auf dem Wege dorthin begegnen wir dem Schottenstein, einem Sandsteinfelsen, der eine gute Aussicht bietet. Das Schloß Hohlstein ist auf einem hochansteigenden Felsen erbaut und steht an der Stelle einer durch die Hussiten 1426 oder



1428 zerstörten Burg. Das stattliche, 1513 von Adam und Lest erbaute Schloß ist zwar ein einfacher zweiflügeliger Bau, aber seine Grundmauern sind ganz eigenartig auf den gewachsenen Sandsteinfels aufgesetzt. Die steilen Felsmauern sind kunstvoll zu einer großen Grotte und zu schönen Terrassen gestaltet, die, blumengeschmückt, einen schönen Anblick und eine noch schönere Fernsicht auf das Gebirge gewähren. Ebenso sehenswert ist der alte Park mit vielen mächtigen Bäumen. Idyllische Waldpunkte laden zum Spaziergang ein, und sehr malerisch ist der Blick auf die zu Füßen gelegene Meierei. Auch die Wirtschaftsgebäude sind nicht ohne Kunstzier. Das Schloß gehört dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, ist aber zurzeit unbewohnt.

Wir wandern nun nach Sirgwiß zurück, daß übrigens auch wegen seiner Basaltbrüche interessant ist, die zum Teil an der Straße liegen. Bei einer mächtigen Bobermühle vorbei kommen wir zur Apfelweinschenke, und bald stehen wir vor dem durch eine Episode aus dem siebenjährigen Kriege denkwürdigen „Husarensprung“. Hier stößt sich der Bober an einer Sandsteinmauer, die er nicht zu durchsägen vermochte, die ihn vielmehr zwingt, plötzlich links abzubiegen. Hier wagte der von feindlichen Dragonern verfolgte Husar Tuchale auf seinem Ukrainer Schimmel Agar den Sprung in die Tiefe, und ward gerettet, dieweil sein Verfolger bei dem Sprunge zu Tode kam. Agar allerdings auch, aber nur in vier Dosen, die aus seinen Hufen gefertigt wurden, und in der Erinnerung lebt das Roß weiter. Die Stelle ist geologisch wie landschaftlich interessant.

Empfehlenswert ist nun noch der Gang bis Groß-Walditz, einem großen Wiesendorfe in der Boberniederung mit einem kleinen, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Kirchlein; das Gruftgewölbe enthält zwei steinerne, mit Arabesken geschmückte Sarkophage.

Das Gewirr der alten Boberarme querend, gelangt man nach Wenig-Rackwitz mit großem Sandsteinbruche und dann, südlich gehend, nach Groß-Rackwitz, einem der stattlichsten Bauerndörfer der Löwenberger Gegend, mit Bauergütern, die eine Ahnung von der Wohlhabenheit des Bauerntums in diesem Gebirgsstrich vermitteln. Sie sind vielfach alte, abgeschlossene, sich selbst genügende Großbauersitze, deren einer seit 1704 Familienbesitz ist. An der Straße — die Chaussees des Kreises sind in musterhaftem Zustande — ein Steinkreuz.

Eine dritte Partie führt uns in den Südwesten von Löwenberg, in die Greiffenberger Gegend. Hier erhebt sich auf silurischem Schiefergestein die Ruine der ehemaligen Burg Talkenstein bei Welkersdorf. Man gelangt dorthin über Görrißseiffen, wo eine 1695 gesetzte Bildsäule zu Ehren des heiligen Josef unter einer alten Linde einen bemerkenswerten Dorfschmuck bildet, und Schönau-Kunzendorf. Hier ruht man in dem altertümlichen, mit Vorbau ausgestatteten „Gasthof im Walde“ und steigt dann durch herrlichen Buchen- und Fichtenwald zu der 1479 zerstörten Burg auf, die angeblich Heinrich der Bärtige 1207 hatte errichten lassen zum Schutze gegen Böhmen. Seit



dem 14. Jahrhundert diente sie als Raubnest und wurde daher auf Bitten der Löwenberger und der Sechsstädte auf Befehl des Königs Matthias von Ungarn gesprengt und den Löwenbergern zum Geschenk gegeben. Man hat hier eine umfassende Fernsicht in das Land. Die Entfernung von Löwenberg beträgt 9 Kilometer. Die Landschaft zeigt Zechstein, Rotliegendes und Silur an. Den Rückweg kann man über Hagedorf nach Löwenberg nehmen.

Zum Schluß dieser Wanderungen noch die Beobachtung, daß die Löwenberger Gegend ausgezeichnet ist durch stattliche Bauerndörfer, die sich vieler Kirchen erfreuen; ferner durch viele gute Chaussees und durch Obstreichthum. Die Wegsamkeit und die stete Verbindung von naturschönen Punkten mit den Runen der Geschichte bietet fast überall eine Fülle dessen, was uns das Wandern und Schauen so lehrreich und fesselnd macht. Kaum vom Berge herabgestiegen, steht man wieder in reichen Bauerndörfern, und hat man das Dorf hinter sich, so ist bald irgend ein geschichtlicher Punkt in der Nähe, der zum Klettern, Betrachten und Gedenken Anlaß gibt.





## Burg Tzschocha am Queis

**E**rst in den letzten Jahren ist die Burg bei den Schlesiern selbst einigermaßen bekannt geworden. Vorher, ehe sie erneuert worden war, wußte man in Niederschlesien kaum, wo sie auf der Landkarte zu suchen war! Draußen weiß man natürlich noch weniger von ihr.

Sie ist ein Juwel im Schlesierlande, im Boberkaßbachgebirge, in Niederschlesien, unweit der berühmten Talsperre von Marklissa gelegen. Bald wird sie zwischen zwei Talsperren liegen, bald wird sie zwischen den Riesenwerken von Marklissa und Goldentraum (die letztere ist seit 1919 im Bau, sie wird 1924 fertiggestellt sein — das Staubecken faßt 12 Millionen Kubikmeter) liegen. Dann werden sich von beiden Richtungen, von Westen, Marklissa her, wo es nur 5 Kilometer sind, und von Osten her, von Greiffenberg über Goldentraum, 10 Kilometer, größere Scharen auch nach Burg Tzschocha ausrichten. Und sie werden zufrieden sein. Denn so wie sie heut liegen, die Dinge, stellt die Burg Tzschocha doch eine Einzigkeit dar.

Es ist die einzige vollständig wiederhergestellte Burg Schlesiens! Herrlich entzückt ist des Wanderers Blick, wenn er von Goldentraum her kommt, plötzlich die aus dem Wasser auftretenden Hochmauern des Burgschlosses im Nebel aufsteigen sieht. Plötzlich treten sie aus dem Horizont hervor, das Auge überraschend und sogleich entzückend! Das ist Landschaftspoesie! Wasser und Fels und Berg und Bau! Alles eine entzückende Einheit! Wohnt dort das Dornröschen? Trauert dort die schlesische Sage? Spinnen dort alte Stirnen ewige Träume von Menschenleid und Kindesglück? Ach, wer wird denn dort hinter diesen Fenstern, hoch über Erdentrübsal, glücklich sein? Ist das überhaupt irdische Stofflichkeit, oder sind es Phantasiegepinste?

Rüstig zugeschritten und erforscht. Dann stehen wir vor der nüchternen Wirklichkeit: Denkt — Ein natürlicher Gutshof! mit reellen Mauern von Granit, ein uralter, flächenhafter Wirtschaftshof mit natürlichen Gänsen und derartigem! Richtige Menschen in Hosen und Röcken aus dem gegenwärtigen Jahrhundert, die gelangweilt über uns hinwegsehen! Nein, so was! Das ist zu natürlich, das ist fast beleidigend poesielos! (Auch die Romantik wächst nur auf Realem, ihr Freunde!)

Nun hinein und erforscht. Der Besitzer macht anständigen Menschen keinerlei Schwierigkeiten, und so könnt ihr die Burg richtig nach allen Richtungen hin untersuchen. Es wird Staunens genug sein über die tausend Feinheiten in Geschmack und Stoff, über die Vermählung von Altertum und Neuzeit, über die Einfügung des Modernen in das Altgewebe! Solches brachte Bodo Ebhardt, der ja auch die Gröditzburg



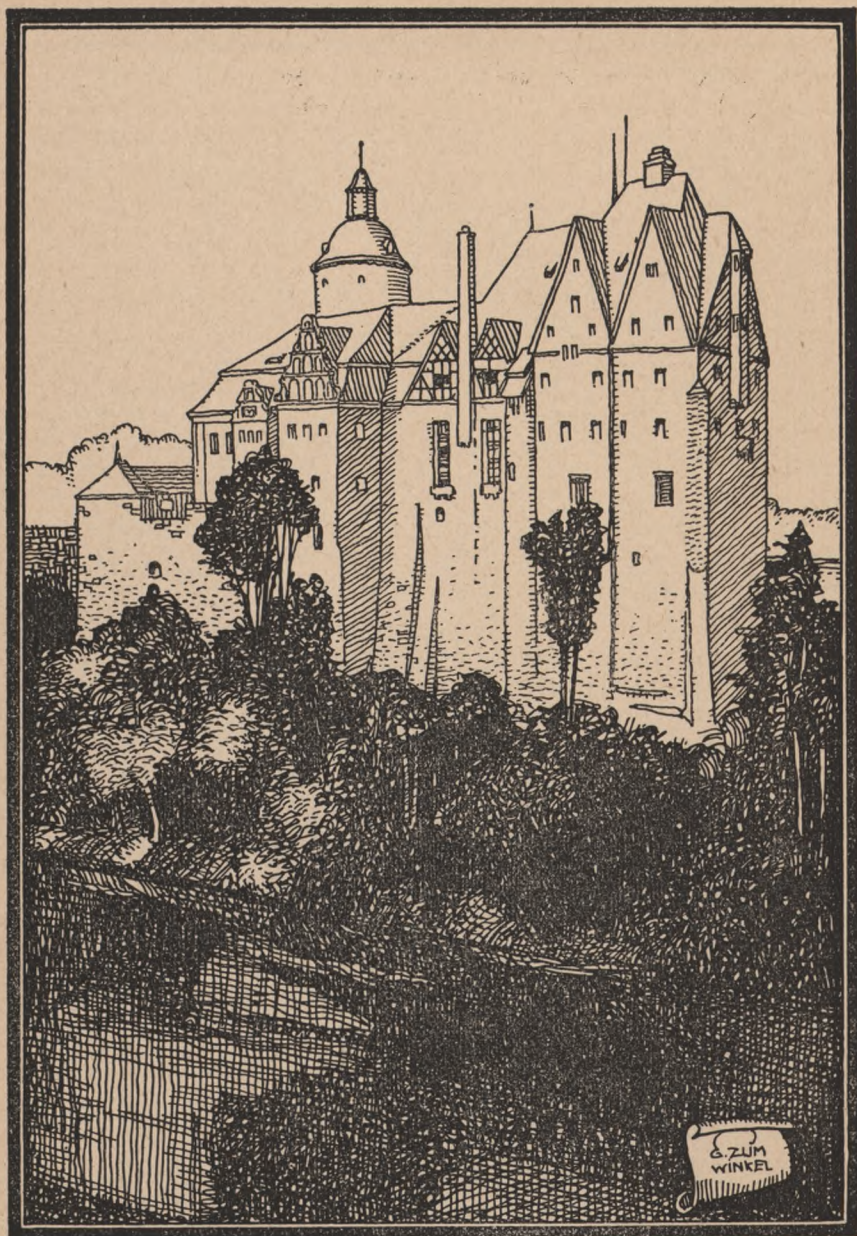


Bild 9. Burg Tzschocha am Queis.



erneuerte, fertig mit seinem künstlerischen Gesicht und seinen feinsinnigen Anschauungen über Burgen und Landschaften. Trachtet, die Gedanken aus dem Ganzen herauszulesen!

Die Burg hat ohne Zweifel einen slawischen Namen, „Kiebißburg“ soll er bedeuten. Ihr Gründer soll jedoch ein Deutscher sein, ein Name wird genannt: Johann von Biberstein. Grafen von Dohna, von Klüg und von Nostitz haben die Burg am Wasser jahrhundertlang besessen. Bis die Uechtriz sie im Jahre 1700 für 152 000 Reichstaler erstanden. Ja, wer sitzt denn heutigentags auf der Burg? Ein Herr Generaldirektor Güttschow — dem die Erneuerung der schönen Anlage und ihre kostbare Wiederherstellung zu danken ist. Er wird sich sicher sehr wohl befinden hinter diesen festen Mauern, und er wird manchmal über den Wandel der Zeiten nachzudenken Gelegenheit gefunden haben beim Anblick der Altertümer, der Seltsamkeiten und Erinnerungsstücke, wie sie alte Burgen aufweisen. Aber es ist ein Menschenfreund, und, was noch mehr bedeutet, ein Heimatfreund, dem der Schutz der Dinge ebenso am Herzen liegt, wie die Menschenfreundlichkeit, sie allen Heimatbegeisterten zugänglich zu machen.

Beachten wir auch die alten Graffitiomalereien an der großen Scheune im Gutshofe, das sind Echtheiten.

Ich stand lange vor den Umrissen, wie sie einst Blätterbauer mit dem Griffel festhielt, ich stand wieder, als sie Bodo ergängt hatte — Wandel und Wandel ist Leben, nichts als Wandel!





# Der Zobten

„Ein Vergnügen eigener Art  
ist 'ne Sonntag-Zobtenfahrt!“

singt der Breslauer, wenn er am Sonntag-Morgen in einen der fensterlosen Eisenbahnwagen verfrachtet wird, die an Wochentagen schätzbaren Vierbeinern zur Beförderung dienen — humorvoll nimmt er das Unabänderliche in Kauf, tröstlich berührt durch den Umstand, daß es andern auch so geht, die nicht über ein Auto oder ein Rad verfügen. Endlose Züge rollen an jedem Sonn- und Feiertag in die schlesische Ebene hin, wo Vater Zobten steht und winkt:

Kimm ock olle har zu mir,  
Kneipt Natur und schienes Bier!

Ist das Verhältnis des Breslauer zum Zobten ein durch immerwährende Besuche höchst freundschaftlich bleibendes, so verhindert die Eisenbahngeographie, daß dies auch für den Liegnitzer gelte. Denn um zum Zobten zu gelangen, muß man entweder über Breslau oder über Schweidnitz, um dann die Verbindungsbahn zur Station Zobten oder Ströbel zu erreichen — und das ist an sich schon ein Opfer; aber die Fahrpläne machen sich dazu den Scherz, den Zobtener Zug gerade dann in Schweidnitz einfahren zu lassen, wenn der Liegnitzer Zug eben abgedampft ist. Man könnte das eine gewisse Freundlichkeit nennen, denn es gibt Gelegenheit, in Schweidnitz die sehenswerte Mittelstadt zu besuchen, allein für die Zobtenfahrt bleibt dann knapp Zeit übrig, zumal wenn man den behäbigen Berg nicht gerade wie ein Schanzenstürmer hinauf- und hinunterrennen möchte! Wir müssen also unbedingt den ersten, kurz nach 5 Uhr abfahrenden Morgenzug benutzen, wenn wir nicht vorziehen, eine, an sich weit genüßreichere Auto- oder Radfahrt bis hin zum Berge zu machen.

Nehmen wir mal des geographischen Interesses halber das letztere an — das Auto braucht für die 70 Kilometer etwa zwei Stunden, Radler vier bis fünf — so durchreiten wir den Osten des Landkreises Liegnitz auf dem Chausseewege Tentschel-Berndorf-Campern-Pohlwitz und Kleinbauditz, schneiden bei Körnitz den Striegauer Kreis über das stattliche Obermois, ferner Pirschchen, Jenkwitz, Sablatz, den uralten Marktflecken Kostenblut, dann Pohlsdorf, Lorenzendorf und Mettkau den Neumarkter Kreis, passieren das Wiesental des Striegauer Wassers und der Weißritz, die sich an dieser Stelle auf 1½ Kilometern nähern, und gelangen bei Wehnmohnau in den Schweidnitzer Kreis! Wenn nicht eher, von hier ab aber sehen wir das Ziel gewaltig vor uns liegen. Wir kommen nach Kiefendorf und könnten über Marydorf bald in Zobten sein. Es lohnt sich jedoch, den kleinen Umweg über Wernersdorf und Rogau zu machen wegen der auf diesem zu berührenden Altertümer.



Man biegt also in Kiefendorf links ab und sucht den hinter der Ziegelei links drüben auf freiem Felde stehenden „Mönch“, eine kegelförmige, fast zwei Meter hohe und daher weithin sichtbare, unten 1 Meter dicke Steinfigur, die von fern einem Mönch mit Hut ähnlich sieht, auf. Es ist dies eines von jenen Altertümern der Zobtener Gegend, die auf die alte Kultur des Klosters und der Herrschaft Gorkau zurückweisen. Von der Chaussee aus beträgt die Entfernung auf einem Feldrain etwa nur 200 Meter.

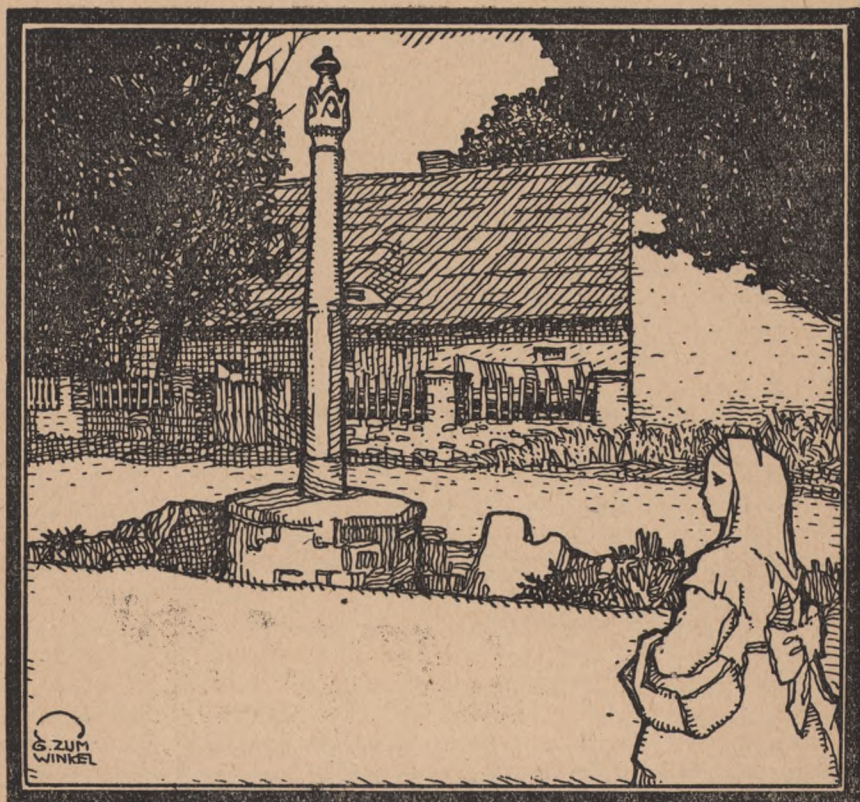


Bild 10. Die einzige Staupfsäule (Gerichtssäule) in Schlesien: Rogau am Zobten.

Nachdem wir Wernersdorf passiert haben, liegt das stattliche Dorfspar Rosenau und Rogau vor uns. Rogau ist durch die Einsegnung des Lühowschen Freikorps im Jahre 1813 zum historisch merkwürdigen Orte geworden. Die große evangelische Kirche ist noch so erhalten, wie sie damals war, und wir schauen im Geiste das feierliche Bild, wie die versammelten Krieger, darunter Theodor Körner und Eichendorff, den Segen empfangen zum heiligen Kampfe um Freiheit



und Vaterland. Eines Besuches wert ist der geräumige Friedhof, dessen altes Portal edle Formen aufweist. Bei der Wanderung durch das große Bauerndorf dürfen wir auf keinen Fall die am Wege rechts stehende Steinsäule übersehen, ein Altertum, das in Schlesiens einzig dasteht. Es ist eine alte Stau p s ä u l e (Bild 10), wie sie wohl noch in einigen Städten, aber nirgends auf Dörfern vertreten ist. Endlich ist noch die k a t h o l i s c h e Kirche bemerkenswert, deren hoher, vom Mittelalter zeugender, vierkantiger Turm aus Feldsteinen erbaut ist.

Nur einige Augenblicke, und Zobten, das weithin sichtbare Bergstädtchen, ist erreicht. Lage und Bild dieses Ortes sind schön und sehenswert. Schon 1399 bekam der Ort Stadtrecht; der „Zobtener Halt“ war schon im 12. Jahrhundert Besitz der Augustiner Chorherrn, die zuerst in Gorkau, später in Breslau „Auf dem Sande“ saßen. Im Jahre 1741 verbrannten Kroaten nach einem Gefechte den Ort. Hier war der Sammelpunkt der Lühower im Jahre 1813, woran ein Denkmal vor dem „Gasthause zur Sonne“ erinnert (am Eingang links). An der alten Annenkirche steht ein altes Steinbild, der Pilz genannt. Auf dem unregelmäßigen Marktplatze, dem Schauplatze der berühmten Zobtenkommerse der Breslauer Studentenschaft seit fast 100 Jahren, erhebt sich ein monumentaler Körnerbrunnen.

Hier sind alte Gasthöfe, wo man einen guten Trunk gereicht bekommt. Dann zum Aufstieg auf den Zobten. Am Gasthose zum goldenen Löwen lesen wir:

Allen gefallen — wollen nur Knechte,  
Keinem gefallen — werden nur Schlechte,  
Den Besten gefallen — das ist das Rechte.

An der katholischen Pfarrkirche kommen wir vorüber und bemerken an ihr das alte Portal mit Inschrift, sowie einen romanischen Steinlöwen, der in die Mauer eingefügt ist. Solche Löwenbilder werden wir noch mehrere zu sehen bekommen.

Die letzten altkleinstädtischen Häuser begleiten uns bis auf die Chaussee hinaus, die nach Striegelmühl, einem romantisch am Ostuße des Zobten gelegenen Orte, führt; wir müssen sie aber alsbald verlassen, um in die Straße zum Gipfel des Berges einzubiegen. Bald beginnt die anstrengende Steigung, aber der schattige Bergwald ist auch bald erreicht, und nach 15 bis 20 Minuten die Waldkapelle; es ist die einzige jetzt restaurierte von 14 Wallfahrtsstationen, die einst zur Gnadenkirche auf dem Berggipfel führten. Für Ruhebedürftige ist allenthalben durch hübsche Aussichtspunkte und Sitzgelegenheiten gesorgt. Namentlich die nun beginnende Lärchenallee, die etwa einen Kilometer schnurgerade aufsteigt durch den Fichtenwald, ist geradezu promenadenartig ausgestattet. Dann wird die Steigung stärker, die Bergwaldbildungen treten interessant hervor, Blockfelder melden sich, und nur die trefflich gepflegten Wege täuschen uns über die wahre Bergnatur. Leider hat man nur selten einmal einen größeren Ausblick, zur Linken auf Striegelmühl und Bankwitz und die Zobtenvorberge.



Nach einer zweiten Viertel- bis halben Stunde (je nachdem, ob man rüstig oder bequemer geht) ist der Leuchtscherbelpfad erreicht, ein Hauptkreuzungspunkt von Wegen. Hier findet man wieder Bänke, eine Schutzhütte und Pfefferminzplätzchen, die eine freundliche Mutter schon 32 Jahre lang hier feilhält. Sie macht gute Geschäfte.

Bis hierher kann man die Tobtenbesteigung eine Promenadenpartie nennen. Das ändert sich jetzt; der Bergwald wird jetzt kühner, wilder, die Blockmassen, die in ihm lagern, häufen sich mit jedem Schritt — sie erinnern recht lebhaft an den Harz — die Steigung wird stellenweise ganz nett. Dafür ist auch alles eindrucksvoller, wirklich bergwaldartig, stimmungsvoller, falls nicht zuviel Menschliches sich dazwischen mischt, was gerade beim Tobten an allen schönen Tagen der Fall ist. Am besten genießt man solche Waldpartien allein; die Schauer der stillen Waldeinsamkeit, die Ueberraschungen, die unvermutete Ausblicke oder Wendungen bieten, die Stimmung des leise wechselnden Bergcharakters und alles, was die unbeschreibliche Natur bietet, atmet, spricht und malt — das geht größtenteils verloren, wenn man in Gesellschaft wandert. Gesellschaftswanderer kehren meist in die Heimat zurück ohne innere Bereicherung.

Sehr aner kennens wert, vorbildlich und allen Gebirgsvereinen zur Nachahmung empfohlen sei die Methode der Markierung im Tobtengebirge. Hier ist nicht bloß da und dort ein stummes Zeichen angebracht, sondern der Name des Weges mit Angabe, wohin er führt, und wie lange man etwa zu laufen hat. Obschon diese Ausführlichkeit vielleicht gerade in diesem Gebirge entbehrt werden könnte, da es keine großen Strecken hat, so ist doch die Art der Wegweisung gewiß schon manchem, der es ängstlich hatte zur Bahn, oder der müde wurde, oder den die Dunkelheit oder ein Wetter überraschte, ein Willkommen gewesen. Mit Schrecken denke ich noch an meine ersten, allein unternommenen Touren im Gläser Schneegebirge, das fast unmarkiert ist, nichts sagt und zu keinem Wege rät. Man weiß dort oft nicht, welchen von drei möglichen Wegen man gehen soll.

In knapp zehn Minuten ist der Kreuzstein erreicht, ein alter Grenzkreuzstein (Gabbro), wie sie sich rings um den Tobten öfters finden. Von hier aus sind etwa 200 Meter aufwärts bis zu dem interessantesten und kulturgeschichtlich wichtigsten Altertum des Tobtenberges, zu Jungfrau, Fisch und Bär. Unter einer am Wege stehenden Schutzhütte lagern sie, die drei alten Werke der Steinbildkunst, die schon so mannigfache Deutung erfuhren! Deutlich erkennt man noch die liegende weibliche Gestalt mit dem Fisch, der Bär daneben ist vermutlich später hierher gebracht worden. Während man früher altheidnische Werke in ihnen erblickte, neigt man heute dazu, sie der Mönchszeit zuzuschreiben.

Höher hinauf geht's nun in steilen Anstiegen, die zuletzt einmal einen großartigen Ausblick (rechts) auf die schlesische Ebene bieten. Im Hochwald rechts „das Tor“, der aus rohem Gestein bestehende Rest einer wahrscheinlich vorgeschichtlichen Befestigung des Berggipfels. Nach



eineinhalb bis zwei Stunden haben wir das Ziel erreicht, wir stehen plötzlich vor der neuen **Zobtenbaude**, einem sehr soliden und modern gestalteten Bau, den Kommerzienrat Haase in Breslau auf Grund eines mit dem Staate geschlossenen Vertrage 1907 errichten ließ, da die alte noch stehende Baude den wachsenden Bedürfnissen nicht mehr entsprach. Die Preise sind nicht zu hoch. Hier oder auf der prächtigen Matte, die sich auf dem Gipfel des Berges ausbreitet, können wir nach Begehr verweilen. Wir versäumen aber auf keinen Fall, die Aussichtskanzel des **Bergkirchleins** zu besteigen, was den Genuß der Bergbesteigung erst zum Abschluß bringt. Denn erst hier haben wir die große, einzig dastehende Aussicht rings auf das dörferreiche Schlesierland. Mit Hilfe der Richtungsweiser ist man schnell orientiert. Wie niedrig, reliefkartenartig liegen jetzt die teilweise dunkel bewaldeten Vorberge: **Welsner-, Geiers- und Koltichen-** (466 Meter) Berge vor unseren Augen, wir stehen um 250 Meter höher (**Zobtengipfel** 718 Meter). Und so nahe liegen uns **Eulengebirge** und **Waldenburger Gebirge**, daß wir deren Höhen genau erkennen, namentlich hebt sich der Charakter des lebhaft bewegten **Waldenburger Berglandes** neben dem Mauerwall des **Eulengebirges** unverkennbar ab. Die Koppe grüßt rechts, die **Heuscheuer** und der **Schneeberg** links. Und wer könnte die Eindrücke wiedergeben, die das wohlbestellte Flachland mit seinen Kornfeldern, Dorfkirchen und sich kreuzenden Landstraßen macht!

Die im Innern nicht sonderlich gepflegte **Bergkirche** wurde 1701 durch den Abt **Sievert** vom **Breslauer Sandstift** erbaut; vermutlich anstelle einer alten Kapelle; 1834 brannte sie ab und wurde 1851 wieder aufgebaut. Im 18. Jahrhundert als Wallfahrtsort berühmt, wird heute in ihr alljährlich am 2. Juli feierlicher Gottesdienst abgehalten.

Alt, uralt ist dieses Berges Geschichte, ja er ist recht eigentlich der älteste Denkstein der schlesischen Geschichte. Schon die **Breslauer Herzöge** müssen dort oben ein festes „**Castell**“ be sessen haben. Dann waren die **Schweidnitzer Herzöge**, **Bolko I.** und seine Nachfolger, die Herren des Berges, die 1343 eine neue Burg erbauten; 1392 kam sie an den **Böhmenkönig Wenzel**, der das „**Sobottenschloß**“ mit Burggrafen besetzte, deren räuberisches Treiben zur Landplage wurde. Noch schlimmer wurde es zur Hussitenzeit; die **Breslauer** und die **Schweidnitzer** vertrieben die böhmischen Räuber, doch kam es auch nach dem Kriege nicht zu ordentlichen Zuständen. Vielmehr sahen sich diese beiden Städte genötigt, nochmals gegen die **Zobtenräuber** auszu ziehen. Diesmal -- es war 1471 -- machten sie gründlich Luft, indem sie die Burg bis auf wenige Reste zerstörten. Blöcke zersprengten Mauerwerkes findet man noch im Walde.

Unter den Altertümern ist wieder ein altes **Tier-Steinbild**, die „**Sau**“ genannt, beachtenswert, das jetzt vor der neuen Baude steht, bis 1902 aber am **Striegelmühler Kurvenweg** stand. Dort war es in Gefahr, zerstört zu werden. Ein alter Volksbrauch nämlich bestand darin, daß man einen Stein danach warf und dazu rief: „**Sau**, da hast du ein



Serkel" — und das brachte Glück. Daneben befindet sich die Verkaufsstätte für Zobten-Andenken. Auf den Gedanken, kleine Nachbildungen dieses originellen Altertums anzubieten, scheint man noch nicht gekommen zu sein.

Wir verlassen nun den Berggipfel, der soviel Interessantes an geschichtlichen Erinnerungen und an Aussichten bietet. Es liegen vier Möglichkeiten zum Abstieg vor:

1. Das einfachste und für Bequeme empfehlenswerte ist der Abstieg auf demselben Wege, den man hinaufging. Man mache da wenigstens den kleinen, etwas mehr Klettergelegenheit bietenden Umweg über den Moltkefels auf dem Eugen- und Moltkewege. Er mündet am Kreuzstein wieder in den Hauptweg. Dauer  $1\frac{1}{2}$  Stunden.

2. Wer viel Zeit hat, dem ist der Weg über die Tampadler Eiche durchaus zu empfehlen. Das ist eine herrliche Waldpartie, die nach Belieben entweder nach Zobten oder nach Gorkau hin eingeschlagen werden kann. Dauer zwei bis drei Stunden.

3. Steiler ist der Riesnerweg mit vielen Stufen, ein Abkürzungsweg, der nach einer halben Stunde in den unter 2. beschriebenen Hauptweg einmündet.

4. Wer sehr viel Zeit hat, geht entweder nach Klein-Silsterwitz oder nach Tampadel, beides schmucke Dörfer am Südfuße des Zobten, zwischen diesem und den Vorbergen. Namentlich Klein-Silsterwitz ist prächtig gelegen. Das Tal liegt frisch, wiesengrün und obstreich zwischen den Waldhöhen bietet gute Unterkunft im Gasthause und Forellen.





## Die größte Talsperre des Ostens

**M**it der Vollendung des Riesenwerkes, dessen Planung seinerzeit die Gemüter viel beunruhigte, — stand man doch vor einem absolut neuen Problem —, steigt das Interesse, das jeder Gebildete und vor allem jeder Geograph und jeder Techniker der schlesischen Wasserschutzbauten entgegenbringt, aufs höchste. Denn für alle Zeiten dürfte dieser Bau das größte technische Werk in Schlesien bleiben. Die Reihe der Talsperren und Stauweiher, die nach den Plänen des Geheimrats Inge in Schlesien geplant waren, nähert sich damit ebenfalls ihrem Abschlusse, nachdem auch die Weistritz-Talsperre fertig geworden ist und zur Zeit (1923) nur noch die zweite Queistalsperre bei Golden-  
traum im Bau ist.

Weit über Schlesiens Grenzen hinaus wird man von der Talsperre bei Mauer reden, ist sie doch ein Unterfangen, das selbst die gewaltigen Brückenbauten der Neuzeit in Schatten stellt und in seinen rechnerischen Verhältnissen ein Beispiel auf die Tüchtigkeit der deutschen Ingenieurkunst bildet.

Gerade die statischen Verhältnisse des Bobertalsperrenbaues sind wegen der Größe der dabei in Betracht kommenden Zahlen recht lehrreich. Ja, sie sind noch mehr als an sich interessant, hat man doch noch während des Baues die Befürchtung ausgesprochen, es biete der geplante Bau nicht die nötigen Garantien für absolute Sicherheit.

Demgegenüber haben die vergleichenden Darlegungen des Geheimrats Inge und des Königlichen Wasserbauinspektors Bachmann wiederholt davon zu überzeugen vermocht, daß alle Besorgnisse nicht standhalten den ruhigen Erwägungen. Denn gerade die Katastrophen, die in Amerika und in Frankreich bei den dortigen Talsperren eintraten, haben recht deutlich die Sorgfalt der deutschen Technik erkennen lassen. Fast in allen Fällen, die zum Einsturz von Talsperren geführt haben, hätten deutsche Techniker diese Möglichkeit voraussagen können. Es sei nur darauf hingewiesen, daß man in dem einen Falle, der eine amerikanische Talsperre betrifft, die Mauer aus Erd- und Steinschutt hergestellt hatte. Die Folge war eine fürchterliche Katastrophe, bei der sich 25 Millionen Kubikmeter Wasser in kurzer Zeit in das unterhalb gelegene Tal ergossen und den Ort Johnston vernichteten. In dem anderen Falle, der sich in Frankreich ereignete, hatte man die Sperrmauer geradlinig gebaut, während die Erfahrung auf gewölbte Grundrisse hinweist, wie ihn die deutschen Talsperren haben. Sieht man die Talsperre bei Mauer in diesen Hinlichten sich etwas genauer an, so müssen selbst Laien sagen, daß hier alle erdenkliche Sorgfalt gewaltet hat, und daß jede nach menschlichem Ermessen zu besorgende Gefahr vorgeesehen ist.



Die erste Hauptfrage bei der Planung war der Baugrund. Nur wenn auf harten anstehenden Fels gerechnet werden konnte, konnte man mit dem Riesenplan umgehen. Hier hat man, nachdem eine einzige Stelle im Flußbett während des Baues zunächst weiches Gestein ergeben hatte, dann jedoch Felsgrund, überall den harten Fels als Untergrund der Sperrmauer benützen können. Das war für den Fortgang der Arbeit von höchster Bedeutung, und man kann ungefähr die Spannung ermessen, die schon das Ausheben des Grundes bei den beteiligten Sachleuten erzeugte. Die Arbeiten waren insofern von doppelter Wichtigkeit, als das abgebrochene und ausgehobene Gestein im günstigsten Falle für den Aufbau der Sperrmauer benutzt werden sollte. Auch diese Voraussicht erfüllte sich, da man die gebrochenen Gneisblöcke verwenden konnte.

Was nun die gebauten Massen selbst anlangt, so hat man die denkbar größte Vorsicht walten lassen, indem man über die zu leistenden Mindestwerte weit hinausging. Ähnlich den anderorts verwendeten Massen hätte man hier mit geringeren Ziffern auskommen können. Aber es ist, wie gesagt, auf allergrößte Gefahren Rücksicht genommen. So hat man der Mauer im Bober eine Grundstärke von 50,3 Metern gegeben, womit sie die stärkste Mauer der deutschen Welt darstellt. Nach oben verjüngt sich die Sperrmauer auf 7,2 Meter, sie bietet also einer Straße Raum. (Die Sperrmauer bei Marklissa ist am Grunde 39, oben 8 Meter dick.) Damit hat man sich jedoch nicht begnügt, sondern man hat die Mauer noch 10 Meter in den Felsengrund des Flußbettes eingesenkt, so daß sie wie im Boden verankert ist. Was nun die Höhe der Mauer anlangt, so würde sie die meisten Dorfkirchtürme überragen — 50 Meter steigt sie aus der Felsentiefe auf, und es ist interessant zu vergleichen, welchen Eindruck in den Naturverhältnissen die nahezu gleichen Dimensionen der Dicke unten und der Höhe auf das menschliche Auge machen. Allen wird es so ergehen, daß sie die Dicke unterschätzen, weil die fast elegante Wölbung der Mauer den massigen Eindruck mildert.

Eine fernere Sicherheit ist dadurch geschaffen, daß die Sperrmauer in die Felsenuter eingelassen ist, so daß bei dem Andruck der Wassermassen die Druckgewalten teilweise auf die Ufer abgelenkt werden. Wie die genauen Ausführungen des Erbauers ergeben, ist außerdem in der Masse des Gesteins eine genügende Sicherheit gegeben, denn Maße und Konstruktion sind derart, daß selbst bei zerstörtem Schutzmantel die Mauer für sich Standfestigkeit genug hat.

Die wichtigste Vorkehrung liegt in der Gewölbeform der Sperrmauer. Wie oben hervorgehoben, ist die Spannung des Gewölbes eine Größe, der rechnerisch angesetzt werden kann. Selbst wenn der Druck der Wassermassen den höchsten Grad — 200 Millionen Kilogramm — erreichen sollte, wird die Mauer diesen enormen Wasserdruck aushalten. Außer diesen schon recht beruhigend wirkenden Maßnahmen sind noch zwei Einrichtungen getroffen, die den Schutz vermehren sollen. Zunächst wird das Mauerwerk auf der Wasserseite mit einem Zementputz



versehen, der auch bis auf den Grund herunter ausgeführt wird. Dieser Putz wird das Eindringen von Wasser in das Mauerwerk verhindern. Abgesehen also von der Selbstwirkung der schweren Quadersteinmassen schützt die Verputzfläche das Bauwerk vor der zerstörenden Gewalt des Wassers. Damit nicht genug, wird die ganze Wasserseite der Sperrmauer noch mit einem Schutzmantel bekleidet, der die Witterungseinflüsse vom Verputz und der Mauer abhalten soll. Endlich sind zur besseren Kontrollmöglichkeit in das Innere Schächte und Gänge gebaut, die die Beobachtung des Inneren ermöglichen.

So darf man gewiß behaupten, daß hier jede nur mögliche Vorsicht gewaltet hat, und daß jede Besorgnis hinfällig ist. Allerdings hat die Talsperre bei Mauer auf besonders große Anforderungen zu rechnen. Sie ist in den gefährlichsten Gebirgsstrom Schlesiens gebaut, der bei den großen Hochwassern enorme Schäden verursacht hat. Daher die große Vorsicht. Die Mauer ist da errichtet, wo der Bober ein scharfes Knie macht. Oberhalb dieses Knies staut sich ein Stausee von 8 Kilometern Länge an, also auch in dieser Beziehung wird ein einzigartiger Größenwert geliefert, da nur der Schlawaasee einen um 2 Kilometer längeren stehenden Wasserspiegel in Schlesien aufweist. Das Niederschlagsgebiet, das die Talsperre abfängt, beträgt über 1200 Quadratkilometer und die Aufnahmefähigkeit des Staubeckens ist nicht weniger als 50 Millionen Kubikmeter groß. Damit ist die Talsperre bei Mauer nicht nur die größte in Schlesien, sondern auch in Deutschland. Denn die Talsperre bei Marklissa faßt nur 15 Millionen Kubikmeter, und nur die Talsperre bei Neunork mit 72 Metern Mauerhöhe und die Roosevelt-Talsperre, ebenfalls in Amerika, mit 82 Metern Mauerhöhe werden sich mit ihr messen können. Nicht weniger als 250 000 Kubikmeter Mauermaße wurden zum Bau der Sperrmauer benötigt, deren Länge an der Krone 260 Meter beträgt.

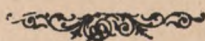
Mit der Herstellung der Talsperre selbst ist die Bedeutung des Bauwerkes nicht erschöpft. Vielmehr hat es seine wirtschaftliche Wichtigkeit, die in erster Linie in der Verhinderung von so oft schwer empfundenen Hochwassern und Ueberschwemmungen liegt, erst jetzt voll erwiesen, wo das elektrische Kraftwerk, das al bald mitgebaut wurde, in Betrieb gesetzt ist. Hier hat man zwei Ideen zu einem Plane vereinigt, indem man den Hochwassertrutz mit Wassernutz verband. Am Grunde wurde ebenfalls ein Elektrizitätswerk errichtet, wie man es auch bei Marklissa sehen kann. Der Wasserstrom, der durch künstliches Gefälle innerhalb der Sperrmauer zum Wasserfall gesteigert wird, bietet die Triebkraft für die Turbinen, welche die Naturkraft zur Elektrizität umwandeln. Nach den Berechnungen betrug die größte Abflußgeschwindigkeit 1300 Kubikmeter in der Sekunde und erreicht im Durchschnitt 300 Kubikmeter in der Sekunde. Aber selbst bei geringer Füllung werden 2-3000 PS zur Verfügung sein, bei Hochwasser bedeutend mehr, bis 7200 PS nämlich, die von 4 Turbinen erzeugt werden. Mit dieser Kraft



kann man die Umgegend, und nicht nur die allernächste, sondern auch die weitere, mit elektrischer Kraft versehen. Auf hohen Masten sieht man starke Drähte schwankeu, die der Fortleitung dienen. Dörfer und Städte werden sich die Gelegenheit zur Verwendung der neuen Trieb- und Leuchtkraft nicht entgehen lassen, überall bringt man der Einrichtung, die nur zum Vorteil gereichen kann, große Teilnahme entgegen. Aber man ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem man eine Verbindung der beiden Kraftwerke bei Mauer und bei Marklissa herstellen ließ, so daß dann im Höchsthalle nicht weniger als an 10 000 PS verfügbar sind. Dieses Werk, führt den Namen „Elektrizitätswerk des Provinzialverbandes der Provinz Schlesien“. Welche Aussichten sich aus so großartigen Kräften und Einrichtungen für die Landeskultur ergeben, kann man heut einstweilen nur ahnen, wenn man gesehen hat, wie die einfachsten Gasthäuser im Gebirge, die früher nur die Petroleumlampe kannten, elektrisch erstrahlen, und wie der Bauer jetzt mit elektrischer Kraft drischt. Industrie, Landwirtschaft und Handwerk können gleicherweise an den Vorteilen fortchreiten.

Schließlich muß in diesem Ueberblick noch eines dritten großen und für die Erschließung Schlesiens bedeutsamen Werkes, das seine Entstehung der Talssperre verdankt, hingewiesen werden. Das ist die Bobertal-Bahn, die in erster Linie durch den Talssperrenbau zuwege kam. Diese in jeder Hinsicht schöne Bahn steht also mit dem Schutzwerke in engster Beziehung. 1904 wurden die Arbeiten der Talssperre aufgenommen, 1907 wurde der erste Abschnitt der Bahn, Hirschberg-Boberöhrsdorf, 1909 der zweite Endabschnitt, Lähn-Löwenberg, und 1910 das mittlere Stück, Boberröhrsdorf-Lähn, eröffnet. Für das Heranschaffen der Baustoffe war die Bahn ein erstes Erfordernis. Gewaltig und sehenswert sind die Leistungen der Technik, die sowohl bei der Talssperre wie bei der Bahn zutage treten. Ein Flußtal von romantischer Schönheit ist durch die Bahn eröffnet worden. Ihre Schönheiten zu schildern, ist hier nicht der geeignete Platz. Aber das eine können wir heut sagen: Das Dorf Mauer bei dem lieblichen Städtchen Lähn wird auch in Zukunft eine gewaltige Wallfahrt erleben von Neugierigen und Sachleuten, die die Wunder der Ingenieurkunst kennen lernen möchten und dabei ein Stückchen schlesischer Erde, das bisher nur wenige kannten. Wir schließen mit dem Wunsche, daß das schlesische Riesenwerk alle Erwartungen erfüllen möchte, die bei der Grundsteinlegung der Oberpräsident Graf Zedlitz und Trüßchler in die Worte kleidete:

Wehre des Wassers verderbenbringende Macht,  
 Mehre der Gottesgabe segensbringende Kraft,  
 Zeuge kommenden Geschlechtern von der Väter  
 treuer, vorsorgender Tat.





## Von Talsperre zu Talsperre

**N**u allen Zeiten hat der Mensch solche Punkte bevorzugt, wo hervorragende Menschenwerke in eine große Landschaft hineingestellt sind. Derartige Punkte hat jetzt kein deutsches Land in so reicher Zahl als Schlesien, und man kann bemerken, daß neuerdings die Vorgebirgslandschaften, in denen sich diese Wunderwerke technischer Kunst finden, auch von Nichtschlesiern mehr und mehr besucht werden. An einem einzigen Tage stiegen in Station „Talsperre“ bei Mauer mehr als hundert Touristen aus, die lediglich der größten Talsperre wegen kamen. Im folgenden wird eine Wanderung von der einen der beiden größten schlesischen Talsperren zu anderen geschildert, so zwar, daß auch ein Bogen in die herrlichen Gründe des Riesengebirgslandes, des Mutterlandes unserer in den Talsperren gezügelten Gewässer, geschlagen wird. — Wir beginnen in Greiffenberg und Marklissa, wandern am Isergebirge und Riesengebirge entlang und beschließen unsere Tour in Lähn.

Abichtlich entsteigen wir schon in Greiffenberg dem Zuge, um diesen Ort und die Strecke Greiffenberg—Marklissa mitzunehmen, die so reich an Sehenswertem ist. Beim Durchwandern des altertümlichen Städtchens fällt uns die vornehme Gestaltung der Fassade vieler Häuser auf, — sie entstammen aus einer Zeit, da Greiffenberg der Mittelpunkt eines bedeutenden Leinwandhandels war. Mehrere alte Haustore und Inschriften zeugen von dem guten Geschmack der ehemaligen Besitzer. Es wird uns ferner auffallen, daß das immerhin über 3000 Bewohner zählende Städtchen nur eine einzige Kirche hat, eine katholische (deren Renaissance-Altar sowie einige Epitaphs bemerkenswert sind) nämlich, aber keine evangelische: das erinnert an die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, da der Queis die Landesgrenze gegen die kursächsische Lausitz bildete. Die Greiffenberger errichteten, da sie in ihrer Stadt selbst keine evangelische Kirche zugebilligt gehalten haben, auf dem Lausitzer Gegenufer des Queis eine Kirche, die zu Nieder-Wiesa, die nicht weniger als 97 Orten als protestantischer Mittelpunkt diente. Damals wanderten die schlesischen Evangelischen des Grenzgebietes über den Queis, um in ein Gotteshaus ihrer kirchlichen Richtung zu gelangen. Die 1668 zu Nieder-Wiesa errichtete Kirche sehen wir alsbald, wenn wir, das Städtchen verlassend, über den Queis schreiten, und wir hören, daß sich die Schule zu Nieder-Wiesa rühmen darf, eine zeitlang (18. Jahrhundert) als höhere Bürgerschule für die Greiffenberger gedient zu haben. Greiffenberg ist aber auch deshalb in der Landschaftskunde interessant, weil hier der malerische Queiseinschnitt in die große Gneißplatte des Isergebirges beginnt, der ein Gegenstück bildet zu dem vielfach gekrümmten Bobertal von Mauer bis Lähn. Die Kunststraße führt auf der Gneißplatte dahin, leider nicht so dicht am Queis, daß man das malerische Flußtal selbst im Auge behielte. Um sich diesen Eindruck zu verschaffen, muß man dann und



wann auf Fußpfaden zum Stromtale hinwandern. Nicht wenig überrascht ist man, inmitten dieser Gneißplatte, deren flache Wölbung eine herrliche Rundsicht nach dem Gebirge ermöglicht, plötzlich einen großen Basaltbruch zu treffen, dessen Rentabilität sogar die Anlage einer eigenen Förderbahn gestattete.

Der hinter Wiesa gelegene Steinbruch, der einen festen Schotter liefert, besteht schon seit nahezu hundert Jahren. In einer halben Stunde ist das Dorf Goldbach und nach einer weiteren halben Stunde das idyllische Goldentraum erreicht. Wer nie in alten schlesischen Marktflecken war, ist über den Mischcharakter zwischen Dorf und Stadt, den auch das grüneingesponnene Goldentraum trägt, nicht wenig erstaunt. Malerisch, wie die Gänse auf dem saftigen Grün des Marktgeviertes weiden oder die Mädchen des Ortes das duftige Heu um den Ratskeller herum breiten. Wandert der würdige alte Pastor über den Platz, gemessenen Schrittes, holen die Mädchen am Brunnen des Marktes in Krügen Wasser, sitzt am Hause da und dort ein Wirt, seine lange Pfeife rauchend, so glaubt man sich wohl in die vielgeschilderte Zeit der Behaglichkeit des 18. Jahrhunderts zurückversetzt. Goldentraum, fast nur noch 300 Bewohner umfassend, träumte einst nach dem Wunsch eines Freiherrn v. Nostitz im 17. Jahrhundert von goldenen Schätzen, die man aus der Erde zu holen gedachte. Aber unsere Zeit bringt viel Geld den Bewohnern zu, welche sich der Mühe unterziehen, Sommergäste in ihren traulichen Häusern und Gärten, erfüllt von Obst, zu beherbergen. Und Goldentraum, das träumende Märchen am Queis, wird nun in den modernen Wirtschaftsbetrieb hineingezogen werden, wenn erst die seit April 1919 im Bau befindliche neue Talsperre, die bei dem Orte errichtet wird, fertiggestellt sein wird. Danach scheint es doch notwendig geworden zu sein, dem rücksichtslosesten aller schlesischen Flüsse hier noch ein neues Zaumzeug anzulegen, bevor er in das Joch von Markklissa hineingeht. Dann wird Goldentraum einen Teil des Verkehrs, der Markklissa aufsucht, aufnehmen und vielleicht eine der beliebtesten Sommerfrischen werden weit und breit; denn die Wälder im Talgrunde und die Anziehungspunkte der Umgegend — Uechtritz-Höhe, Neidburg, Burg Tzschocha, Galgen usw. — locken schon dazu, und man wundert sich nicht, wenn die Wirtsfrau des Gasthofes am Markte uns sagt, daß ihr Haus seit Mai voller Gäste sei. Ich notiere im Vorbeigehen die Hausinschrift (Haus Nr. 70):

Dieses Haus ist nicht mein,  
Der vor mir war, wars auch nicht sein:  
Er zog aus, und ich zog ein  
Und nach mir wird es auch so sein!

(Wo immer ich noch etwas Beschauliches, Nachdenkliches finde, so halte ich es fest.)

Kaum fünf Minuten hinter dem Dertchen, und man erblickt wiederum ein Stückchen Mittelalter, einen gemauerten Galgen, oder vielmehr den Unterbau dazu, wie er in Schlesien üblich war. Hoch oben auf einer umschauenden Höhe mochten die Ärmsten, die zum Tode geführt wurden, das letzte Mal diese schöne Welt grüßen.



Goldentraum bezeichnet die Mitte der zwei Meilen langen Wegstrecke Greiffenberg—Marklissa, und wir streben jetzt durch eine immer interessanter werdende Landschaft. Der vielgenannte Bober, dem zu folgen die Kunststraße ablehnt, tritt, nunmehr flächenartig ausgebreitet, — weil hier die Berge zugunsten des Diluviums zurückweichen, — an das Wiesendorf Rengersdorf heran, als wollte er sich zum letzten Mal vor seiner Knebelung an Selbstbewußtsein gütlich tun. Nach einer knappen Stunde stehen wir vor dem romantischen Bilde der Burg Tzschocha (Bild 9), die sich, auf einer Halbinsel liegend, in dem dunklen Wasserspiegel des gestauten Queißes wiederbildet. Ein romantisches Bild, das aus Trümmern seine Auferstehung feiert, nachdem es 1909 ein wohlhabender Fabrikherr aus Dresden erworben hat. Wie schön waren doch diese großen Burgen Schlesiens, und ich freue mich der zukünftigen Erkenntnis, daß Schlesien ein durchaus gleichwertiges Gegenstück des vielgepriesenen Rheinlandes ist! In fünf stolzen Renaissancegiebeln schaut heute schon, nachdem der Besitzer, ein Herr Gütschow, bereits Millionen geopfert, die Burg gegen Osten, und der mächtige, runde Bergfried ist gleichfalls erneuert. Wunderbar ist die Feste auf den gewachsenen Fels aufgesetzt, heute, nach der Freilegung von Schutt und Asche, die seltsamsten Felsenkeller und Verließgänge aufweisend. Das Herrenhaus strahlt in mittelalterlicher Schönheit, und den Vorplatz zieren bereits edle Brunnen und andere Zierden. Sollte das Ganze einst in derselben Weise fertiggestellt werden, so wird die Burg Tzschocha, obschon kleiner als die Grödißburg, die beste Anschauung einer vollständigen schlesischen Ritterburg bilden! Die alte Burg, die urkundlich 1329 genannt wird, — alte Formen: Zachaw, Tanchow — wies namentlich viel gute Sgraffittomalereien auf. Die wiedererstandenen Teile, namentlich der in echten Stoffen vollständig erneuerte Pallas und der Bergfried, stehen den alten Werten nicht nach. Im Gegensatz zu den einfachen Ritterburgen war Tzschocha eine fürstliche Burg. Welche Summen eine derartige Erneuerung heute verschlingt, mag man daraus ermessen, daß eine im alten Burgenstile neu gebaute Mauer rings um den großen Schloßgarten die Kleinigkeit von 130 000 Mark kostete! (Goldmark!!) Die Burg verdient das größte Interesse der Heimatschutzvereine und der Wanderer.

Von der Burg steigt man hinab zum Stausee von Marklissa, den man in zehn Minuten erreicht. Ein großer Anblick ist es, dessen der Wanderer inmitten der Wälder dunkler Fichten und der ragenden Felswände ansichtig wird: ein riesiger Wasserspiegel, dessen unheimliche Kraft schlummert wie des schlafenden Löwen reißende Pranken. Nur stilles Kräuseln der schwarzen Fläche bei den Einsturzstollen und das verborgene Brausen der unterirdisch sich ergießenden Wassermassen zeigt, daß wuchtiges Leben in den gespannten Wogen herrscht, — auf der anderen Seite der gigantischen Sperrmauer, die die gegenüberliegenden Gneißwände in einer Höhe von 45 Metern verbindet (an der Sohle 39 Meter, an der Krone 8 Meter breit, Länge 130 Meter!) wird die Wasserkraft in Elektrizität durch Turbinen umgewandelt. Das ganze Werk, verursacht durch die



Hochwasser von 1897, verschlang 37 Millionen, die sich heute gut rentieren. Ueberall in der ganzen Umgegend wird elektrisch gearbeitet und ge-  
leuchtet, — so weiß der Mensch aus Unheil Nutzen zu ziehen, wenn er  
denkend schafft!

Ein malerisches Felstal bildet der Queis bis Marklissa. Auf an-  
mutigen Wegen hindurch durch dieses buchenbestandene Engtal erblickt  
man manche Zeichen regsamen Eifers, die Naturschönheit zugänglich zu  
machen, und wenn dabei stellenweise zu weit gegangen ist, indem man  
danach trachtete, die Natur zu dekorieren, so wird die Zeit die nichtige  
Zutat hinwegschaffen, und die reine Größe des Gewordenen wird bleiben.

Ueber eine große eiserne Brücke gelangen wir in das stille Grenz-  
städtchen Marklissa, das früher Lesna oder Lissa hieß, bis es seit der  
Vereinigung mit dem ehemals kursächsischen Gebiet Marklissa (Grenzlissa)  
genannt wurde. Es zeigt die typische Ruhe der kleinen Städte, die  
typischen einstöckigen Häuser, den stillen Marktplatz mit einem netten  
Rathaus, an dem wir ein Wappen finden, das in guter Arbeit ein See-  
rosenblatt inmitten des Debschützer Wappens aufweist; darunter die Zeilen:

Der Debschützer Wappen Zier  
Ist so eingefasset hier.  
Wie der Rath verordnet hat,  
Gott laß grünen dieß Seebblatt.

Die Debschützer, von denen die Rede ist, saßen im 13. Jahrhundert auf  
der Burg Lissa, Lisa, Lesa oder Zangenburg. Schon im 14. Jahrhundert  
verfiel die Burg, und allerhand Bestandteile und Zierat wurden im  
Städtchen verwendet. Möglicherweise ist dabei das kunstvolle Wappen  
hierher gekommen.

Von der Burg selbst ist heute wenig mehr als einige Spuren im  
Walde, an welchem unser Weg in Richtung Schwerta vorüberführt, vor-  
handen. In einviertelstündigem Marsch durch frisches Wiesengelände und  
schönen Wald gelangen wir zu den eben erwähnten Burgspuren und  
dann nach dem langen Taldorf Schwerta, wo wir wieder Reste einer  
alten Burg finden. Ich hätte diese Wanderung auch eine Burgenwanderung  
nennen können, denn von Anfang bis Ende werden wir begleitet von  
Burgen und Rittergeschichten. Bald am Eingange des großen Dorfes,  
unweit der einzig schönen, altmodisch-schlesischen Brauerei (das Entzücken  
jedes Heimatsfreundes!) stehen die noch stattlichen Trümmer der Ritter-  
burg Schwerta, auch Niklasburg genannt. Sie hatte, wie die meisten  
unserer schlesischen Burgen, Straßenlage, hier an einem sehr begangenen  
Passe, der den Verkehr von Böhmen her überwachen konnte. Es sind  
heute noch Teile des Pallas, von Türmen und einigen Anbauten vor-  
handen. Wie das zu sein pflegt, wenn man Genaueres nicht weiß, so  
bildeten sich Sagen, — es ist dringend zu wünschen, daß wenigstens bei  
den Gastwirtschaften historische Mitteilungen über die Burgen dargereicht  
werden, und seien es einige Notizen auf einer Ansichtskarte. Eine  
dankenswerte Aufgabe für Wandervereine usw.



Schwerta ist heute als Sommerfrische stark in Anspruch genommen. Eine Stunde lang zieht sich das Dorf allmählich aus der Tiefe zur Höhe des Sattels hin. Wir streben im letzten Viertel des Dorfes links seitwärts ab nach Gebhardsdorf, einem anmutigen, ebenfalls zahlreich besuchten, heute mit „Grenzschutz“ stark belegten Dorfe unmittelbar vor Friedeberg. Eine Auffälligkeit in den Dörfern dieser Gegend, durch die wir bisher wanderten, ist die Achtung, mit der in fast jedem Hause die alten, uralten und neueren Schützenscheiben von den Schützensfesten aufbewahrt und sichtbar angebracht sind. Recht viele solcher Schiefscheiben zu besitzen, das scheint der Stolz der Bewohner zu sein. Im übrigen herrscht nicht überall die einheitliche Bauweise vor, wie wir sie im Löwenberger und Hirschberger Umkreise antreffen. Aus den Hausinschriften von Schwerta seien zwei wiedergegeben:

Sürchte Gott,  
Tue Recht,  
Und scheu niemand!

Die folgende befindet sich an einem Gasthause:

Hier hält man stille,  
Trinkt einmal  
Und geht dann über Berg und Tal.

Das kleine Stadtwesen Friedeberg hat wenig Eigenartiges, obwohl es eine eigenartige Geschichte hat. Bis ins 14. Jahrhundert gehörte Friedeberg zur sächsischen Lausitz, und zwar zum Queiskreise des Landes Bauzen. Außer dem altertümlichen Rathaus ist nur wenig aus der Vergangenheit übrig geblieben. Geologisch interessant ist eine Diluvialinsel inmitten der großen Gneißfelder ringsum; östlich der Stadt liegt eine etwa 6 Geviertkilometer große Niederung, erfüllt mit Geschiebelehm und Ton, welche man zur Herstellung von Tonwaren benutzte. Neuerdings hat diese Niederung eine größere Bestimmung erhalten, indem man sie benutzte, für das Langenwasser einen ziemlich ausgedehnten Stauweiherr zu schaffen, um dem Hochwasser unmittelbar vor den Toren der Stadt zu wehren.

Bis hierher reicht eine gute Tagesleistung.

Der zweite Tag wird zu einer Wanderung durch die Reihe großer und schöner Dörfer verwendet, die an der uralten Handelsstraße, die von Bauzen über Görlitz nach Hirschberg führte, liegen. Dieser Straßenzug am Saume des Gebirges zeigt, daß man doch sehr gut die rechten und praktischen Verbindungen einzuschlagen wußte. Rabishau, Kunzendorf, Hindorf und Krommenau liegen an dieser Straße, die heute durch andere Kunststraßen ersetzt ist. Noch zeigen die vielen, meist recht stattlichen Gasthäuser an der Straße das Bedürfnis nach Einkehr. Ein künstlerisch bemerkenswerter Grenzstein hinter Hindorf zeigt die Grenze der Kreise Löwenberg und Hirschberg an (gesetzt 1865). Das Panorama, das sich dem Wanderer bietet, steigert sich bis zu der Stelle, wo er den Rücken des bedeutenden Basaltbuckels bei Querbach überquert — ein großes Werk beutet den Basalt aus — hier auf der Höhe schaut er beide



Täler, das Isergebirgs- und das Riesengebirgstal. Als Dominante bleibt uns lange Zeit der romantische Greiffenstein, gleichfalls ein Basaltberg, der eine den Schaffgotschen gehörige Burg trägt (erst im 18. Jahrhundert verlassen).

Durch Altkemnitz erreichen wir das große Tal Dorf Krommenau, das mit seinen blauen Walmdächern, seinen breit ausladenden Giebeln einen recht behaglichen Eindruck macht. Dieser Stimmung scheinen auch die beiden Gasthäuser „zur Freundlichkeit“ und „zur Gemütlichkeit“ Ausdruck geben zu wollen. Reichlich entschädigt für den langen Aufstieg in dem Dorfe Krommenau wird man durch das großartige, tatsächlich wundervoll zu nennende Panorama auf der Höhe des Steinberges (546 Meter), welcher den Gipfel des Passes hinüber nach Kaiserswaldau im Warmbrunner Tal bildet. Dieses Panorama überwältigt durch seine malerische Ansicht der Kynastburg im Mittelgrunde, während den großen Hintergrund die feinen Linien der Koppe und des Riesenkammes bilden. Im Vordergrunde aber lagern fast grotesk die Bibersteine, der Ausklang des Kemmnitzkammes. Wie durch eine aufgerissene Schlucht blicken wir in das Herz des Riesengebirges. Hier lagert wohl jeder, um das alpine Bild zu genießen, das einzig in seiner Art ist!

Ein lustiger Abendmarsch hinunter bis Kaiserswaldau und hinüber nach dem großen Petersdorf beschließt den zweiten Wandertag.

Der dritte Tag ist den Gebieten Rübezahls gewidmet. Ueber die weit bekannte Wilhelmshöhe bei Petersdorf steigen wir hinauf zu dem Hochwiesendorf Kieselwald, das dem Schlesier die Alpen ersetzt, wandern nach kurzer Rast (vielleicht in der Ebereschen-Schänke von Bayer) weiter nach Agnetendorf, dem Sitze Gerhart Hauptmanns, sodann nach Hain, der beliebten Sommerfrische mit ihren steinübersäten Hochwiesen und dem schönen Blick ins Hirschberger Tal, und endlich nach den Baberhäusern, womit wir den vorgeschobenen Punkt unserer Reise erreichen. Inmitten dieser uraltväterlichen Bauden, inmitten dieser unbedingten Schweigsamkeit einer von allen Geräuschen welkenfernen Waldlichtung verbringen wir gern eine Stunde, um uns auszuruhen und den Hauch der Hochgebirgseinsamkeit zu verspüren und deren seltsame Schönheit zu verkosten.

Ein Abstecher nach dem Mag Heinzl-Stein kostet nur wenige Minuten; dann geht es munter bergab am rauschenden Giersdorfer Wasser entlang nach Obergiersdorf. Unterwegs treffen wir ein berühmtes Naturdenkmal, eine Seltenheit, wie sie in Europa nicht mehr vorkommt, die Würfelsteine, zwei meterhohe Granitblöcke, deren Oberfläche durch ein Spiel der Natur quadratisch zerlegt ist, so genau, als hätte ein Steinmetz mit Lineal und Meißel die Sache gemacht. Neuerdings ist dieses Gegenstück zu den „Damenbrettsteinen“ (in Schreiberhau) eingefriedet und dem Schutze des Publikums anempfohlen.

In Giersdorf finden wir gute Rast, sodaß wir hier gern einen Abend weilen, um am nächsten Tage mit der elektrischen Straßenbahn nach Hirschberg zu gelangen, das wir aber bald verlassen, um mit dem Zuge nach der Station „Talsperre“ zu fahren. Hier hat sich die Natur



wieder offenbart als das Größte, was wir auf dieser Erde schauen und genießen können. Kein Wunder, daß hier Hunderte aussteigen, um die berühmte Talsperre, die ihresgleichen nicht in Europa hat (nämlich wegen der Größe der Maße inmitten einer solchen Natur), zu besichtigen. Heute, da alles wohlgeordnet ist, ahnt niemand mehr, welche unglaublichen Schwierigkeiten beim Bau zu überwinden waren. Heute sieht alles so bildhaft malerisch und wohlgeordnet aus, als könnte es gar nicht anders sein. Es blühen auf die Wirtschaften im Unterlaufe des Bober, der sonst so unheilvoll für die Anwohner war. — Eine 8 Kilometer lange Wanderung bringt uns nach Lähm, dessen neuzeitliches Denkmal „Dornröschen“ so bezeichnend ist für die Erschließung des romantischen Stromtales und seiner Ortschaften infolge der Bobertalbahn. Wir können noch die Burg Lehnhaus mitnehmen und dann über Löwenberg Liegnitz erreichen.

Wir haben auf dieser Wanderung nicht weniger als drei Talsperren und einige Stauweiher sowie fünf Burgen zu schauen. Die Abwechselung zwischen Berg und Tal, Hochgebirge und Vorbergen, Wasser und Felsen übt ungemein erfrischende Wirkung auf Leib und Seele aus. Mehr und mehr erkennt man, daß die Zonen am Saume der hohen Gebirge viel zu wenig beachtet und bewandert wurden.





# Der Mönchswald

**S**chon die mittelalterliche Kultur hat die Waldecke unserer Gegend im Norden und Süden bis auf 11 Kilometer im Umkreise von Liegnitz gelichtet, und schon die Mönche des Klosters Leubus strebten nach Besitzrechten in Waldgütern, ohne Zweifel darum, weil für große Selbstwirtschaften die Erträgnisse und Erzeugnisse des Waldes nützlich, wenn nicht unentbehrlich sind. So ließ sich das Kloster Leubus\*) in dem schon stark zusammengeschmolzenen Waldgürtel zwischen Jauer und Goldberg, zu dessen Nordfüße sich schon damals die wohlangebaute Fruchtebene bis Liegnitz erstreckte, von Herzog Heinrich I. 500 große Hufen fränkischen Maßes des Wald- und Berglandes schenken. Die Urkunde, datiert Glogau 9. September 1203, wird angefochten: der bekannte Forscher Wilhelm Schulte hat nachgewiesen, daß die Schenkung nicht vor dem Jahre 1216 erfolgt sein kann. Das Kloster verfolgte in erster Linie — wie alle Zisterzienserklöster des Mittelalters — kolonisationsartige Zwecke. Hier gelang es ihm, ein geschlossenes Kulturgebiet zwischen Kätzbach und Wütender Neiße zu schaffen, dessen Werden man an der Hand der Urkunden verfolgen kann. 1175 besaß das Kloster dort in Crann das Recht, im Urwalde neue, dem Kloster zehntpflichtige Dörfer anzulegen. 1177 kam dazu Schlaup an der Neiße, in der es damals noch Biber gab. Auf den waldbedeckten Bergen, deren Quellen die Flüsse unserer Auen speisen, wurden zwischen 1202 und 1216 die Dörfer Hermannsdorf und Hennersdorf angelegt; später kamen dazu noch — in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts — die Dörfer Pombßen, Mochau, Helmsdorf, Seitendorf, Röhrsdorf, Rudelsdorf, Kunzendorf, Jägendorf und Streckenbach. Im ganzen sollen durch Rodungen 500 fränkische Hufen gewonnen worden sein. Das ist der geschichtliche Hintergrund des mit einem Male so volkstümlich gewordenen Mönchswaldes, dessen Name auf die Vorbesitzer, die Leubuser Mönche, hindeutet. Seit der Säkularisation 1810 ist dieser Wald staatlicher Forst.

Der heutige Bezirk „Mönchswald“ ist fast 8 Quadratkilometer, genau 796 Hektar, groß. Er erstreckt sich zwischen den Dörfern Hermannsdorf, Pombßen, Konradswaldau und Willmannsdorf. Seine Berge, in der Schenkungsurkunde „Cholme“ (Kolbnitz) genannt, bilden die Wasserscheide zwischen Neiße und Kätzbach. Der Plinzbach, an welchem die als Ausgangspunkt bekannten Buschhäuser liegen, berührt Seichau und mündet bei Weinberg in die Neiße. Diese Kolonie Buschhäuser besteht aus dem Forsthaus „Mönchswald“, einer Brettschneide und einem Gasthaus, in dessen Garten eine alte Eibe und ein Spindelbaum stehen.

\*) Siehe C l e m e n z, Leubus und der Oderwald, sowie W e i s, Geschichte des Klosters Leubus, 2. Auflage. Beide Verlag Schlesierzentrale Liegnitz.



Geschichtliche Bedeutung hat der Mönchswald noch insofern, als hinter seinem Schleier am 26. August 1813 sich die zur Umgehung des Blücherschen Heeres entsandte Division Puthod bewegte. Ferner sei der berühmte Goldfund erwähnt, der durch Zufall vor einigen Jahren im Mönchswalde gemacht wurde: eine goldene Armspange aus der Slawenzeit, welche nach Breslau kam, während Liegnitz nur eine Nachbildung erhielt.

Landschaftlich ist der Mönchswald zu den schönsten Bergwäldern Schlesiens zu rechnen. Prachtvolle Fichten- und Tannenbestände, untermischt mit Laubhölzern und dichtem Unterholz, rufen Bilder hervor, wie sie das Ideal eines vollkommenen Waldes nicht besser wünschen kann. Schon die alte Homannsche Karte des Herzogtums Jauer von 1736 zeigt unter den Beigaben der symbolisierenden Gestalten Wein und Beeren. Der Beerenreichtum der Gegenwart ist einem verheerenden Sturme zuzuschreiben, der vor einigen Jahren mehrere Morgen Hochwald vernichtete. Auf den Blößen und in den Schonungen wucherten seitdem Himbeeren und Brombeeren.





## Der Hainwald

**E**in weniger bekannter schöner Punkt des Vorgebirges ist der Hainwald, der den Höhen zwischen Schnelle Deichsa und Bober angehört. Wer auf der Chaussee von Goldberg nach Löwenberg wandert, berührt ihn. Vor der Höhe liegt da das stattliche Pilgramsdorf (Bild 11), dahinter Lauterseiffen (Bild 12), jedes mit

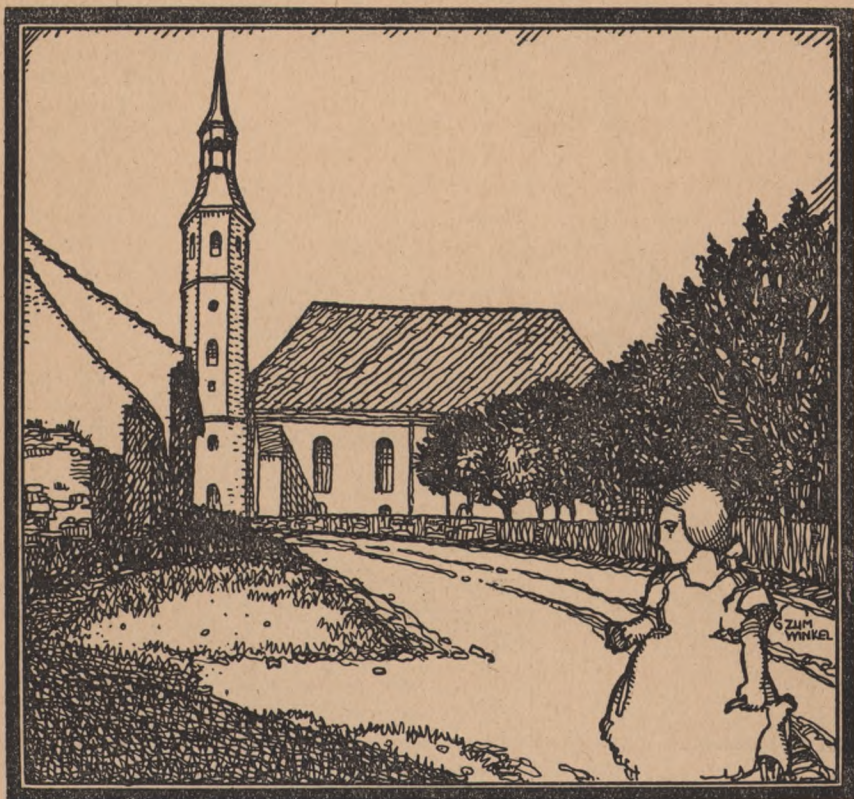


Bild 11. Die Kirche als Straßenabschluß im Landschaftsbilde:  
Pilgramsdorf Krs. Goldberg-Hannau.

Eigenarten und dörflichen Schönheiten. Die Basaltkuppe zwischen diesen beiden Dörfern erreicht 329 Meter Höhe und ist mit prächtigem Laubwald bestanden, eben dem Hainwald, im Volksmunde „Hahnwald“, der der Stadt Goldberg gehört. Im Grunde führt die Bahn vorüber, die nächstgelegene Station ist Hockenu, von der aus man in einer halben Stunde



zu dem kleinen Dorfe Hainwald (etliche 50 Einwohner) gelangt. Von Goldberg beträgt die Entfernung  $14\frac{1}{2}$  Kilometer.

Die wunderschöne Natur des ganzen Gebietes mit herrlichen Umblicken, im Norden auf den stolzen Grödkberg, im Süden auf den in Form und schwungvoller Linienführung überraschenden Probsthainer Spitzberg, lohnt für sich schon die angenehme Partie. Leicht zu erreichen und doch weltfern genug, um die Kraft der Natur zu verspüren, wird der Besucher mehr als befriedigt sein.



Bild 12. Kirchenformen in Schlesien:  
Der massive Bau im Vorgebirge (Lauterzeiffen).

Ein Stück alter Welt offenbart sich dazu in den Resten eines ehemaligen Wallfahrtsortes. Hier stand nämlich im 15./16. Jahrhundert ein Kloster, zu dem man viel wallfahrte. Den letzten Rest bildet ein Inschriftenstein, der in die Giebelwand des Wirtschaftsgebäudes gegenüber dem Wirtshause in Hainwald eingelassen ist. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert und soll sich ehemals am Eingangstore des Klosters befunden haben. Diese Inschrift lautet:



„Anno Dei 1497 — beröht Geiseler Kirchen-Vater I h S Maria-  
Helft czu dem Gottshause Maria.“ Im Jahre 1497 Bernhard  
Geiseler, Kirchenvater. In diesem Zeichen siegel Maria! Helft  
zu dem Gotteshause, Maria!)

Nach Lutsch soll die Tafel von der 1502 vollendeten Kapelle her-  
rühren, die in demselben Jahrhundert noch aufgelassen, dann verfallen  
und inzwischen ganz verschwunden ist. An jene Zeit erinnern außerdem  
der Heilige Berg (330 Meter) im Süden, bei dem Dorfe Armenruh.  
Sie verdanken ihre Namen den Wallfahrten. In Armenruh pflegten  
die armen Wallfahrer Rast zu halten, und den Berg schmückten einst  
sogen. Heiligenstationen, die zur Andacht einluden, wie man solche heut  
noch am Heßberge bei Jauer findet. Schon im 12. Jahrhundert sollen  
in dem Hainwalde Einsiedler gelebt haben, eine Kapelle erbaut und  
damit den Anfang zur Entstehung des Ortes Hainwald gemacht haben.  
Der Heiligenberg ist wie sein größerer Bruder, der genannte Spitzberg  
(501 Meter), ein Kegel von Säulenbasalt.

Die Partie macht man am besten so, daß man nach Hockenu  
fährt. Dort sind schon die großen Sandsteinbrüche sehenswert. Dann  
wandert man zum Hainwald, dann zum Heiligenberg und nach Armen-  
ruh. Auf der Straße schließlich über Harpersdorf nach dem nahen  
Pilgramsdorf, von wo aus die Rückfahrt erfolgt.





## Der Greiffenstein

**D**er Greiffenstein gehört zu den großen Burgruinen des schlesischen Berglandes. Eine Zierde der Landschaft ist er immer noch, sein romantisches Aussehen gibt der Gegend jenen Zug ins Geschichtliche, der das Gegenstück ist zu der Schönheit von Naturreizen; wo beide vorhanden, das sind die Hochlande des Touristen.

Im Vorübergehen, beim Eintritt ins Iser- und Riesengebirge nehme man also den Greiffenstein einmal mit. Auf einer Wanderung z. B. von Greiffenberg nach Friedeberg und Flinsberg, bietet er einen würdigen Ziel- und Höhepunkt der Reise. Die Straße steigt allmählich an, das Bild der Burgruine taucht bald auf und lockt an das Ziel. Die Entfernung beträgt etwa eine Meile. Die Wanderung geht durch schönes Auenland, an einem Wasser, das zum Oelsebach fließt. Nachdem wir den Fuß der letzten Steigung erreicht haben, liegt ganz nahe und deutlich ein kleines Kapellchen vor unserm Auge, auf einer Anhöhe rechts vor der Burg; es ist die Leopoldskapelle, ein Zubehör zum Greiffenstein, in der ein silbernes Glöcklein hängen soll, dann noch keine Viertelstunde Steigung — die Chaussee führt über den Berg hinweg — und wir landen in einem großen, prächtigen Garten mit Brauerei-Restaurant, wo wir uns vor Besichtigung der Ruine ausruhen können. Auch die Brauerei-Räume sind behaglich, sodaß sich hier an Sonn- und Feiertagen ein zahlreiches Publikum zusammenfindet.

Unmittelbar hinter der Brauerei ist der Zugang zur Ruine. Sie liegt heut in Schutt, den Bäume und Strauchwerk längst bekleidet haben. Ein kurzer Aufstieg bringt uns in die alten Hallen, in die verwitterten Burggemächer, zu den ehemaligen Ritterzimmern und Waffenkälern. Der Fuß tritt auf Schutt und Mauern, in hohen Baumwipfeln singt die besiedelte Sängerschar ein Lied, wie sie es damals, als die Ruine noch stolze Burg, der Sitz eines der größten Herren des Schlesierlandes, war, auch sang, und bei solcher Stimmung hören wir gern, was uns aus der Vergangenheit erzählt wird.

Ganz gewiß ist das Datum der Entstehung der Burg nicht; man glaubt die Nachricht, daß sie 1101 von einem „von Greiff“ angelegt worden sei. Das Geschlecht von Greiff war im Mittelalter weit verbreitet, es hatte seine Zweige in Polen, Schlesien, Schwaben und Nassau. Gerade am Queis mußte die isolierte Lage eines steilen Basaltkegels zur Anlage einer Burg reizen. Bis ins 15. Jahrhundert blieb der Greiffenstein im Besitz der Landesfürsten, die ihn durch Kastellane verwalten ließen. In der „Geschichte der Burg und Herrschaft Greiffenstein“ von B. v. Winkler, die A. Helbig neu herausgegeben hat (Warmbrunn, M. Leipelt), die alles Wesentliche über die Vergangenheit der Burg bringt, aber in religiösgeschichtlicher Vergangenheit nicht einwandfrei ist,



wird festgestellt, daß Boleslaus der Lange (1172—1201) es gewesen ist, der die Burg zur Grenzfestung gegen Böhmen bestimmt hat, sowie zum Sitze eines Kastellans. Sein Nachfolger Heinrich I. (1201 bis 1238), der viel gebaut hat (z. B. Burg Falkenstein, Ort Lähn), ließ den Greiffenstein erweitern. Sein Enkel Boleslaus der Kahle (1244—1252) verließ seinem Schloßkastellan Sibot Schöff die Burg. Die Handfeste ist am 30. Dezember 1243 ausgestellt und lautet: „Boleslaus, Herzog in Schlesien und Polen, erteilt in Ansehung der nützlichen Dienste, welche Ritter und Kastellan von Kemnitz, Siboto de nobili familia Orvum, seinem Vater Herzog Heinrich geleistet, insbesondere bei dem Bau des herzoglichen Schlosses Kemnitz, demselben und seinen Erben in seinen Gütern auf sieben Hufen, welche er bei diesem Schlosse besitzt, volle Freiheit von Steuern und Geschoß, und überläßt demselben auch das Schloß Kemnitz selbst zu erblichem Besitz. Doch soll derselbe für diese Schenkung jährlich 6 Mark reinen Silbers entrichten, und, wenn es die Not erfordert, mit einem Reissigen und einem Schützen mit ihm nach Polen ziehen.“ — Unter den Zeugen befindet sich der Kastellan von „Griffenstein“, Graf Stanislaus.

Boleslaus der Kahle trat Greiffenstein an seinen Bruder Conrad II. ab, der ihn seiner Gemahlin zum Leibgedinge verschrieb. Er ließ 1258 die Burg ausbauen, so stammen von ihm der obere innere Gang, sowie der Burggraben mit Zugbrücke.

Nach seinem Tode verpfändete sie den Greiffenstein an den Erzbischof von Magdeburg und dieser wieder an Herzog Heinrich IV. von Breslau. Diesem wurde er wieder von Boleslaus dem Kahlen abgenommen, sodaß der Kreislauf des Besitzwechsels in mittelalterlicher Art hiermit beendet war.

Bolko I., der Sohn Boleslaus des Kahlen, erbte den Greiffenstein und baute ihn angeblich weiter aus. Er war einer der fähigsten und reichsten Fürsten, zur Befestigung der ihm gehörigen Städte und Schlösser hat er viel getan; so ließ er auch Greiffenberg mit einer festen Mauer umgeben. Die Nichte Anna seines Sohnes Bolko II. vermählte sich mit dem Kaiser Karl IV.; da die Bolkonen ohne männliche Erben waren, kam der Greiffenstein an die böhmische Krone. So tüchtig der Kaiser auch in allen Dingen regierte, einem vermochte er doch nicht zu wehren: dem Raubritterwesen. Mit Ausnahme des Kynast sind alle schlesischen Burgen auf längere oder kürzere Zeit Raubnester geworden, so auch der Greiffenstein.

Es ist ein recht malerisches Bild der Vergangenheit, wie sich die Greiffenberger des Handel und Wandel störenden Raubritters von Greiffenstein bemächtigten. Er hieß Wolf von Romka. Die Greiffenberger lockten ihn in eine Falle, indem sie einen leeren Kaufmannszug, bestehend in zwei Wagen und einer schwachen Bedeckung, gegen den Greiffenstein hinaus sandten. Dann folgte aber ein starker, bewaffneter Trupp. Bei Ottendorf fielen die Raubgesellen über den Frachtzug, es kam zum Handgemenge. Wolf von Romka wurde gefangen und auf Anordnung des Landeshauptmanns zunächst vier Wochen in „die Dalke“ (das ist das unterirdische Verließ) gesperrt und dann geköpft (1399).



Um diese Zeit kam der Greiffenstein in den Besitz der Familie Schaffgotsch, indem der Landeshauptmann 1399 die Burg dem Gotsche Schöf v. Kemnitz pfandweise überließ. Der Kaiser bestätigte diese Verleihung, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Erbbesitz umgewandelt wurde. Der erste Besitzer aus dem Hause der Schaffgotsche hieß Gotsche Schöff II.

Er ist der Erwerber der großen Besitzungen im Riesengebirge und der Gründer der Propstei zu Warmbrunn. Sein Sohn Gotsche III. wird als kühner Kämpfe und Verteidiger gegen die Hussiten geschildert. Auch mit dem Lausitzischen Städtebunde hat er wiederholt angebunden, auch sonst manches Abenteuer nach Art der Raubritterweise zuwege gebracht. Dem Kloster Liebenthal hat er große Stiftungen vermacht. Auf ihn folgte Johann Schöff und diesem Ulrich von Schaffgotsch, 1485—1543, der am 9. Mai 1488 auf der Bunzlauischen Heide, auch Liegnitzer beteiligten sich, gegen feindliche schlesische Fürsten siegreich kämpfte. Er erwarb 1511 auch die Herrschaft Kynast und residierte nun abwechselnd bald auf dem Greiffenstein, bald auf dem Kynast.

Johann von Schaffgotsch (1543—1584) ließ den Greiffenstein weiter befestigen, wozu u. a. die Orte Friedeberg und Greiffenberg Kostenzuschüsse tragen mußten. Zu seiner Zeit, 1572, wurde die Eisenquelle von Flinsberg entdeckt. Da sein Sohn Ulrich I. kinderlos starb, bekam Christoph von Schaffgotsch (1589—1601) die Herrschaft. Er war ein mächtiger Herr, führte manche neue Gesetzmäßigkeiten ein; er liegt, wie seine Vorgänger, in der Kirche zu Greiffenberg beigesetzt. Kaiser Rudolph II. erhob 1595 die Schaffgotsche in den Reichsfreiherrnstand. Ein trauriges Geschick traf den kriegslustigen und kriegserfahrenen Johann Ulrich II. (1601—1635), der in den religiös-politischen Wirren des dreißigjährigen Krieges einer Anklage — ähnlich wie Wallenstein, dem er auf dem Kriegsschauplatz unterstellt war — wegen Hochverrats zum Opfer fiel. Am 23. Juli 1635 wurde er auf dem Marktplatz zu Regensburg hingerichtet. Seine Güter wurden eingezogen und verkauft.

Während des dreißigjährigen Krieges haben die schlesischen Burgen den Todesstoß empfangen; auch um den Greiffenstein wurde heftig gekämpft, namentlich sind ihm die Schweden sehr auf dem Leibe gewesen. Sie behielten die Burg bis zum 13. Juli 1650.

Uebrigens machte der Kaiser das Unrecht zum Teil wieder gut. Der älteste Sohn des hingerichteten Johann Ulrich, Christoph Leopold v. Schaffgotsch, erhielt die Herrschaften Greiffenstein, Kynast und Giersdorf zurück und wurde 1674 mit der Reichsgrafenwürde bedacht. Ihm ist die Erbauung der Leopoldskapelle am Greiffenstein zuzuschreiben (er ließ sie an der Stelle errichten, wo er seinen Trauring verloren hatte), ebenso die Errichtung der St. Laurentiuskapelle auf der Schneekoppe (1665, 1681 eingeweiht).

Eine merkwürdige Bedeutung erlangte der Greiffenstein in den schlesischen Kriegen. Bald richteten sich nämlich die Oesterreicher hier oben wohnlich ein und bald die Preußen. Es haben hier u. a. Prinz



Heinrich, die Generäle, wie Schwerin, v. Winterfeldt und la Motte Fouqué, österreichischerseits Prinz Karl v. Lothringen, Posten und Quartier genommen. Der Besitzer, Karl Gotthard Schaffgotsch, lebte in Prag. Nach seinem Tode (1780) erbte die Herrschaft sein Sohn Johann Nepomuck Gotthard, der 1784 das Prunkschloß in Warmbrunn errichten ließ.

Die Zeit der Burgen war vorüber, das Interesse ihrer Besitzer war auf Schlösser im freien Lande gerichtet, weil die Lebensweise und die neue Kriegstechnik dazu drängten. Schutz boten die Burgen nicht mehr, demzufolge mußten sie zu Kriegszeiten sowieso im Stich gelassen werden. Aber das Schlußkapitel der Burrgeschichte ist doch sehr unrühmlich: um Material für ein neues Amtshaus zu gewinnen, wurde die Burg 1798/99 niedergerissen. Da nun der Anfang mit der Zerstörung gemacht ward, trug man auch die übrigen Teile nach und nach ab.

Das ist natürlich bedauerlich, denn alle Nachrichten bekunden, daß die Burg hervorragende Baulichkeiten hatte. Sie bestand aus drei Teilen, der Vorburg, der mittleren und der Hauptburg, deren jede einen besonderen Mauernkranz hatte. Gerühmt wird namentlich das Hauptschloß mit dem Schloßturm, sowie ein Schornstein, der von Menschenhand bewegt werden konnte, ohne daß man die Konstruktion beim Abbruch hätte feststellen können. Die Ansätze zu Erkern, Balkonen, Alkoven sind heut noch zu sehen.

Großartig ist die Rundschau vom Greiffenstein auf die herrliche Queistallandschaft und der Blick auf das Gebirge. Entzückt schaut man hier an ein glückliches Gefilde, das die Angst und Not der Zeiten, da die Burgen nötig waren, nicht kennt! Theodor Körner verlieh seinen Eindrücken von der Burghöhe folgende Form:

Staunend tret' ich hinaus auf den Söller, das trunkene Auge  
Schwelgt unentschlossen umher. Schwer ist die glückliche Wahl!  
Soll es nach Westen hinauf in die dämmernden Berge tauchen?  
Soll es der spielenden Flut folgen in schlängelndem Lauf,  
Oder verwegen sich dort zu den flatternden Raben gesellen,  
Um das verfallene Schloß magische Kreise zu zieh'n?  
Alles auf einmal, so wär es dir recht, ungenügsames Auge!  
Alles auf einmal, ein Blick über die ganze Natur,  
Rückwärts tief in den Wald, vorwärts zur Feste hinüber,  
Dort zu dämmernden Höh'n, hier in die Fluten hinab;  
Dann zum Himmel hinauf und zu euch, ihr ergöglichen Wolken,  
Wie eure Nebelgestalt keck und verwegen sich baut;  
So mit dem einzigen Zug den Nektar der Freude zu schlürfen,  
So mit dem einzigen Blick, Erde, dein blühendes Reich  
Klar in des spiegelnden Auges entzückten Kristall zu verweben,  
Leben und Frühling und Licht all in die Seele getaucht!





## Der Winter im Isergebirge

**D**as vor 50 und mehr Jahren für den Sommer galt, kann man heute vom Winter sagen, nämlich daß der Mensch anfängt, das Gebirge für sich zu gewinnen. Eine Begeisterung ähnlich der unsrigen für den Wintersport spricht aus den Schilderungen und Poemen, die anno dazumal in Zeitschriften und Tagebüchern Unterkunft fanden. Eine Strophe aus einem „Schlesischen Taschenbuche“ von 1826 (herausgegeben von Dr. W. L. Schmidt) singt:

Doch von der Heimat Bergen, schönen Auen,  
Von einer großen, herrlichen Natur,  
Von all dem Schönen, was die Augen schauen,  
Und was ein fühlend Herz empfindet nur,  
Von Felsen, die sich in die Wolken bauen,  
Von Silberflächen und von grüner Flur,  
Von stillen Tälern künden seine Lieder,  
Sie klingen aus dem vollen Herzen wieder.

Der Winter ist heute kein Feind des Gebirges mehr, sondern, falls er nur ein „rechter Mann“ ist, ein Rufer: „Kommt und schaut, welche Herrlichkeiten die Natur an Felsenwänden und Fichtenwäldern aufgebaut und hingestreut hat!“

Wer im Sommer ins Gebirge reist, vermeidet gern alle größeren Aufenthalte in den Städten, die er berühren muß — bei einer Winterreise ist jedoch ein, wenn auch kurzer Aufenthalt in einem der schlesischen Städtchen, um dieses kennen zu lernen, angenehm. Greiffenberg empfiehlt sich hierfür aus natürlichen Gründen. Es ist am Queis gelegen, der dem Isergebirge entrinnt, und ist das natürliche Eingangstor zu diesem Gebirge. Das schlichte, trauliche Wesen der schlesischen Kleinstadt, noch so poetisch wie in älteren Zeiten und noch so vielfach unangetastet, daß der Besuch durchaus lohnt. Der Ring zumal ist ein noch gänzlich unberührtes Altertum der schlesischen Städtebaukunst und der Stadtgestaltung. Wer da im „Greif“ oder in der „Burg“ sitzt, wenn die Schneeflocken sacht und weich herniederrieseln, dem wird die Gegenwart zur Vergangenheit; nichts fehlt zu dem Bilde einer mittelalterlichen Stadt — hochgiebelige Häuser kleinstädterlichen Stils, stolzere Patrizierhäuser mit prunkendem Tor, zu dem eine breite Freitreppe hinauführt; da ist das herrliche mittelalterliche Rathaus mit dem zierlich hohen Turm und den beiden großen Inschrifttafeln und dem schönen Durchblick im Entree des Hauses — das geruhige Bild des großen Marktplatzes selbst nicht zu vergessen, der in seiner Schneedecke träumerisch daliegt. Seit kurzem vervollständigt ein hübscher Zierbrunnen das Marktbild; ein Sandsteinbrunnen mit Greifgestalten, einer Säule, um die zwei anmutige, unsymbolisierte Knaben spielen — ein Werk, das in dieses Stadtbild harmonisch paßt. Es ist zur Erinnerung an die 1905 erfolgte Vollendung des Wasserwerkes errichtet worden.



Alte Stadtteile entdeckt man bei einem Gange durch das 3500 Einwohner zählende Städtchen noch hier und da. Namentlich die Stadtviertel an der katholischen Kirche und am Queis, sie zeigen viel Altertümliches. Die katholische Kirche selbst ist mehr als ein gewöhnliches Altertum — sie ist ein Kunstdenkmal, und sie enthält wertvolle Epitaphs mit Figuren und Kunstschätzen zur schlesischen Familiengeschichte, insbesondere der Schaffgotsche und der Kottwitzer.

Greiffenberg hat in den letzten Jahren wirtschaftliche Fortschritte gemacht; das sieht man, wenn man vom Bahnhof hereinkommt, an den zahlreichen Neubauten, und man sieht es auch, wenn man die kleine Mühe nicht scheut, nach dem benachbarten, direkt anstoßenden Wiesa zu gehen. Die großen Bleichereien sind stark beschäftigt, die elektrische Kraft wird von Marklissa hergeleitet, und ein großes Sanatorium winkt mit schönem Giebeldach über die Hügel von Wiesa. Dort ist ein Idyll zu besuchen: der Flecken um die merkwürdige evangelische Kirche, um die her eine Schar alter, schöner Pfarr- und Wohnhäuser steht. Es ist eine kleine Welt für sich, die hier hart an der Landstraße, aber eingehegt durch hohe Bäume, den Modernisierungsgelüsten der Zeit immerhin noch Widerstand geleistet hat. Der große Neubau bei der Kirche hat sich respektvoll in alte Formen gehüllt.

Der nächste Zug nimmt uns über Friedeberg, das liebliche Städtchen am Queis, Wächter am Isergebirgstore, nach Flinsberg mit. Seit 1909 ist man der Bemühung um Wagen oder Schlitten in Friedeberg enthoben. Die sanft ansteigende Rampe am Queis entlang mußte bei der heutigen Bedeutung von Flinsberg zur Anlage einer Bahn locken. Das Bedürfnis erwies sich an dem Wintertage, an dem Schreiber dieser Zeilen die Bahn benützte, als durchaus groß: sämtliche der sechs Wagen waren besetzt. Das starke Schneetreiben verhinderte einen umfassenden Ausblick. Die Dörfchen Egelsdorf, Steine, Krobsdorf und Ullersdorf zogen heran und blieben zurück. Hinter Ullersdorf setzt die Bahn mit einem geradlinigen Viadukt über den rauschenden Queis in der Nähe einer alten Holzbrücke — ein ungemein ästhetisches Bild für den Wanderer, der von oben kommt und die beiden Durchblicke über dem romantischen, steinreichen Flußbilde übereinander geschoben sieht. Jetzt zumal, wo jeder im Wasser liegende Stein seine weiße Mühe aufhat, ist dieses Bild malerisch.

Schon leuchtete das Abendlicht gelb aus jedem Bauernhause, als wir in Flinsberg den Zug verließen. Die Station liegt mitten in der ausgedehnten Ortschaft, auf dem rechten Ufer des Queises. Im Sommer fährt er noch die halbe Meile bis zur Endstation Forst, dem obersten, zwischen Kemnikkamm und Hohem Iserkamm gelegenen Teile des ausgedehnten Ortes, der in seinem Bau an Schreiberhau erinnert, an den Bergwänden hoch hinaufklimmend!

Hier ist man schon in den unteren Dorsteilen im Bann der Winterpoesie. Alle sommerlichen Grenzen verwischt, jede Kontur im Schnee begraben, alles Geradlinige, Eckige durch weißen Pelz verumumt — ein



langsam ansteigendes, hier unten noch geschlossenes Ortsbild, noch Haus an Haus, vielfach schon kulturzugesehnt, vorwiegend noch mit altem Charakter — so empfängt man die ersten Eindrücke von Glinsberg im Winter. Ueber den Buckel des Hügels, der das Dorf gegen Westen einschließt, hinweg leuchtet ein rotes, zauberhaftes Licht, das ziemlich weit zu sein scheint. In zehn Minuten hat uns die Straße selbst bis hin zu diesem Lichte geführt, das die Beleuchtung des höchsten Turmkranzes des großen Kurhauses bildet. Ein wahrhaft magischer Anblick — dieses Zauberschloß, elektrisch beleuchtet in allen Teilen, mit dem dunklen Waldkamm im Rücken und den reichen Anlagen in der Front. In diesem Jahre war dieses komfortable Kurhaus zum ersten Male für den Winterverkehr geöffnet und im Orte selbst alles für die größeren Wintersport-Ansprüche hergerichtet. Elegante und behagliche Unterkunft findet man in diesem entzückenden Heim, das über ein trefflich organisiertes, feines und doch bescheidenes Personal verfügt. Wie behaglich sind die schönen Zimmer durch Zentral-Wasserheizung erwärmt, der Raum elektrisch erhellt, die sämtlichen Räume, Diele, Treppenhaus und Korridore für Auge und Nerven eine Freude.

Noch am selbigen Abende mußten wir rodeln, das Jauchzen draußen auf der Straße war zu verlockend. Weich und rein liegt hier der Schnee — das Kurhaus liegt über 500 Meter hoch —, die Temperatur war linde und im Tale gewiß aufs Tauen gestimmt. Das ist fürs Akklimatisieren im Gebirge am ersten Tage günstig. Immer wieder schnellen die weißen Gestalten die abschüssige Dorfstraße hinunter. Also auch! Ein Brunnlein meldet sich am Waldrande. Es verbirgt sich jetzt unter dichten Schneedecken, aber es rauscht stark und hell und reißt Löcher in die Schneewäpse. An diesem verlockenden Wässerlein geht's eine Weile bergan. Das Isergebirge ist ja bekannt und geschätzt ob seiner Waldschönheiten. Wälder verschiedener Gebirge sind anders geartet. Bald wiegt der Stammcharakter, bald die büschelige Behangentwicklung vor, das wasserreiche Isergebirge entfaltet den Behang zur vollkommensten Schönheit in Schlesien. Und darüber hat der Architekt Winter die Zierformen, die Kristalle, die Schneelichte aus einem seltsamen Märchenzauber gehängt!

Im Halbliht des halben Mondes schien das alles, was wir sahen, nur halb deutlich, verschwommen, ohne feste Umrisse. Ein stärker werdender Nebel wallt die Kämme herab, auf uns zu, uns bald ganz in einen Luftwassermantel einhüllend. Immer schärfer wird das Rauschen des unsichtbaren Brunnleins. An einer Stelle gurgelt und rumort es, wie wenn wir an der Stelle ständen, wo die Bergkobolde ihre Keller haben!

Auf einmal öffnet sich zur Linken der Wald und ein seltsames Winterbild ist entschleiert: in einem kurz, aber tief eingeschnittenen Tale dampft Nebel über den Dächern verschneiter Häuser, die lange, gelbe Strahlenbündel in die Winternacht hinausenden. Wie vergraben sind die kleinen, niedlich bezuckerten Häuser. Wir blieben verwundert stehen.



Jedes Gebirge hat seine besonderen Reize, dieses Bild stimmte uns beide hochpoetisch; da ich die Poesie in Menschengestalt zum Reisebegleiter hatte, entströmte dem liebebeflissenen Munde folgendes Gelegenheitspoem zur Verherrlichung der Winternatur und speziell dieser Szenerie:

Gewaltig ragt zum Himmel an  
Im Winterkleid, wie neu gebaut,  
Ein Gotteshaus für jedermann,  
Das tausend Jahre steht und schaut.

Gewaltig ragt zum Himmel an  
Dies Gotteshaus in Berggestalt,  
Und seines Turmes höchstes Kreuz  
Die Kiefer ist im Raufrostwald.

Und Stürme zieh'n wie Glockenklang  
Von Bergesturm zu Tal hinab  
Wie Orgelspiel und Chorgesang —  
Ob all der Dörflein stillem Grab. (Pachtik †)

Poetische Seelen konnten auch die Lichter des Natur-Gotteshauses sehen, die Betenden und lautlos vorüberziehenden Beter und den Hochaltar der Reinheit! —

Wir schienen hoch genug für eine genußreiche Abfahrt zu sein — im nächsten Augenblick sausten die Schlitten mit ihren Besitzern blitzartig zu Tale, und es ist wunderbar, welche Schärfe Auge und Ohr in dieser seltenen Lage gewinnen — wie jedes Dunkle im Schnee trotz der Riesengeschwindigkeit doch in Betracht gezogen und veranschlagt wird. Bald sind wir tausend Meter gerodelt und sitzen bereits fest auf horizontaler Fläche der Dorfstraße.

Der Abend ist hier sehr beliebt zum Rodeln. Dorfburschen und Dorfmadchen, die jetzt Feierabend haben, und ganze Gesellschaften von Wintergästen benützen die zauberhaften Reize des Winterabends zum Rodeln. Da tönt ununterbrochen der Warnungspfeiff oder -ruf: „Achtung!“ in die dunkle Nacht — ein Husch, das Gespenst ist vorüber! Einmal winkt der weiße Sweater einer festen Sportlerin, ein andermal belasten drei, ja vier und fünf frohe Rodler den winzigen Schlitten. Es gibt auch Physiker, die eine Wagendeichsel hinten nachziehen, um das Gefährt zu stabilisieren.

Am anderen Morgen dampften die Dächer des Kurhauses vom treibenden Schnee. Die dunklen Isergebirgskämme schienen in die Wolken entrückt zu sein. Heulende Wölfe schienen in die Täler herabgestiegen, ein Feuerwerk mit Schneemassen und glitzernden Kristallen war zur Einleitung des jungen Tages entfacht.

Das sind die Morgenlaunen des Gebirges. Es muß sich seine Toilette putzen, und dabei gibt's halt Staub und Wind. Es wird schon zur Ruhe kommen. In einer Stunde kann es windstill sein!

Wer sich noch nie selbst belogen hat, der versuche es mit einem Gebirgsbesuch im Winter. Die unmöglichsten Naturwidrigkeiten gaukelt man sich im geheimen vor, und man traut den Naturgesetzen eine völlige Umkehr zu — zuliebe einzig, weil ausgerechnet du an diesem deinem Rodeltage rodeln mußt!



Die Harmonie der Seelen war vollendet. Nr. 34, das heißt mein Zimmernachbar und poetischer Rodelgenosse, war geradezu bestrickend in seinen Hypothesen. Nach seinen schönfärberischen Sophismen mußte gerade heute der einzig schöne Wintertag des Winters 1910/11 werden — keine Macht Glinsbergs wäre imstande gewesen, diesen sachgemäßen Schlüssen etwas Reelles entgegenzuhalten. Und da wir sachgemäß gefrühstückt hatten, die Poesie sich mit köstlichem Pfefferminztee magenfest imprägniert hatte, so konnte über unsere nächste Zukunft kein Zweifel sein — wir waren es uns selbst und der Ehre des ganzen, vierkämmigen Isergebirges schuldig, jetzt auf den hohen Iserkamm zu gelangen und von dort aus den Flug auf dem Schneeluftschiff, genannt Rodelschlitten, in die Niederung, der wir entronnen, zurückzulegen!

Wenn zwei Menschen derartig hieb- und stichfest gegen alle Einsprüche geworden sind, ist es Unfug, sie durch Gegenreden aufzubringen, und da überdies niemand so respektlos war, solches zu versuchen, rutschten wir gegen 10 Uhr, bewaffnet mit eisenspitzigem Gebirgsknotenstock, los. Ich sage, wir rutschten — denn nicht anders läßt sich die Bewegungsart bezeichnen, die wir einer beim andern bestaunten. Äußerlich schien es eine Art Skilauf zu sein, die Muskelattraktionen sagten uns, daß unsere Beine eine Art Verzweigungskampf kämpften. Der steile Anstieg über den rauschenden Steinbach hinweg auf krustiziertem Schnee ist sicher die beste Tanzschule, eine glänzende Prüfung der Körper-Elastizität. Immerhin — wir kamen vorwärts, das stand nach einer halben Stunde zweifellos fest. Wir konnten ferner feststellen, daß die Temperatur geradezu günstig war, und daß im Walde fast nichts von böigen Winden gespürt werden konnte.

Hat man diese Vorstudien zurückgelegt, so sieht man sich mit Entzücken vor einem gastlichen Hause, das den löblichen Namen „Germania“ trägt. Dem Wüstenwanderer stürzen Freudentränen aus dem Auge, sobald er einer Oase ansichtig wird. Gleichermäße wirkte diese schön platzierte Germania auf uns, und im nächsten Augenblick hatten wir instinktiv steifen Grog und ähnliche beschwingende Essenzen zu schlucken, deren der Mensch in gewissen Lebenslagen bedarf. Aber wie sehr wir auch schwitzenden Ringkämpfern glichen, es war doch ein erhebender Augenblick, da wir die ersten Ansichtskarten unterzeichneten in dem Bewußtsein, daß an diesem Tage keine lebende Brust vor uns in diesem Hochgefühl geatmet hatte.

Ein Verhör frühstückender Holzfuhrlaute gab zwar keinen Anlaß zu dem Glauben, als ob „oben“ Frühlingslüfte wehten, doch uns konnte für heute nichts das mühsam errungene Vertrauen auf gut Glück rauben.

So verließen zwei Wanderer wieder den traulichen Ort mit dem gewagten Gruße „Auf Wiedersehen!“

Eine breite Straße, die bald in den geschlossenen, mächtigen Gebirgswald führt, lag vor uns. Was den kommenden Weg hätte erleichtern können, die Möglichkeit, ganz nach Wahl hüben oder drüben zu laufen,



das wurde bald nichtig, denn die gleitenden Holzflöße, die unausgesetzt den Berg herabkamen, hatten den größten Teil der Straße in spiegelndes Glatteis umgewandelt. Wir klimmen also bescheiden an den seitlichen Rändern fort, uns vorpiegelnd: Wie herrlich wird sich das herabrodeln!

Ein sehr bewegtes Gespräch erlosch bald wie eine Herdflamme ohne Puste — Böcklins Schweigen im Walde konnte nicht besser naturalisiert werden!

Da klimpert's im Rücken. Ein Etwas klimpert heran — ein kleiner Schlitten, an dem vorn ein schwarzer, krummrückiger Gaul zieht und hinten ein Mann stößt. Alle zehn Schritt hielt der Zug, und der Mann entnimmt dem Schlitten ein Aegtlein, das edle Roß von den Schneeklößern an den Hufen zu befreien. Wie weit noch? — Bis Groß-Iser! — Na also, wenn der — — wir sind um eine innere Berechtigung reicher!

Langsamer zwar als ein Auto, aber schneller wie ein gewisses Weichtier kamen wir vorwärts, überall herrlich belohnt durch große und prächtige Um- und Rückblicke. Da starrt der Schneewald in tausenden wunderbaren Pyramiden in die unendliche Einsamkeit. Rückwärts der großartige Blick auf das ganz verschneite Flinsberg, dessen weiße Häuschen sich wie Hasen an die Erde schmiegen. Nebenher begleiten uns die kandierte Fäden der Telegraphie von Mast zu Mast, erstaunend, wie diese dünnen Drähte die schweren Eislasten zu tragen vermögen.

Einmal sieht der Kartoffeln nach Groß-Iser schlittende Gaul ganz fest. Einem moralischen Drange folgend, wollen wir „schürzen“ helfen, wobei einer von uns die Naturwidrigkeit begeht, eilen zu wollen — naturnotwendig eilt das Haupt den Füßen voran, und im nächsten Augenblick wälzt sich eine ehemalig menschliche Figur im Schnee. In solchen „Fällen“ tut der übriggebliebene Tourist gut, recht herzlich zu lachen, insofern nämlich der andere dabei der Meinung wird, eine persönliche Dummheit begangen zu haben, was bei einigem Ehrgefühl die Wirkung hat, daß der Gefallene sich schleunigst erhebt.

Unter solchen und ähnlichen Annehmlichkeiten vergingen die Stunden, der Hochwald fing an, sich zu ducken, die Schneelasten, Schneehauben und Schneekleider werden dichter und massiger, der Anblick der weißseidenen Gewänder mit Perlenbehang überhebt aller Unstimmigkeiten und Strapazen, das Staunen reißt fort und immer wieder fort, sodaß man schließlich wie überrascht vor einer Baude steht. Was unten verwegene Kühnheit schien — es war erreicht. Die „Poesie“ brach in ein indianergeheulartiges lautes Denken aus — und schon klingt ein ander Lied an unser Ohr, so engelrein wie Zitherklang! O du wundervolles Saiteninstrument, das du jedweden Kummer lösest, jeden Sehenschmerz tilgst, jede Müdigkeit aus Touristenbeinen bannst — klinge, klinge fort und fort!

Er sang zwar kein Lied dabei, aber was er sagen wollte, der Orpheus der Berge, kein Herz ist so verschlossen, das mißzuverstehen — und so hatte „Seppl“ bald seine Liebesgabe, und wir unsere Anfeuerung.



Das Hochgefühl, von 1002 Metern hinab ins Tal zu sprechen, ließ sich der Reisegenosse nicht entgehen, und so begrüßte er in telephonischem Gespräch rasch seine zu Hause weilende bessere Hälfte — sieghaft und triumphierend wie ein Hannibal, der mit hundert Elefanten die Alpen überwand!

Weitere erhebende Augenblicke, wie Genuß diverser flüssiger und fester Aekzungen, übergehen wir. Die festgesetzte Stunde der Abfahrt kam, und dienstbereit erwarteten zwei hölzerne Rosse draußen ihre Reiter.

Völlig sachgemäß bestiegen beide die edlen Tiere, von nun ab ihr Schicksal verschmelzend. Was die langgeträumten Vorstellungen dem Geiste eingeflößt hatten, was jeder bergab kommende Rodler immer wieder zu zäher Begier gesteigert hatte, das sollte nun Wahrheit werden.

Wie stolze Herrenreiter, nur etwas niedrig, thronen wir auf dem Holzgestühl — nur einen Moment noch — dann ist der Vordermann im Walddunkel verschwunden. Das ungemein starke Gefälle erfährt noch eine Verschärfung durch den böigen Rückenwind — wie ein Geist aus gefesselten Welten jagt das Gleitgefährt mit dem darauf problematisch Sitzenden in die Tiefe. Etwas anderes zu denken, als daß Roß und Reiter sich nicht von einander trennen möchten, ist bei dieser Vehemenz unmöglich — in jeder Minute werden Hunderte von Metern durchseilt — die Bäume tanzen — die Schneemassen funkeln, sie scheinen Augen zu haben — die bepelzten Gestalten am Wegrande scheinen zu grinsen — ha, da ist ein Buckel — jetzt gilt's — noch ehe das gedacht, liege ich, zuvor zweimal überkugeln, im schönen, weichen Schnee. — Niemand hat's gesehen — Gott sei Dank! — alles ist heil, also auf, die lustige weiße Jagd von neuem angefaßt, und nun fester zugefaßt!

In weniger als zehn Minuten ist der holde Augenblick erreicht, ich lese „Germania“ an der Tür — und „in den Armen liegen sich beide“ — die beiden Rodelreiter nämlich, die den langen Trennungsschmerz mittels eines herztärkenden Likörs verwinden. Gewissen Anzüglichkeiten wegen meines schneebedeckten Mantels begegne ich mit der einfachen Lösung, daß doch Schnee nicht rot oder blau mache — und die Einigkeit und Zufriedenheit ist hergestellt.

Nach einem trefflichen Mittagmahl im Kurhause (das wir gern noch länger besucht hätten!) begann der zweite Teil unserer Studienreise. In der Absicht, größere Landschaftsbilder des Jsergebirges zu gewinnen, fuhrn wir mit Pferdeschlitten durch Flinsberg, Wiesenhäuser, Ullersdorf, dann quer über die nördlich ziehenden Ausläufer des Gebirges nach Hernsdorf, Grenzdorf und Wigandsthal bis Meffersdorf. Das sind alles alte und altertümlich gebaute Gebirgsdörfer am Fuße der hohen Kämme, von denen ein eiserer Wind herunterblies. Drüben im Flachlande, bis wohin der Blick reicht, winken Friedeberg, Scheibe, Heide, Volkersdorf und Gebhardsdorf, wechselnd vom Sonnenschein bestrahlt. Das Ganze eine an Naturgenuß reiche, schöne Fahrt, die manches Geschichtliche wahrrief und vielerlei zu besehen und notieren gab. Es sei hier aus der Fülle bloß auf das merkwürdige katholische Schulhaus in



Grenzdorf hingewiesen, das aus der Zeit Friedrichs des Großen stammt, und das nur zur Hälfte Schule, zur andern Hälfte Gotteshaus ist. Es ist wohl ein Unikum in Schlesien.

Zum Schluß ein Wort über den Wintersport in Flinsberg. Flinsberg ist infolge seiner idyllischen Lage im Winter ebenso bevorzugt wie im Sommer. In ein Engtal rampenartig hineingebaut, ist es vor heftigen Winden geschützt. Seine mannigfachen Gelände gestatten jeden Sport. Es ist für Bobsleighbahn ebenso gesorgt wie für Rodelbahn, für Hörnerschlittenbahn wie für Schlittschuhsport. Dazu aller Art Landschaftsbilder, sehr und weniger mühsam zu erkaufende. Die Winterpracht ist hier so vollendet, wie sie nur sein kann. Dazu kommt hier die Dichte der Dörfer, überall angenehme Unterkunftsstellen bietend.

Das Isergebirge ist, wie gesagt, dem Wintersport noch nicht derartig erschlossen, wie das Riesengebirge, was für mich und gewiß viele eher angenehm ist. Seine große Waldespracht zu schauen, kann man ohne jedes Bedenken auch kommen, wenn man keinen Sport ausüben will, es wird jeden Versuch lohnen und immer wieder zu dem Ergebnis führen: wer einmal die Winterherrlichkeit unserer Gebirge verkostet hat, den läßt sie nicht wieder los!





## Zwischen Schneekoppe und Hochwald

**D**er Fremdenstrom, der sich alljährlich ins Gebirge ergießt, wird alle Jahre stärker, und es gibt auch in unserem Schlesien Orte, deren Aufnahmefähigkeit für Sommerfrischler bereits aufs höchste angespannt ist. Glücklicherweise reguliert dann das Publikum die Frequenz selber, indem es die Ueberfüllung flieht. Andererseits harren noch herrliche Täler und Berge der „Entdeckung“. Einige Naturfreunde haben sie seit langem entdeckt, aber die große Menge geht doch immer wieder die große Heerstraße. Im besuchtesten unserer Gebirge, dem Riesengebirge, trifft man in Seitentälern oft keinen Menschen in stundenlanger Wanderung. Die Furcht vor dem Alleinsein und dem Wandern im unbekannten Berglande steckt vielen zu tief im Blute. Zwischen Schneekoppe und dem Waldburger Hochwald liegen Grenzberglandschaften, deren Wert weit größer ist, als man nach dem bisherigen Verkehr dort annehmen möchte. Ich weiß zwar, daß die ganz stillen und tiefen Naturfreunde jede Empfehlung verabscheuen, da sie zur Zubringung von größerer Unruhe führt, aber das freundliche Land verdient ohne Zweifel eine bessere Berücksichtigung und viele feine Schönheiten sind nur wenigen bekannt. Darum sei eine Wanderung durch das Gebirge zwischen der Schneekoppe und dem Hochwald angeraten.

Der Landeshuter Kamm und seine Fortsetzungen, der Kolbenkamm und das Rehorngebirge, in geologischer Hinsicht eine einheitliche Masse von Gneis, Granit und Glimmerschiefer, legen sich wie eine trennende Mauer vor das östliche, das Landeshuter Land. Der Höhenunterschied, der sich dem Auge dessen, der vom Riesengebirge her kommt, deutlich aufdrängt, mag es zum Teil verschulden, wenn der Wanderer eine weitere Tour außer acht läßt und hier abschließt. Wir sind anscheinend zu reich an Gebirgen, sodaß das Mittelland nicht gebührend gewertet wird. So geht es nicht nur dem Landeshuter Ländchen, so geht es auch dem Bober-Katzbachgebirge, das die meisten Schlesier und besonders die Nichtschlesier durchfahren — und doch ist es noch immer an Reizen so groß wie das Thüringer Land, das tausend Zungen tönend preisen. Wer beispielsweise von Liegnitz her kommt, dem kann nicht dringlich genug angeraten werden, seinen Geschmack an einer vorbereitenden Tour durch das liebliche Bolkenhainer Bergland zu bilden und zu üben. Hier wie sonst nirgends so vollkommen ist Schlesiens gleich Thüringen, wenn nun einmal dieses Wort vergleichsweise gebraucht werden muß. Hier sind liebliche Bergkuppen mit schöner Rundsicht, hier laden herrliche Täler zu genußreichen Wanderungen ein, und hier hat die Geschichte ihre Denkmale in Gestalt stattlicher Burgruinen aufgerichtet. Auch sind Dörfer und die Stadt Bolkenhain von Beschaulichkeit und namentlich für den sehenswert, der sich für die Fragen des Heimatschutzes und der



heimischen alten Bauweise interessiert. Was Hugo Marcus in seinem ebenso geistreichen als interessanten Buche „Die ornamentale Schönheit der Landschaft“ nennt, das Motiv im Bau der Natur und der mit ihr eins gewordenen Siedelung, das hat man hier zu studieren in reichem Maße Gelegenheit.

Empfehlenswert ist es, durch diese malerischen Kleinformen des schlesischen Gebirgslandes sich recht viel von seinen Füßen tragen zu lassen. Man sieht da erst, wie wenig bewandert die intimsten Täler sind, und wie doch so reich das Gebiet an Naturschönheiten ist. Wer es vorzieht, zu radeln, dem ist hier die beste Gelegenheit geboten, denn ohne große Mühe erklimmt man die Pässe von einem Tale ins andere. So gelangt man über ein sanftes Joch am Großen Hau vorüber vom Bolkenhainer Ländchen ins Landeshuter Gebiet. Es ist das gitterartige Zwischengebirgsland, das die Bahn in vielen Windungen durchschreitet, und das dem im Zuge Reisenden nur eine verworrene Welt kettenartig aneinandergereihter Berge zeigt. Dem Wanderer erschließt sich die uralte Paßstraße, die den Verkehr aus dem Landeshuter Kessel in den Bolkenhainer vermittelt. Es ist außerdem eine uralte Siedelungsstraße, die auf der zwei Meilen langen Strecke nicht weniger als neun Siedelungen zählen läßt, darunter solche von mehr als tausend Einwohnern, wie Würgsdorf (über 1200 Einwohner). Hat man das lange Würgsdorf hinter sich, so schaut man zu massigen Höhen des reichbewaldeten Großen Hau (675 Meter) auf, an welchem die Bahn halt macht. Sanft steigt nun die Straße durch Heinenwald zu dem interessanten Thomsdorf auf, dessen Kirchlein hoch auf dem Talrande rechter Hand gelegen, mit seiner altertümlichen Steinmauer und mit dem steilen Kirchsteige recht malerisch dreinschaut, und dessen Wirtschaften schon das Anheimelnde der Hochgebirgsdörfer zeigen. Reiche Niederschläge erzeugen die tiefgrüne Farbe der hochgelegenen Wiesen; wir sind schon im Gelände über 400 Meter. Feld- und Wiesenbau reichen sich hier die Hand. Wo der Paß am höchsten ist, auch da hat der Mensch seine Stätten aufgeschlagen. Einsiedel, dessen Wirtschaften über den mattenartigen Wiesenplan verstreut liegen. Wald und Wiesen in herrlichem Grün leuchten gleich einem Riesenteppich, und die weiß und schwarzen Häuschen zieren ihn wie mit hineingestickten Blumen. Der Blick aber schweift schon in das jenseitige Tal und hinauf auf die Riesengebirgswelt. Hinab steigen wir nun in das breitere Bobertal, wo Wernersdorf, Altmerzdorf und Krausendorf als stattliche Niederungssiedlungen mit reichem Verkehr liegen. Begleiten doch Chaussee und Bahn den gefährlichen Strom, der sich in Friedenszeiten flott dahinbewegt und an den vollendeten breiten Talformen die Gewalt seiner Leistungen in Hochwasserzeiten ermessen läßt. Westlich erhebt sich der Kregler zu 694 Meter und westlich der 666 Meter hohe Buchberg aus einem Gewirr kleinerer Höhen, die durchweg frischen Wald tragen. Unablässig sausen die Züge in diesem Verkehrsdreieck der Gebirgsbahn und der Landeshuter Zweigbahn hin und her, den starken Verkehr anzeigend, der dieses Gebiet



beherrscht. Breiter und breiter wird das Wiesental, das in seiner Sumpfwiesennatur an die Löwenberger Boberwiesen erinnert. Starke eiserne Brücken mußten für die Bahn-, wie für den Straßenverkehr errichtet werden; man zählt deren bei Krausendorf nicht weniger als fünf. Wer auf die Bauformen als Ausdrucksformen achten will, wird hier manches zu bemerken haben. Anders als drüben, jenseits des Passes, finden wir die Häuser gebaut, und es haben sich Formen erhalten, die ganz aus der allgemeinen Art fallen. So sah ich dort in Krausendorf, dicht an der Bahn, eine seltene Bauform, eine Wirtschaft aus Wohnhaus, Stall und Scheune bestehend, zu deren Erbauung in erster Linie Holz, aber auch Lehm und Steine, gedient haben und für deren Deckung Schindel und Stroh verwendet worden sind. Außerdem ist die Form des Walmdaches bemerkenswert. Dieses Motiv kehrt hier und in später zu nennenden Dörfern wieder, und darum ist es zu beachten.

Landeshut, die alte Pachtstadt, deren Lage am Bober und an der wichtigen Verkehrsstraße nach Böhmen, und deren Lebensbedingungen als Sammelpunkt einer weit erstreckten Industrie zu einem eigenartigen Stadtwesen und einem nicht minder eigenartigen Stadtbilde geführt haben, eignet sich zu einer kurzen Ruhe trefflich. Wir versäumen nicht, einen der hart an die Stadt stoßenden Berge zu besuchen, wir sehen uns die beschaulich abgelegene Gnadenkirche, die schönste aller Gnadenkirchen, an. Die großartige Textilindustrie, zu der sich auch die Schuhwarenindustrie gesellt hat, drückt der Stadt den Stempel auf, der durch die schöne Umgegend ergänzt wird. Die neue Zeit spricht in dem monumentalen Kreisgebäude, in dem stattlichen katholischen Pfarrhause und in den neuen Stadtteilen an der katholischen Schule zu uns. Das große Genesungsheim, das draußen im Stadtwalde liegt, das Kaiserin-Augusteviktoria-Heim, das weithin in das herrliche Ziedertal leuchtet, ist auch vom baukünstlerischen Standpunkte sehenswert.

Wenn wir nun den Wanderstab auf Liebau zu richten, so wandern wir auf der Grenze zweier grundverschiedener Gebirgsformationen hin: zwischen Karbon und Porphyr, daher reich an Kuppen, die sich rhythmisch aneinanderreihen. Der Bober dagegen fließt in karbonischem Revier. Ueber Reichenhennersdorf gelangt man nach zweistündiger Wanderung, bei der es allmählich aber ununterbrochen steigt, nach dem 500 Meter hoch gelegenen Liebau am Fuße des Heiligen Berges (680 Meter), der als treuer Wächter über das Städtchen hinwegblickt und sozusagen zum Weichbild der Stadt gehört. Liebau liegt direkt an der geologischen Grenze, ja sie geht mitten durch den Ort hindurch. Infolgedessen hat man auf der einen Seite die bizarren oder domförmigen Buckel des Rabengebirges, während auf der anderen die weitgeschweiften Lehnen des Karbons zurückweichen, einem anmutigen Wiesenlande Raum gebend. Weiter im Westen ragen drohend die Riesenberge, namentlich ist die Königin Schneekoppe meist recht gut sichtbar. Das freundliche Städtchen ist in baukundlicher Beziehung noch ganz Vergangenheit; kaum hat sich die neue Zeit, die ja so wenig Gutes



zu geben wußte, irgendwo Bahn gebrochen, und so vertragen sich die Lauben und die alten Bürgerhäuser mit der alten katholischen Kirche vortrefflich. Der Bahnhof scheint mit der Kleinheit der Stadt (5000 Einwohner) in Widerspruch zu stehen, bis wir erfahren, daß es sich um einen Grenzbahnhof handelt, der für zwei Beamtenschaften, deutsche und tschechische, Platz haben muß. Ringsum sind die schönsten Spaziergänge, und selten ist wohl eine Gegend besser orientiert als diese, wo der Hauptlehrer Patšovský eine vorbildliche Tätigkeit für die Erschließung der Naturschönheiten entfaltete. Wir unterlassen nicht, der Talsperre bei Buchwald einen Besuch abzustatten, die zwischen zwei Karbonbergen, dem Scharfen- und dem Burgberge, eingebaut ist in das hier noch sehr unschuldig aussehende Boberbett. Ein besonderes Interesse hat sie deshalb, da sie die längste Sperrmauer der schlesischen Talsperren aufweist, mit 215 Meter Länge bei 25 Meter Höhe. Eigenartig ist der Abfang für die bedrohlichen Bergsturzwasser, den nur die direkt an die höheren Berglandschaften angebauten Talsperren zu bekommen pflegen. Die Chaussee führt daran vorüber, und des Wanderers Blick verfolgt die weiße Linie der Straße bis nach Michelsdorf, wo sie in den Falten des Kolbenkammes verschwindet, um nach der Schmiedeberger Seite überzusetzen. Auf dem Rückwege haben wir Gelegenheit, die Anmut dieses sanftgewellten Tales zu genießen, das mit der großen Kulisse, dem Heiligen Berge, den ein 16 Meter hoher Aussichtsturm krönt, abschließt. Wir statten der alten katholischen Kirche einen Besuch ab und sehen die alten Heiligenfiguren und alte Bilder, manches verbläßt und reparaturbedürftig. Als wir die uns nur von Oesterreich her bekannte Sitte der Totentafel, die nebst einer der Wohlhabenheit des Verstorbenen entsprechenden Kerze am Hochaltar aufgestellt wird, hier gewahren, glauben wir an das Uebergreifen über die Grenze, bis wir erfahren, daß es sich um eine Oesterreicherin handelt, die man gestern hier beigelegt hat. Der mindestens zehnpfüßigen Kerze nach muß die Verstorbene zu den oberen Zehntausend gehört haben. — Liebau eignet sich nach meinem Dafürhalten als Sommerfrische, da man von hier aus mit Leichtigkeit die schönsten Touren unternehmen kann. Zwar hat auch hier die Industrie ihre Zelte aufgeschlagen, und rauchende Schloten gehören auch hier zu den Zeichen der Betriebsamkeit, allein es wirkt das nicht gerade störend oder belästigend.

Wer es liebt, größere Touren zurückzulegen, dem ist nun eine Wanderung nach Schömburg zu empfehlen. Wir erreichen auf der guten Chaussee — übrigens ist es ganz bemerkenswert, wie sehr die Chausseen in Bezug auf ihren Zustand von Kreis zu Kreis sich unterscheiden, die Chausseen des Landeshuter Kreises sind durchweg ausgezeichnet gehalten — in kaum anstrengender Steigung zunächst das herrlich gelegene Ullersdorf, in einer Talnische waldreich eingebettet und mit schönem Talblick — wahrlich eine prächtige Sommerresidenz, wie sie die Aebte von Grüssau sich ehemals ausgesucht hatten. Heute ist eine Oberförsterei hier stationiert, und zahlreiche Sommerfrischler erfreuen sich des



ozonreichen Klimas. Taufriſcher Wald, prächtiger Fichtenwald begleitet uns bis kurz vor das offen im Tale liegende Schömburg, deſſen auffällig hoher Turm der katholiſchen Kirche der Gegend zum Wahrzeichen gereicht. Im Hintergrunde des weiten Siedertales gelegen, auf dem Rotliegenden der Waldenburger Zone, klein (1700 Einwohner) und ohne hochragende Fabrikschornſteine, iſt dieſer idylliſche Gebirgsort zu längerem Aufenthalt wie geſchaffen. Das Marktbild iſt erſtarres Mittelalter, vollſtändig erhaltene alte Bürgerhäuſer mit Lauben, ohne Zutat der Neuzeit, mitten auf dem weiten, terrassenartig aufſteigenden Platze ein von alten Kaſtanien beſchatteter Laufbrunnen, den eine Heiligenfigur ziert, vor den Häuſern die charakteriſtiſchen weißen Bänke zum Ausruhen nach der Tagesarbeit — das iſt ein Bild, das man im Flachlande vergeblich ſucht. Ohne Induſtrie, lediglich ackerbaureibend und gewerblich tätig, bewahrt der ſchöne Ort ſeine Urſprünglichkeit unverfehrt und läßt uns ein altes ſchleiſiſches Städtebild ſchauen, wie es der Maler nicht reizvoller erfinden könnte. Wer ſich für Kirchen intereſſiert, wird in der katholiſchen Kirche die Zeugniſſe der alten Kloſterkultur bewundern, die als ſtark vergoldete Säulen am Hochaltar, als edle Heiligenbilder und wertvolle Glasleuchtkörper das Gotteshaus ſchmücken. Die ehemalige Kloſterzeit ſpricht auch in den vielen größeren und kleineren Heiligenfiguren, die an den Bürgerhäuſern angebracht ſind, ſich noch aus. Merkwürdig gut ſind hier die eigenartigen kleinen Häuſer mit den Vorlauben erhalten, deren Zahl noch bedeutend iſt. Die meiſt helle, vorherrſchend grüne Farbengebung dieſer Häuſer verleiht dem Straßensbilde das ungemein freundlich Wirkende. Bemerkenswert iſt außerdem das alte, aus der Kloſterzeit ſtammende Hoſpital, dann die Preußiſche Lehrwerkſtätte für Weber; daß der Ort ein eigenes Elektrizitätswerk hat, ſpricht für das Vordringen dieſer Neuuerung in die fernſten Gebirgsgegenden.

Unſere Wanderung geht nun nach Norden, über Leutmannsdorf und Kleinhennersdorf nach Gröſſau. Das flache und muldenförmige Längſtal, in dem wir uns bewegen, iſt inſofern merkwürdig, als es wiederum aus zwei verſchiedenen Formationen zuſammengeſetzt iſt. Das Porphyrgebirge im Weſten ſchaut ganz anders drein, zackiger und abwechslungsreicher als die langgeſtreckten Höhenzüge öſtlich, die der Kreide angehören und ſich durch die tafelförmigen Rücken charakteriſieren. Stellenweiſe iſt das Tal über drei Kilometer breit. Hauptſächlich Wieſenflächen erfüllen das allmählich ſich von 540 Meter auf 480 Meter ſenkende Tal, das in den oberen Teilen das Korn nur  $\frac{3}{4}$  Meter hoch werden läßt.

Gröſſau kann uns gern auf einige Tage beherbergen, iſt doch der Glanz einer fürſtlichen Kloſterabtei noch nicht ganz verblühen, ſo ſehr auch der Zahn der Zeit die Werke der Kunſt und der Andacht leider ſchon mitgenommen hat. Findet man doch hier das harte, aber heitere ſonnige Klima, wie es empfindlichen Leuten, die die ſcharfe Hochgebirgsluft nicht vertragen, ſo ſehr zuſagt, und hat man hier doch den Genuß ſchönen



Waldes und regeren Lebens zusammen. Alte Gasthöfe nehmen den Fremden gern und gut auf, und die Umgegend hat das Eigenartige, daß man in kurzen Fristen sowohl nach der Stadt als auch nach tieferen Waldgründen gelangen kann. Zu den letzteren gehört vor allem das Walddorf Bethlehem, zwei Kilometer von Grüssau entfernt, wo sich die ehemalige Klostersiedelei in eine moderne Gaststätte verwandelt hat, die zu behaglichem Aufenthalte einlädt. Das palastartige und riesengroße Kloster ist mit den dazugehörigen Kirchen eine der ersten Sehenswürdigkeiten Schlesiens. Schon daß Willmanns Enkel und Schüler Neunherz, so viele Flächen der herrlichen Barockkirche mit seinem Pinsel verzierte, und daß es ferner in der Fürstengruft eine geschichtlich denkwürdige Stätte besitzt, läßt uns daran nicht vorübergehen. Das wundervoll mit Sandsteinsfiguren und Ornamenten ausgestattete Portal ist zweifellos das schönste in Schlesien; mit seinen Inschriften und Aufschriften zeigt es den harmonischen Plan des Ganzen an, so daß die angebliche Aeußerung König Friedrich Wilhelms IV. sehr treffend ist: „Ein Altar vor der Kirche!“ Die feinste, vom edelsten Geschmack zeugende Ausarbeitung der sanft geschwungenen Chöre, deren Brüstungen so zierlich sind, daß sie von unten gesehen wie Spitzenwerke wirken, die gewaltigen Flächen der al fresco ausgemalten Deckenschalen und die kunstvolle Belebtheit der Mönchschöre und der herrlichen Orgel, sie müssen jeden, ob Kunsterkenner oder Laie, entzücken und fesseln. Stundenlang könnte man diesen Sinfonien zartester Kunstweisen lauschen, die andachtsvoll und ehrfurchtgebietend auf den Beschauer aus jeder Ecke, aus jedem Chor, aus jeder Altarnische (deren es nicht weniger als 20 sind) zuströmen! Und dann die Fürstengruft, ein Gegengeschenk der Mönche an die Fundatoren, die Bolkonen (Stifter ist Herzog Bolko 1292), die hier in kostbaren Steinsarkophagen ruhen — sie ist, was künstlerische Gestaltung und Ausschmückung anlangt, ein hervorragendes Werk für sich. An diesen gemessen erscheint die benachbarte Josephskirche einfach, aber an sich ist sie schon noch soviel wert wie manche moderne Hauptkirche. Mannigfach sind die Zugehörigkeiten zum alten Kloster, so die unterirdische Magdalenenkapelle mit dem Grabe des Erlösers, die Loretto-Kapelle und die Annakirche auf einem Berge bei Grüssau. Aber auch die Kirchen der Umgegend, so in Neuen und Schömburg, geben noch einen Widerschein der alten Klosterherrlichkeit. Das alles verleiht dem Orte einen unbeschreiblichen Glanz, der nur durch die Spuren des Verfalles gedämpft wird. Diesem Verfall wird nun — seit 1921 — gewehrt durch die Benediktiner, die seit 1923 wieder in den Besitz des Klosters gelangt sind.

Wir setzen die Reise ins Gebirge weiter fort, und zwar über Neuen, wo wir einen Stauweiher im Zieder finden, und wo wir die schmucke Kirche, die weithin in das Land zeigt, besichtigen. Dann steigt es langsam an; wir bleiben staunend vor dem ulkigen „Teufelsstein“, einem gewachsenen, über 10 Meter hohen Sandsteinobelisk von geradezu grotesker Form, der sich aus flachem Ackerlande erhebt, stehen und wissen jetzt, daß wir uns im Gebiet des berühmten, figurenreichen



Sandsteins befinden, der in den unfernen Adersbacher und Weckelsdorfer Gebilden seine Triumphe feiert. Ueber Goertelsdorf erreichen wir das Bergdorf Trautliebersdorf, das sich schon wieder auf dem Waldenburger Rotliegenden, in welchem Kalksteinbrüche die Durchbrechung andeuten, aufbaut. Das saubere Kirchlein dieses lieblichen Dorfes liegt, wie die Schule, ganz am Ende, weil vor dem 30jährigen Kriege Raspenau und Rosenau eingepfarrt waren. Dann durch einen alpinen Wiesengrund nach dem wunderschön gelegenen Städtchen Friedland, auf das wir zunächst aus der Höhe des Kirchberges, dicht über der Stadt, herabschauen und den Ort wie eine smaragdene Schale eingelassen finden. Herrlich breitet sich die plane Flur, bis sie wieder zu den Waldenburger Bergen ansteigt. Hart an der Grenze und mit regem Bahnverkehr bietet der anheimelnde Ort ein prächtiges Standquartier für den Erholungsuchenden. Auch das Stadtbild ist gut erhalten aus der Vergangenheit.

Mit dem Folgenden beginnen wir die eigentliche Waldenburger Zone zu beschreiben, die so wenig bekannte Schönheiten aufzuweisen hat. Bis Görbersdorf, das man in einer halben Stunde erreicht, und das in einem von dunklen Fichten starrenden Seitentale liegt, kommen wohl der Genesungsanstalten halber viele. Aber das herrliche Reimsbachtal, das sich den schönsten Riesengebirgstälern an die Seite stellen kann, ist ganz unverhältnismäßig wenig bekannt und bewandert. Der Reimsbach hat es tief in das Rotliegende eingeschnitten, und wunderschöne einsame Mühlen, Waldhäuser und stille Winkel machen es so sehr anziehend. Die laute Industrie der nördlicheren Gegenden hat sich bis hierher noch nicht vorgewagt, und wer auf Höhentouren eingeschworen ist, der wird Befriedigung finden, wenn er einen der zwischen 800 und 900 Meter hohen Berge (Buchberg, Zuckerberg, Hornschloß, Storchberg) ersteigt. Wald und immer Wald, ein rauschender Gebirgsfluß und eine sonnige Waldbluft erquicken den Wanderer in reichem Maße. Freunde von Sorellen sollten hier sich göttlich tun.

Wir erreichen dann Blumenau und Tannhausen, industrie-reiche Walddörfer mit schönen altertümlichen Wirtschaften, deren Bauweise uns an die oben geschilderten, von Krausendorf erinnert, und schließlich biegen wir in das entzückend schön gelegene Bad Charlottenbrunn ein. Hoch steigt es im Walde auf, noch kaum berührt von der zerstörenden Neuzeit und mit den wundervollsten Spaziergängen für den Erholungsuchenden. Das Naturbad — so möchte man es nennen — steigt von 476 bis 544 Meter hoch an und bietet dann von dem höchsten Punkte eine Uebersicht auf das ganze Gebiet des entzückenden Waldkessels, dem man nicht viel zur Seite setzen kann. Der „Marktsflecken“ liegt ungemein geschützt vor rauhen Nordwinden und hat demzufolge fast stets ein mildes Klima, und das Heilwasser, aus dem Kohlsandstein entspringend (1836 entdeckte man die jetzt am meisten verwendete Theresienquelle, früher schon, 1697, die erste Heilquelle), wird wegen seines erfrischenden Geschmacks gern genommen. Es gehört den alkalischerdigen Sauerlingen an. Zwei Eigenschaften zeichnen nach meiner Meinung den Ort aus; das ist



in erster Linie die unberührte Natur, die herrliche Waldnatur, die bis vor die Voglerhäuser reicht, und die uns gestattet, zu leben, wie wir es als naturfrohe Menschen wünschen. Das andere ist die kühle Luft, was wohl in der Waldnatur begründet ist, aber wohl auch in der starken Taubildung.

In kurzer Zeit haben wir das Gebiet des Hochwaldes erreicht, der die ganze Waldenburger Gegend beherrscht und demgemäß eine großartige Aussicht bietet. Wer vom Hochwalde die kratergleichen Ausströmungen des Waldenburger Reviers betrachtet, die, einem geöffneten Teufelsrachen ähnlich, das Leben der Erde ausströmen, dem erscheint es unfasslich, wie hier in diesem Industrieland noch so viel ganz unberührte Natur sein soll. Noch eindringlicher wird das, freilich in einem kleinen Beispiele, wenn man über Altwasser nach Salzbrunn gelangt. Soeben sahen wir noch die Berge von Kohlen, die der Bergmann aus dem Schoß der Erde geholt, und jetzt zaubert uns der Kurpark von Salzbrunn ein Dorado der in Kultur genommenen Natur vor, das den einschmeichelnden Rahmen für eine Eleganz der Toiletten und der Prachtentfaltung an hochgesteigerte Lebenskultur gewöhnter Menschen bietet! In dem „Grand-Hotel“ (jetzt „Schlesischer Hof“) kulminiert eine Daseinsfreude und hochgebildete Hygiene, wie man sie in den feinsten und tüchtigst geleiteten Seebädern der Welt nicht gediegener finden kann.





## Kloster Grüssau

**V**on zahlreichen Natur- und Kunstfreunden wird alljährlich das im Tale des Zieder, eines Nebenflusses des Bober, reizvoll gelegene Grüssau besucht. Allen, die zum erstenmale kamen, entringt sich der Staunensruf: Das hätte man nicht erwartet! Und in der Tat bildet die hochberühmte Klosterkirche mit dem herrlichen Konventsgebäude und allen dazugehörigen Bauten in der Nähe eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Noch vor wenigen Jahren konnte man von Kunstkennern manchmal ein geringschätziges Achselzucken bei dem Namen Grüssau wahrnehmen, und zwar galt das dem Barock, in welchem die Kirche erbaut ist, weil die hinter uns liegende Zeit wieder einmal anders dachte als frühere, und wie man wohl sagen darf, auch die jetzigen Zeitläufte. Der Geschmack ändert sich eben im Laufe der Jahrhunderte. Heut üben wir ein modernes Barock selbst bei den öffentlichen Bauten mit Vorliebe.

Die Baugeschichte des Klosters verläuft kurz folgendermaßen: Das anmutige Tal, durch das heut die Bahn fährt, und das mit vielen stattlichen Dörfern besetzt ist, war ehemals dichter Wald, Grenzwald, Cressobor, Cressowe = Grenzwald, das keinerlei Siedelungen enthielt. Herzog Heinrich der Fromme faßte den Plan, in diesem Walde ein Kloster für Cisterzienser, deren Kulturarbeit weit bekannt war, zu gründen. Er traf auch bereits Anstalten und Vereinbarungen mit den Benediktinern von Opatowitz in Böhmen, doch machte sein Heldentod auf dem Schlachtfelde von Wahlstatt am 9. April 1241 seinem Vorhaben ein Ende. Aber seine Gemahlin, Tochter König Ottokars von Böhmen, die Herzogin Anna, nahm den Plan auf und führte ihn aus. Sie ließ auf einer Anhöhe des heutigen Dorfes Neuen, von Grüssau eine Viertelftunde entfernt, eine hölzerne Kirche errichten, erbaute ferner eine Probstei und berief im Jahre 1242 Benediktinermönche aus Opatowitz hierher.

Aus irgend welchem Grunde — es wird vielfach angenommen, es sei ihnen das Klima zu rauh gewesen (in der Tat hat das Grüssauer Tal so ziemlich das rauheste Klima Schlesiens) — verließen die Mönche das Kloster; Herzog Bolko I. von Schweidnitz, Striegau und Jauer kaufte die Niederlassung 1289 für 240 Mark (Mark bedeutet hier ein Gewicht) reinen Silbers, jedoch mit der Bestimmung, das Besitztum nur zu kirchlichen Zwecken zu verwenden. Damals hatten schon die Cisterzienser in Schlesien, der Klöster Leubus und Heinrichau, einen recht guten Ruf. Die Herzöge erblickten in diesem Orden die beste Hilfe zur Kultivierung des Landes. Im Jahre 1292 berief nun der Herzog Bolko I. Cisterzienser aus Heinrichau nach Grüssau und übergab ihnen Kloster, Kirche mit dem reichen Besitz an Grund und Boden. Als erster Abt wird Theodoricus genannt. Erst jetzt soll das Kloster an der heutigen Stelle,



im Tale, erbaut worden sein. Die fromme Legende will wissen, daß der Herzog hierzu durch eine Eingebung im Traume veranlaßt worden sei. Herzog Bolko I. sowohl als auch seine Nachfolger statteten das Kloster mit reichem Besiz aus. Im Jahre 1296 wurde der Grundstein zu einem steinernen Klosterbau gelegt. Herzog Bolko II. erwarb im Jahre 1340 das weiter südlich gelegene Städtchen Schömb erg für das



Bild 13. Die Wunderkiefer (Naturdenkmal) bei Bremberg (b. Jauer)

Kloster, und seinen großen Einkünften ist es zu danken, daß hier nach und nach herrlicher Kultursiz entstand, der die Jahrhunderte überdauerte und vielen zur Lehre wurde.

Doch kamen auch schwere Zeiten über das friedliche Tal. Die Hussiten hausten an der Grenze fürchterlich, und gerade Kloster Grüssau hatte schrecklich zu leiden. Kirche und Kloster wurden geplündert und 70 Mönche auf entseßliche Weise ermordet. Darüber berichtet eines der großen Deckengemälde im Presbyterium. Das war im Jahre 1426.



Auch der dreißigjährige Krieg schlug dem Kloster schwere Wunden. Abermals wurde es geplündert, das Dach der Stiftskirche ging in Flammen auf, auch die wertvolle Bibliothek verbrannte, 1633.

Die bedeutungsvollste Zeit — außer der ersten Kulturtätigkeit — erlebte das Kloster im 17. Jahrhundert. Zunächst war es der Abt Bernhard Rosa, der eine Blütezeit der Kunst und der kulturellen Regsamkeit heraufführte. Er leitete in den 36 Jahren seiner Regierung (1660—1696) die Verwaltung des Klosters mit bewunderungswürdiger Tatkraft und Initiative. Zunächst ließ er die 1677 vom Blitze getroffene Klosterkirche ausbessern. Sein Werk ist die an der Nordseite angebaute Loretto-Kapelle. Neben der Hauptkirche erbaute er die heute noch viel bewunderte Josephskirche als Bruderschaftskirche. Sein Werk ist ferner die interessante Annakirche auf einem östlich von Grüssau gelegenen Berge; ferner die Magdalenen-Kapelle, in welcher sich das heilige Grab befindet. Endlich ließ er in dem zum Klosterbesitz gehörigen Reichenhennersdorf eine Kapelle errichten. Weitausschauend waren auch seine Pläne hinsichtlich des Klosters selbst. Sowohl die Klosterkirche, als auch das Konventsgebäude waren ihm zu eng. Schon 1662 ließ er den Grund zum neuen Klostergebäude legen und bald darauf den Plan für eine neue, große Stiftskirche entwerfen. Es war ein baufreudiges Zeitalter, das der schlesischen Kunst die hervorragendsten Bauten lieferte.

Mehr Sparsamkeit als eigene Tätigkeit entfaltete der nächste Abt, Dominicus Geier, 1696—1727; er hinterließ einen großen Schatz, der seinen Nachfolgern die Möglichkeit gab, die prachtvolle Klosterkirche und das palastähnliche Konventsgebäude zu erbauen bzw. zu vollenden. Die Kirche vollendete der nächste Abt, Innocentius Frißsch, 1727—1734, auch gab er die Orgel, ein hervorragendes Werk mit 2606 spielbaren Stimmen, in Auftrag. Sein Werk sind auch die fünf Glocken, deren größte, Emanuel, die bei dem jüngsten Brande herabgestürzt ist, geläutet werden sollte, wenn ein Stiftsgeistlicher im Sterben liegt. „Vielleicht bin ich der erste, dem sie geläutet wird“, sagte er ahnungsvoll; er erkrankte in der Tat bald darauf und starb am 29. September 1734. Siebzig Pulse, der Zahl seiner Lebensjahre entsprechend, wurden mit der großen Glocke geläutet. Unter dem Nachfolger, Benediktus II., wurde das Prachtwerk der neuen Kirche eingeweiht. Bischof Graf v. Zinzendorf von Breslau nahm selbst die Weihe vor. Er übergab dem Amte auch Bischofsstab und Inful, die Zeichen seiner Würde. Nun ging dieser Abt auch an den Bau des Klostergebäudes.

Jedoch überraschte ihn während der Vorarbeiten der Tod, und so war es dem Abte Placidus Mundsering vorbehalten, dieses Kulturwerk zu vollenden. Es wurde in einem wundervollen Barockstil erbaut, die drei Flügel nach Süden, Westen und Osten gerichtet. Friedrich der Große, der während des Baues dem Kloster einen Besuch abstattete, hinderte, obschon er die Klöster zu finanziellen Leistungen stark heranzog, den Weiterbau nicht, was bei dem ausgesprochenen Kunstsinne des Königs verständlich ist. Der letzte Abt des ehrwürdigen Klosters war Prälat



Reuschel. Nur kurze Zeit hatten sich die Mönche des großen, schönen Konventsgebäudes erfreut, 1810 erfolgte die Auflösung des Klosters, das seither die Bewunderung der Vorüberreisenden bildet. Ueber die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters hat die Dissertation von F. Mahner wertvolle Beiträge erbracht.

Für die Kirche und das Klostergebäude ist die herrliche Umgebung nicht zuletzt maßgeblich; denn die weiten Räume können nur in einer weiträumigen Landschaft wirken. Das ist hier der Fall, und dazu kommt, daß die bewegten Hügellandschaften einen prächtigen Hintergrund abgeben, ob man von Westen oder Norden an das Kloster herantritt.

Das Gotteshaus, über das so bedauernswert das Brandunglück hereingebrochen ist, beherrscht mit seiner reichen, in Schlesien in dieser Vollkommenheit einzig dastehenden Größe den ganzen Klosterhof, den man betreten muß, um zu der Kirche zu gelangen. Von Sandsteinquadern gefügt, reich ornamentiert, entzücken sie noch jeden Beschauer. Lebhaft bewegt zeigen selbst die hohen Türme eine Mannigfaltigkeit der Formen, die nirgends eine öde Fläche aufkommen läßt. Die Spitze der Türme krönt je ein Engel von fast 3 Meter Höhe, die stark vergoldet sind. Sollen doch zur Vergoldung jedes Engels 300 Stück Dukaten verwendet worden sein. Der eine Genius hält das Herz Jesu, der südliche das Herz Mariens empor. Das herrliche Portal, in das die beiden Türme hineingezogen sind, ist außerordentlich reich ornamentiert, so daß der kunstsinnige König Friedrich Wilhelm IV., als er im September 1841 die Kirche besichtigte, ausrief: „Ich habe schon viel schöne Kirchen gesehen, aber noch nie hat eine einen so gewaltigen und hohen Eindruck auf mich gemacht, wie dies hier; schon das Portal ist prächtig!“ Heut ist freilich von dem ehemaligen Glanze gerade der Front verloren gegangen, weil die letzten Zeiten der Erhaltung derartiger Schönheiten nicht sonderlich günstig waren. Erst in neuerer Zeit hat man, angefaßt durch die Heimatschutzbestreben, mit größerer Hingabe die Werte betrachten gelernt. Das Portal soll auf die Idee, unter welche das ganze Bauwerk gestellt ist, vorbereiten. Danach bildet den Hauptschmuck zwischen den beiden Türmen die Darstellung der Dreifaltigkeit, und darunter sehen wir die Himmelskönigin, der die Kirche geweiht ist. Ihr strebt alles zu, auch die jubelnden Engel. Zu beiden Seiten sind die Hauptbegebenheiten aus ihrem Leben dargestellt: Die Verkündigung, der Besuch bei Elisabeth. Eine zweite Gruppe, die sich darunter, direkt über dem Eingang zeigt, enthält sechs überlebensgroße Figuren; auf der linken Seite: Moses mit den Gesetzestafeln und dem Opferlamm; Benedikt, der Gründer des ältesten Mönchsordens; Scholastica, die berühmteste Klosterfrau des Benediktinerordens. Rechts: Papst Gregor den Großen; Bernhard, den Vertreter des jüngeren Cisterzienserordens; Lutgardis, eine ausgezeichnete Jungfrau dieses Ordens. In der Mitte die Herzogskrone deutet auf den Stifter hin, während die große Aufschrift „Domus gratiae Mariä“ das Gnadenhaus der Maria, die Intention der Kirche anzeigt.



Das Kircheninnere übertrifft alle Schilderung und alle Vergleiche. Nur ein vorurteilsvolles Zeitalter konnte auch daran noch etwas aussetzen finden. Wer hier hereintritt, wird vor allem einen Eindruck haben: das lebt alles und fließt alles! Wohin sich das Auge auch wendet, überall Bewegung und Leben. Die herrlichen, von Willmann, dem schlesiſchen Rafael, gemalten Deckengemälde, die wundervollen Altäre, und vor allem die in unvergleichlicher Schönheit und Zierlichkeit sanft geschwungenen Brüstungen der Chöre, das alles berückt geradezu das Auge. Man braucht erst einige Zeit, um sich in Ruhe die Einzelheiten zu betrachten.

Die Kirche ist eine kreuzförmige, im Langhaus fünfjochige Hallenkirche mit Emporen in halber Höhe und mit böhmischen Kappen. Die Lichmaße betragen in der Längsrichtung  $76\frac{2}{3}$  Meter, in den Kreuzflügeln 37,89 Meter, in den Kappen 23,34 Meter. Die herrlichen Weitungen der Kirche und die einzigartige, die Perspektive überall erweiternde Ausmalung derselben lassen aber den Eindruck viel größer werden, wie alle Kunstkenner gestehen.

Der Schüler und Enkel Willmanns, Georg Wilhelm Neunherz, ist der Schöpfer der meisten Freskomalereien. Sämtliche Malereien unterstehen der Idee: Maria ist die Brücke zwischen Himmel und Erde. Sie hat auch den Cisterzienserorden reich gesegnet. Die acht Kappen sind mit vollständig ausfüllenden Gemälden aus dem Leben Mariens, des Alten Testaments und des Ordens geschmückt, und zwar auch in den Maßen und in der Ausführung einheitlich. Das größte Gemälde ist das in der fünften Schale: unter offenem Säulentempel wird die Herrlichkeit des Himmels, die Ruhe der Auserwählten, die Freude der Engel dargestellt. Jesus ist die Hauptfigur in dem himmlischen Jerusalem, wohin die Väter des Cisterzienserordens unter Marias Schutz sich den Weg gebahnt haben. Das Riesenbild hat 63 Meter Umfang und wird nur durch ein Deckenbild in Leubus übertroffen.

Betrachtenswert sind ferner die 20 Altäre, drei im Presbyterium, acht im Langschiff, acht im Querschiff und einer in der Loretokapelle. Die Altäre sind sämtlich mit kunstvollen Gemälden geziert, die das Leben der Heiligen schildern. Das Hauptaltarblatt hat die Himmelfahrt Mariens zum Gegenstande und schließt sich an die Deckengemälde sinnreich an. Der Hochaltar fesselt durch Größe und Kunst. Hier wurde auch das Marienbild, das in der Klostergeschichte eine Rolle spielt, unter kostbarem Schmuck zur Verehrung ausgestellt.

Auch die Kanzel, wie das Portal ein Werk des Meisters Prokoff aus Prag, ist kunstvoll und sinnreich geschmückt; sie zeigt u. a. die lateinischen Kirchenlehrer und die Haupttugenden. Oben steht der lehrende Christus, zu seinen Füßen die vier Evangelisten.

Ein würdiges Mausoleum für die Familie der Stifter schließt sich an die Kirche im Osten an; es ist die Fürstengruft, eine zierdenreiche Rotunde mit hervorspringenden Säulengruppen. In den Nischen ruhen in großen, schweren Sarkophagen die Herzöge Bolko I., sein Enkel



Bolko II., Boleslaus das Kind, ein Freiherr von Zedlitz und Beatrig, eine Tochter Ottos des Langen, Markgrafen von Brandenburg. In einer Nische steht ein Hedwigsaltar. Leider haben die Gemälde durch Mauerkrebs gelitten.



Bild 14. Die alte Heidekirche (Bärsdorf-Trach).

Zu den Meisterwerken der Kirche gehört das Mönchschor, in welchem sich die geistlichen Brüder zu gemeinsamen Gebete versammelten. Es nimmt nahezu den ganzen Raum unter der Kreuzwölbung im Schnitt der beiden Schiffe ein. Es ist reich geschmückt mit herrlichen Figuren und zierlichem Schnitzwerk, so daß gerade hier die Lebendigkeit des Kunstwerks recht anschaulich wird. Alles ist beziehungsreich auf Jenseits und Klosterarbeit gerichtet.

Wie gesagt, steht neben der Hauptkirche eine zweite, die Josephskirche, deren Ausgestaltung zwar geringer ist, die aber nur vergleichsweise hinter der Stiftskirche zurücksteht. Denn an sich würde sie schon wegen der vielen, wiederum einheitlichen Bilderausstattung aus der Hand Willmanns und seiner Schüler die höchste Beachtung verdienen.



Damit ist die Zahl der klösterlichen Sehenswürdigkeiten nicht zu Ende. In näherer und weiterer Nachbarschaft finden sich nicht weniger als 32 Kapellen, die schon als Bauwerke manches Interessante bieten, und sei es nur die Mannigfaltigkeit der Formen im Aeußeren. Die bedeutendste ist die Bethlehem-Kapelle, eine halbe Stunde tief im Walde gelegen. Sie bildete eine Wasser-Rotunde und war gleichfalls mit malerischen Kunstwerken geziert. Leider hat auch hier unsere Zeit und die ihr vorausgehende nicht das Gebot der Erhaltung des Geschaffenen erfüllt. Vielmehr befinden sich gerade diese Gemälde und Kapellen in einem erbarmungswürdigen Zustande, der jeden Kunstfreund aufs tiefste verlegen muß.

Hoffentlich gelingt es, von dem Reichtum des ehemaligen Klosters recht viel zu retten und einer dankbaren Zukunft zu übermitteln.





## Hörnerschlittensfahren!

**W**er von Liegnitz ins Riesengebirge reist, genießt mit Bedacht — denn er hat gute Weile zum Genießen — alle Vorfreuden, wie sie die Uebergangslandschaft bietet. Wenn der Zug den ersten großen Bogen um die Piasenstadt gekreist, dann, von Weichenhof an, schneidet die Bahnstraße ziemlich derb in die Sandhügel ein, um sich allmählich auf die Goldberger Hochfläche zu schwingen. Auf dieser eine Weile hingeeilt, dann, von Kosendau ab, wieder hinunter ins Tal, zum Bahnhof der lieblichen Bergstadt Goldberg. Und dann gehts hinein ins Vorgebirge — die Vorhalle zu Rübezahls Reich.

Dieses Vorgebirge teilt mit allen Vorbereitungen zu Größerem das Los, nicht für „voll“ angesehen zu werden. Wenns kein Riesengebirge gäbe — wie durchschwärmten wir dann nicht die herrliche Welt des Bober-Katzbachgebirges. So kennnts eigentlich die Menge nur vom Reden und vom Durcheilen auf der Bahn. Glücklicherweise hat es aber gerade entlang der Bahnlinie wundervolle Schaustücke ausgestellt. Das Mäanderspiel der drei: Katzbach, Chaussee und Bahndamm mag dem Blick hinterm Abteilfenster noch entgehn, aber die Einschnürung rechts und links durch hohe bewaldete Bergzüge und starke Bergkegel ist zu aufdringend, als daß sie übersehen werden könnte. Und Dorf an Dorf in diesem reizenden Flußtale! Und Naturbilder aller Art erfreuen das wandernde Auge. Und dazwischen noch die Felder und Stätten einer hochgesteigerten Bergindustrie mit großartig entwickelten Kraftmitteln und Formen!

Der Weg durch das Katzbachtal gleicht einer Leiter von Naturschönheiten — bis hinein ins gesegnete Tal, das wie ein zauberreiches Paradies die Bergschlösser Rübezahls umgibt.

Liegnitz ist die Sammellinie für den nordwärts kommenden Riesengebirgsverkehr, aber Hirschberg ist der Brennpunkt dem alles zustrebt, um wieder auseinanderzugehen. „Wollen Sie auch zum Wintersport?“ „Ja, freilich — zum Hörnerschlittensfahren!“ „Dann beeilen Sie sich, lassen Sie sich von Hirschberg nicht aufhalten, suchen Sie das Gebirge sofort zu erreichen, denn die Wetterwarte . . .“ „ . . . täuscht glücklicherweise noch genug“, erlaubte ich mir den freundlichen Warner zu ergänzen.

In Hirschberg hört das „Genieren“ auf, die Hirschberger gaffen nicht mehr auf die langen Bretter auf dem Rücken, sie „uzen“ auch nicht, wenn lange Schlittenkarawanen, dabei Damen in Pumphosen, vom Bahnhof aus sich durch die Stadt bewegen.

Mit den Abendzügen kommt der Berliner, der Breslauer und kommen von weither Stadtmenschen mit naturfröhlichen Herzen, die noch den Fuß des Gebirges erreichen wollen, um am andern Morgen gleich (mit dem Wintersport) loszulegen. Und das geht ganz gut. Denn



wo die Dampfbahn aufhört, fängt die Elektrische an und trägt in einer knappen Stunde bis zum Kamme nach dem schönen reichen *Hermisdorf* unter dem sagenumsponnenen Kynast. Dort ist gut rasten, und dort in *Tizes Hotel* lernt man zum ersten Mal große, reiche Behaglichkeit und Gastlichkeit des guten Riesengebirgshotels kennen.

Wer noch Wanderlust hat und den seltsamen Genuß einer Nachtwanderung im Gebirge kennen lernen will, marschiert noch eine Stunde aufwärts, am Gebirgsbache entlang, bis *Agneten Dorf*, wo Rübezahls Zauberstab das Tor in die Schätze der Bergwelt weit aufgeschlossen hat.

Es war ganz dunkel geworden, sodaß wir den alten Hagestolz, den Kynast, nur in unbestimmten Umrissen sahen, wogegen seine imposante Höhe nur um so gewaltiger sich aufdrängte. Darüber glitzerten trügerisch die Sterne. Mächtig ansteigend, gehts am rauschenden Heidewasser entlang. Den nächtlichen Schritt bremst dichter Schnee, aber Tauwinde brausen zu Tale — wird die Fahrt umsonst sein? Es ist völlig Nacht, da wir in *Agneten Dorf* ankommen, aber dort zaubert ein moderner Wundergeist strahlende Leuchten an den Weg, sodaß der Wanderer schon etwas von der modernen Kultur des Riesengebirges ahnt. „Achtung!“, ruft aus unerkennbarer Ferne — im Nu saust ein Rodler vorbei in nächtlicher Uebung!

Lustiges Geplauder schlägt an unser Ohr, sobald *Beners Hotel* erreicht ist, wohligh umfließt den kalten Körper die warme Zimmerluft, an dem weiß gedeckten Tisch läßt sich gut sitzen und plaudern. Hier sitzen „allerhand Menschen“ von „drüben“ und „hüben“, die alle was Lustiges im Sinn haben. Etliche spielen Karten, Damen mit „Schneid“ darunter, die ihre „Jungen“ mit Grazie zu behandeln wissen; einer betrachtet in längerer Rede die Wintertour als Vorgenuß für eine Reise nach Indien, das man doch auch gesehen haben muß, ehe man stirbt.

Es ist mollige Behaglichkeit in diesem Gebirgshotel, die streng zu den angenehmen Erinnerungen einer Riesengebirgsfahrt gehört. Eine launige Hebe spendet, was dem inneren Menschen nottut, und der rundliche und redliche Wirt hat anscheinend vollauf zu tun, um sich nach aller Bedürfnissen, Absichten und — er kennt sie ja längst — Zielen zu erkundigen. „Wie wird das Wetter morgen sein?“ (Welche Frage an einen Wirt!) „Sie haben Glück — die Sterne funkeln“ — orakelt er in schlagfertiger Bedienung — „wirst's schon sehen“, klingt's leise durch! Die eigene Ueberzeugung ist geradezu niederschlagend, das reinste Tauwetter, fast warm zieht die Luft vom Gebirge her, der Schnee ballt sich famos! Aber man kennt ja die Launen des Gebirges, und wenns will, starrt morgen harter Frost auf Berg und Schnee. —

Es ist Morgen. Die bleierne Luft hängt düster über dem Talkessel, und das Schneeweiß ist stark schattiert — aber noch ist's eben Schnee, also schnell auf! Vor dem Hotel stehen schon die gehörnten Schlitten in militärischen Reihen. Mit dem Führer schnell einig — geht's bald hinein in die Schneegewalt. Karawanenartig fahren die Schlitten in Respektsabständen hintereinander. Die strammen Pferde schlagen ein



langsam, doch energisch gleichmäßiges Tempo ein. Man sitzt rückwärts, um im Aufsteigen den wachsenden Genuß des Landschaftsbildes zu bekommen. Etwas schneller zwar, doch ganz ähnlich muß es beim Ballonaufstieg sein. Bald sind die verstreut liegenden Häuschen von Agnetendorf, auch Gerhart Hauptmanns Heim, hinter uns — Wald umfängt uns, endloser Wald. Schnurgerade geht jetzt die Bahn aufwärts, das Bild zu Seiten und hinaus in die gegebnete Talwelt gestaltet sich immer schöner.



Bild 15. Fränkisches Bauerngehöft im Vorgebirge (Groditz).

Die Luft wird nun immer dünner, reiner, die Bäume, hohe, schlanke Fichten und Tannen, beweist und bereist, die Aussicht ist großartig. Jetzt schon liegt das Hirschberger Tal ausgebreitet, landkartenartig vor dem erstaunten Auge. Miniaturbildchen mit Puppenhäuschen darin. Wie das hebt und steigt. Wie die Hügel wachsen und die Täler sich weiten.

Eine Stunde schon unterwegs — der Gaul pausiert, auch der Führer muß einige Minuten ruhen. Dann wieder vorwärts, hinein in die schönere Hälfte des Aufstiegs. Stellenweise starke Steigung, der



Führer zieht stramm mit, der Gaul schnaubt, sein Bart ist von Kristall. Immer romantischer wird die Umgebung. Schweigen im Walde, jungfräulicher Schnee, harte Luft und phantastische Schneegestalten, keine Bäume mehr wie unten. Wir sind jetzt im stolzesten Hochwalde, den selten eine Art berührt. Herrliche Stämme mit geraden Gliedern und strotzenden, beeißten Nadelbüschen. Saust dick hat sich der Schnee darüber gebettet, auch das feinste Zweiglein muß eine Schneehaube tragen. Dort liegt ein umgeworfener Holzschlitten in einer Schneise, die Holzhauer haben ihn nicht zu Tale „rücken“ können, das wird ein schweres Stück Arbeit geben, ihn auf die Beine zu kriegen.

Nun ist alles Farbige verschwunden. Wohin das Auge auch blickt, blendende Weiße! Die mager gewordenen Fichten bücken sich stumm unter der Last der Schneepelze. Sonderbare, groteske Gestalten darunter, allerhand verzauberte Wesen, erstarrte Berggeister, Kristallkobolde, Schneeriesen, alle verzaubert von Rübezahls Wunderstab! Ein wunderlicher Anblick! Ueberraschend ist auch der Anblick der Wegweiser und Telegraphenstangen, die nur mit oberen Resten aus dem Schneelager lugen.

Jetzt sind aus den Bäumen Bäumchen geworden — ein Anzeichen, daß wir bald auf dem Kamme sein müssen. Das Bild weitet sich schon, nun noch den letzten großen Buckel — „Gott sei dank“, strömt dem Führer vom Munde — es ist nun erreicht — ein Ruck, und wenn wir aufsehen, sitzen wir im Glur der Peterbaude. So — nun aussteigen, die Beine gerade biegen, und ausruhen von der Ruhe!

Reichliche zwei Stunden hat die interessante Auffahrt gedauert, aber sie war nichts weniger als langweilig, und es ist der lohnendste Teil des ganzen Vergnügens, denn was jetzt kommt, die Abfahrt, ist ein Sekundenbild — das muß lange hinausgeschoben werden. Inzwischen ein anderes Vergnügen. Freuden des österreichischen Baudenlebens! Der feurige Ungar macht das erstarrte Blut wieder flüssig, die lang gehemmte Redelust quillt bald wolkenbruchartig hervor, wozu sich allerhand Veranlassung findet, nicht zuletzt die neuen Ankömmlinge, die bärenmäßig ver mummt in die mollige Baude treten. Typen aller Art. Rascher fliegen die Kellner. Jetzt tritt in Tätigkeit, das Quartett da drüben, die „zitternden“ Sänger, die Zeus aus dem Olymp verstoßen — aber hier haben diese Göttersöhne eine willkommene Stätte. Und sie sind sich ihrer Würde und Aufgabe recht bewußt. Denn sie singen von Lenz und Liebe, von sel’ger, gold’ner Zeit — so ist’s recht, wenn’s draußen friert, dann dem Herzenskamin ordentlich eingeheizt! Da schwirrt ein Hagel von Tönen und Stimmen durch die weinduftige und suppengestimmte Luft, Havannagrüße tummeln sich in allen Teilen des Zimmers — die Baude ist in Stimmung! Jodler, Rodler — das reimt sich recht, die Kälte draußen zieht hier ein fröhlich Geschlecht heran.

Dort in der einen Ecke hält einer eine Weinrede: „Reichsdeutsche und Oesterreicher reichen sich hier die Hand zum Bunde. Das Eis der Berge hat die eigentümliche Wirkung, die Herzen zu erwärmen und die



Köpfe der internationalen Verständigung zu öffnen. Ich zweifle keinen Augenblick, wenn die Menschen mehr reisen möchten, namentlich jetzt zur Winterszeit, da man auf die verbrüdernde Zimmerluft angewiesen wird, gäbe es bald keinen einzigen Chauvinisten mehr. Der Wintersport, meine Damen und Herren, ist für mich ein Mittel zur Förderung der Menschheit, zur Sicherung des Völkerfriedens! Der Wintersport — hoch, hoch, hoch! — —

Solche Begeisterung steckt an, und bald kriecht etwas heimlich von Tisch zu Tisch und macht die Beine beweglich und rhythmisch gelaunt. Der Arrangeur ist immer zur rechten Zeit da — und bald wirbeln die Paare im Kreise — das ist der Zenith der Baudengemütlichkeit, die nichts von der Steifheit in den Sommerhotels im Gebirge kennt — Gott sei dank!

Nun zur Abfahrt. Zuvor noch ein Rundgang um die Baude. So stellt man sich wohl das Herren-Pfefferkuchenhäuschen aus „Hänsel und Gretel“ vor, so zauberisch ummummt mit Zucker und Eis. Meterlange Eisbärte hängen vom Dache ab, droben Schneewächtern, ringsum Schneemauern undurchdringlich. Drüben hängt's zum Tale nach Spindelmühl hinunter, Stangen sieht man hinunter leiten. Drunten im Tale sind Menschenleid und Menschenhaß zuhause, hier oben wohnt ewiger Friede. So huschen wie zauberische Sonnenblitze die erklärenden Gedanken einem durch die Seele, die grauen, düsteren Herzensnebel durchbrechend. Imposant ist das Riesenpanorama auch bei aller Einförmigkeit — in seiner glitzernden, endlosen Großartigkeit. Welche Pracht, welcher Glanz, welche Erhabenheit der Formen! In diesem gigantischen Naturbilde verlieren alle Nichtigkeiten des Menschenlebens an Macht und Gestalt: was wollt ihr, eklige Würmer mit eurem Fressen am Gemüt, laßt uns dem Großen leben und zerrt uns nicht vom anbetenden Staunen der Schöpfung! — —

Das ist ein würdiger Schlußakkord — und nun reißen wir uns los, denn zu Tale müssen wir doch alle.

Im Nu liegt, was uns soeben erbaut, hinter uns. Es fängt schon an zu sausen. Und wie das saust. Eine Flut brandender Meereswogen kann nicht anders sprühen, wie dieser weiße Schnee, der die Luft mit Schneewolken erfüllt. Mein Genosse im ersten Schlitten taucht nur einmal noch als ein kleiner, dunkler Punkt auf — dann ist er verschwunden. Weiße Strahlen zischen empor, — fliegt die Erde unter mir? Toller, immer toller saust's und braust's um mich. Mit dieser Geschwindigkeit muß sich ja der Erde Kern in Minuten erreichen lassen. „Holla“ — fliegts über Wasserbahnen und „Heil!“ fliegt's an starren Menschen vorüber, die eiligst zur Seite gewichen sind, wobei mancher in den dicken Schnee purzelt. Der ersten Beklemmung ist eine bombenfeste Zuversicht gefolgt. Der Mann verdient sie. Wie er sehnigen Armes preßt und hemmt, hebt und lenkt, mit Füßen steuert und bremst!



Das Landschaftsbild gleicht jetzt einem umgekehrt abrollenden Kinematographen. Alles noch einmal in umgekehrter Reihenfolge. So fliegt man vom Kamme zum Tale, vom Hochwald zum Talwald, vom blendenden Schnee zum gräulichen Grau — wahrhaftig, das reinste Tauwetter im Tale, und droben weiß man nichts davon! Jetzt schon im Dorfe — eine Viertelstunde währte die entzückende Fahrt, die mehr einem Fluge glich und uns von der Welt der reinen Höhe zum Spiel unserer eigenen Kräfte hinabführt, wo wir den Kampf ums Dasein wieder aufnehmen — aber voller fröhlicher Erinnerungen an die Riesenberge und nicht ohne die stille Absicht: ich komme wieder zu euch, ihr lieben Berge, und finde dort wieder Lust und Kraft, die sich hier so schnell verbrauchen!





# Schneekoppen-Poesie

Aus Fremdenbüchern und Dichtungen.

**W**intersport! — Hei, wie erfrischt doch die Gebirgsnatur im Winter, wie leuchten die Wangen wie Kirschen und die Augen wie strahlende Sterne, wie reckt und stählt sich Sehne und Muskel! Wer nur erst einmal draußen war im Gebirgsschnee bei etlichen Graden minus! „Einmal“ ist fast immer „allemaal“. Vom behaglichen aber erschlaffenden Stubenhocken hinaus in die harte Winternatur ist für viele ein schwererer Schritt als der zum Standesamt — und doch geht es bekanntlich hier wie dort zum Glück, auf bessere Höhen!

Scherzweise soll man's freilich nicht versuchen, denn es könnte etwas „verschnupfen“, und das wäre schade im Interesse des guten Rufes, in dem der Wintersport alleweil steht. Man geht zur Winterszeit ins Gebirge nicht wie zum Kaffeekränzchen, sonst wird man nicht bloß krank und stürzt sich nicht nur leichtsinnig in allerhand schlimme Möglichkeiten, sondern man wird obendrein noch zur Zielscheibe des Spottes — denn nichts verdient mehr den erziehlichen Spott des Sachmannes, des Wintertouristen, als die Methode, als Promenadengirl oder als Großstadtbummler ins Riesengebirge zu reisen. Wer Verstand zur Freude fügt, läßt sich von der Wärme des Tales nicht beirren, rüstet, wie es sich gehört, und schenkt den warnenden Stimmen einige Aufmerksamkeit — denn sicher ist sicher!

Heuer gehört etwas Phantasie dazu, sich das Gebirge schön und einladend vorzustellen. Man meldet uns zwar, daß im Riesengebirge Schnee liegen soll, aber angesichts der Wetterlaune ist es für uns nicht leicht, an gute Schneebahnen zu glauben. Aber still — es sind leibhaftige Zeugen da, die es uns mit ihrem glaubhaftesten Gesichte beeiden — so schön, wir wünschen uns, wie schon vor 160 Jahren ein schlesischer Arzt und Dichter:

Gönnet einmal mir das Glück, ihr berühmten Riesenhöhen,  
Daß ich reiner Wollust voll darf auf Euren Höhen stehen!

Tralles hieß der Brave, der als Vorkämpfer der städtischen Naturfreunde gelten kann, denn als Breslauer hat er ein leuchtendes Vorbild eines kraft- und geistvollen Naturdichters gegeben. Eine poetische Ader hat jeder zweite Schlesier, wovon Zeugnis die vielen Naturgedichte ablegen, die den meist langweiligen Text der Zeitungen fesselnd beleben, sodaß die verstaubten Klassiker immer mehr verstauben! Von Winterpoesie ist ja auch herzlich wenig bei ihnen zu finden.

Wer dagegen unternimmt es, die zahlreichen Poeme in antiken und modernen Versen, in Ganz- und Halbpoesie, gestroph't und ungestroph't — zu sammeln und zu drucken, die vor, im und auf dem Riesengebirge verbrochen wurden? Laute und verschämte Talente sind begeistert für die Naturschönheiten des winterlichen Gebirges eingetreten. Mehr oder



minder poesievoll sind die alten Beschreibungen, die 1647 David Parcus, 1670 Christian Gryphius, 1675 Johann Sechner, 1690 Benjamin Schmoldk, 1750 Tralles uß. herausgaben, aber sie gelten alle nur vom Sommer, im Winter aufs Gebirge zu gehen, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Denn Mut und gemeinschaftliches Zusammenwirken sind die Voraussetzungen eines Wintersports, wie wir ihn heut jeden Augenblick genießen können. Wir schreiten in allem, was gesellschaftliches Wirken anbelangt, mit Riesenschritten vorwärts.

Eine ganz eigenartige Musik entströmt den Fremdenbüchern. Es geht mit ihnen, wie mit dem Blümlein am Wege: mancher achtet darauf, viele sind gleichgültig dagegen. Alles aber, was freiwillige Betätigung hervorruft, ist einst wertvoll, und heut kann man es fast eine Kostbarkeit nennen, was im 17. und 18. Jahrhundert in die Schneekoppenbücher eingeschrieben wurde. Wenn da einer schreibt:

„Lust und Begierd hat mich in diesen Berg getrieben . .“

so fühlen wir doch die Naivität des sprachlichen Ausdrucks, aber viel wichtiger ist das, was wir aus der Seele des Schreibers zu lesen vermögen. Er empfindet genau wie wir Nachkömmlinge: Lust am Wandern und Begierde aufs Anstaunen des Großen haben ihn fortgetrieben. Wenn damals schon die Jugend mit Natursehnsucht ging, wie der Schreiber folgender Zeilen:

„Ich bin mit größter Lust auf's Riesen Gebirg gegangen,  
Weil schon von Jugend auf war dieses mein Verlangen —“

so ist doch das schon Beweis für tieferes Naturempfinden bei der fröhlichen Jugend, der wir heut so gern in vollen Zügen alle Winterfreude gönnen! Auf Geist und Gemüt, nicht bloß auf Herz und Muskelsystem, wirkt ein Wandertag im Gebirge fördernd. Das beweisen die tausend Quellen und Quellchen, die aus den Federn hochgestimmter Touristen entspringen. Wieviel unaussprechliche Seelenlust mag dem Entschluß danken, wieviel verhaltene Freude am Leben und welche innige Dankbarkeit! Wirkliche Andacht, wie man sie im Rahmen des Alltags sehr spärlich entdecken würde, spricht aus einfachen Worten einer Eintragung ins Schneekoppenbuch vom Jahre 1697:

„Gott, der du deine Welt mit Berg und Thal gezieret,  
Mit Volk und Vieh erfüllt, mit Ueberfluß beschenkst,  
Wie schön hat deine Hand den großen Bau vollführt,  
Mein Geist erfreuet sich, so oft er dies bedenkt.“

Volkspoesie ist das in schlichtester Form, und wenn sich auch viel Mißbrauch eingeschlichen hat in die Bücher, die jedermann zum Singen und Sagen bereit liegen, so achtet man doch den gesunden Humor und die freudige Lust, in der sich die Höhenstimmung ausdrückt. Jener Anonymus, der sich im Dezember 1896 mit dem Ausruf verewigte:

„Eins habe ich aus diesem Buch erkannt,  
Die hohe Bergluft schadet dem Verstand,“

hat gewiß allzu kritische Gesichtspunkte an die Schneekoppen-Poesie angelegt, aber versöhnlich wirkt auch sein Humor, mit dem er die Stümper und Uebertrabten treffen will. Schade darum, daß seit 1888 die Sommer-Fremdenbücher auf der Schneekoppe entfernt wurden. Seitdem gibt es



nur noch Winter-Fremdenbücher, es mag demnach doch eine Unmenge Papier der heißen Sommertemperatur zum Opfer gefallen sein!

Im Winter gilt es als Mannesstat, den Gipfel der Schneekuppe zu erklimmen. Der Wanderer hat dabei seine Kraft herzhast zu bezeigen, drum macht es sich für den besonders gut, der schon zu Haus als Turner lebt:

„Wenn in der Mannesbrust  
Glücklich in Wanderlust  
Noch schlägt das Herz,  
Unten die Sorg' begrab',  
Greife zum Wanderstab',  
Pilgre zur lichten Höh',  
Frisch, fromm und frei“,

so schrieb sich 1895 im Dezember die Breslauer Riege der Alten ein.

Erhöhte Anstrengungen geben größeres Selbstgefühl, darum die verdoppelte Lust am Wintersport. Reizen die endlosen sanftgebogenen Schneeflächen zum Spiel und Laufen, klimmt der Bergsteiger die beschwerlichen, gleißenden Höhen, erfreut sich der in warme Pelze Vermummte, behaglich im Schlitten sitzend, an den wechselnden Bildern einer Fahrt durch die Schneelandschaft, so steigert sich das Naturgefühl mit jedem Grade persönlicher Leistung, und sei es auch nur in der Ausdauer den Wintermächten gegenüber! Das lockt und lockt immer von neuem, und dabei wachsen die Kräfte.

Eine besondere Feinkost finden die Wintertouristen in den Gegensätzen. Kein Sommertag ist so kontrastreich als der fadeſte Wintertag. Die grimme Kälte will bezwungen sein durch Kleidung und Bewegung, die Laune Rübezahls ist im Sommer schlimm genug, des Wintergeistes Wetterspiel spottet aber aller Berechnung und Voraussicht. Gerade dieses Unberechenbare und die Rauhgigkeit des Winters ruft zum Kampfe, und langsames Einleben und vorsichtiges Probieren läßt ihn Herr werden über Eis, Schnee und Kälte.

Kein größerer Gegensatz als das stundenlange Tummeln im sonnigen Winterwald, wo jeder Tritt eine Muskelübung und jede Faser des Körpers angespannt wird, — und einem darauf folgenden gemüthlichen Gelage am Baudenherd! Es ist natürlich, daß mit den überstandenen Strapazen das Verlangen nach Leibes- und Gemüthskost wächst. Nie sieht man frohere Gesichter um gastliche Tische als im Winter. Da ist die weit und breit bekannte Gemüthlichkeit des Gebirgswanderers am hellsten aufgeflammt, und die langen Winterabende werden gar nicht lang. Es ist ein Leben in größerer Strahlung und in regerem Lebensdrange!

Schon Tralles, der den Wintersport noch nicht kannte, hat im 18. Jahrhundert dieses Baudenleben gefeiert:

„Mag doch auch der Frost den Berg alles seines Schmucks berauben,  
O, er hört mit Lust und Ruh' den erboſten Nordwind schnauben,  
Denn der Vorrat dicker Wälder heut ihm solche Waffen an,  
Daß er bei der Glut von Fichten seines Tobens lachen kann.  
Ja, wenn dickgefall'ner Schnee die erstarrten Gipfel decket,  
Wenn die ganze Hütte sich in ein weißes Grab verstecket,  
O, so sieht er, ob die Flocken früh sich häufend spät zergeh'n,  
Doch die Hoffnung stets lebendig.“



Wenn unten im Tale, in Stadt und Dorf die Eifersucht auf Rang und Macht, Geld und Gut die Menschen von einander entfernt, so lebt dort auf den Höhen die edle Menschlichkeit wieder auf, nur das Persönliche gilt, und rasch nähert sich der Mensch dem Menschen. Auch diese Note hat Tralles angeschlagen:

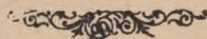
„Hier verfliegt der leere Rauch und das eitle Nichts der Ehre,  
Hier entsteht kein toller Zank, wem der Vorzug zugehört,  
Denn der allergrößten Rangsucht dient dies zur Befriedigung,  
Wer auf diesen Bergen wohnt, hat die Stelle hoch genug.“

Das ist zwar ironisch, aber es ist auch wörtlich wahr, daß die Natur veredelt, die Triebe, die im Kulturleben aufkommen, dämpft und das Gemüt auf sich selbst besinnen heißt. Eine zu bekannte Erfahrung, als daß sie bewiesen werden müßte: Umgang in und mit der Natur veredelt!

Schneekoppen-Poesie ist alles, was der Mensch im Ueberwinden der eigenen Trägheit und der winterlichen Hindernisse an sich Besseres und Gutes entdeckt. Ob nicht da oben schon Feste gefeiert wurden, wie sie kein Zufall, keine Berechnung daheim zuwege gebracht hätten? Ob nicht eine feine Regung des Herzens erklingt, wenn solche Naturschönheit das Herz bewegt? Ob nicht eine Welt von Entschlüssen in Edelmut und Dankbarkeit, Versöhnlichkeit und Nächstenliebe auflebt, weil sie hier eine reinere Atmosphäre zum Gedeihen findet? Winter draußen, aber Frühling im Herzen! Statistisch läßt sich das freilich nicht feststellen, aber fragt nur die Wiederkehrenden danach, und schlägt den rechten Ton an, so werden Herzenstöne erklingen, die man sich für die Niederungen der Landschaft und des Lebens konservieren möchte. Die Liebe — Liebe in allen Formen — blüht auch, und zwar heftig, unter Pelzen und bei Eis und — Grog!

Wohlauf zum fröhlichen Tun! Viele haben sich die Kunst, im Winter nicht bloß Kräfte aus dem Speicher des Sommers zu verausgaben, sondern solche auch zu erwerben, schon zu eigen gemacht. Noch viele werden sie lernen. Heil ihnen! Man muß den Winter von seiner besten Seite fassen — damit er uns nicht mit seiner schlimmen faßt! Aber eins ist natürlich nötig: Schnee — und so wünschen wir den weißen Gast in Berg und Tal, recht bald und vollauf!

Im Winterkleid erglänzen licht die Berge,  
Und eine Welt von Schönheit scheint dir in das Herz,  
Mit Wunderstimmen locken dich die Zwerge  
Ins Reich von Felsen, Eis und Erz.  
Du magst als kühner Springer Kräfte messen,  
Du magst in Winterluft des Tages Leid vergessen!  
Du bringst aus Bergen heim ein frisches Regen,  
Wirfst wiederfinden dich zu neuem Leben!  
Gebrauche deine Zeit und deine Welt,  
Der Winter dir dann doppelt gut gefällt!





## Durchs Böhmerland

**D**as schöne Böhmerland ist ein Touristengebiet ersten Ranges; waldreiche Gebirge, lebhaftes Städte und Dörfer, abwechselnd mit den herrlichen Flußgenerien der Elbelandschaft, die Nähe der eigenartigen Iser-, Riesen-, Lausitzer- und sächsischen Gebirge, vor allem aber das kuppen- und volkreiche Nordböhmen selbst — diese Zusammensetzung bietet eine so seltene Fülle abwechselungsreicher Reise- und Wandermöglichkeiten, daß man sich nicht wundern darf, wenn über die Rücken der Sudetengebirge weg eine Haupttroute des Touristenverkehrs führt. Im folgenden will ich eine, etwa eine Woche in Anspruch nehmende Tour skizzieren, die von der allgemeiner bekannten Wanderrichtung (Schneekoppe — Jeschken) etwas abweicht, aber sämtliche Hauptsehenswürdigkeiten berührt. Eine ausführliche Schilderung von Land und Leuten beabsichtige ich jedoch nicht zu geben, sondern eben nur eine Reiseskizze.

Wir begannen die Tour in Mittel-Schreiberhau, wohin uns der erste Frühzug gebracht hatte; wir konnten vormittags den vom Bahnhof  $3\frac{1}{4}$  Stunden entfernten Kochelfall, der inmitten selsenreicher Gebilde liegt, besichtigen. (Mitglieder des R.-G.-V. genießen hier kostenlos die Besichtigung des künstlich gestauten Falles.) Am Frühsnachmittag gingen wir von hier aus zum Böhmersteig, einem verhältnismäßig wenig begangenen zur Alten Schlesischen Baude steil aufführenden Fußsteig, der bis zur Schreiberhauer Straße noch einer genaueren Markierung bedarf. Dauer 2—3 Stunden. Die Alte Schlesische Baude, vor einigen Jahren neu erbaut, bietet gute und verhältnismäßig nicht teure Unterkunft. Prachtige Rundbilder auf das Schreiberhauer Tal. Dann gingen wir noch bis zur Schneegrubenbaude, auf waldlosem Kammsteige noch die etwa 300 Meter Steigung nehmend ( $1\frac{1}{4}$  Stunden). Hier Besichtigung der immer groß ansprechenden, alpinen Schneegruben, während sich im Tale Gewitter entluden. In der Baude bekannt gute Verpflegung und Unterkunft.

Andern Tags im dichten Nebel von zerfallenen Gewittern zum Elbfall ( $1\frac{1}{2}$  Stunden). Ueber die Elbquelle, wo wir schon im angenehmen Vorgenuß der kommenden Elbfahrt auf des Stromes breitem Rücken schwelgten, zur Wosseckerbaude (1 Stunde), die schon böhmischen Charakters ist, böhmische Speisekarte, Bier und Musik liefert. Dann in 2 Stunden angenehmer langsam fallender Wanderung zum Mummelfall, einem der wenigen, nicht künstlich gestauten, daher kostenlos zu sehenden Riesengebirgsfälle. Man findet in einer kleinen, neu erbauten Baude Erfrischungen. Die Tageswanderung beschloß der Weg, nach dem lieblich gelegenen Harrachsdorf mit Lohmühlen, Schindelfabriken, einer hübschen Kirche und Schule. Vorzügliches Quartier fanden wir in Erlebachs „Rübezahl“ (jetzt leider tschechisch!).



Der dritte Tag sollte der anstrengendste sein. Er begann mit dem Aufstieg über die „Stritte Lehne“ nach der kleinen, auf der ersten Isergebirgs-Hochwiese gelegenen Kolonie Karlstal, die wir in 1½ Stunden erreichten. Von hier aus gehen die meisten Touristen die Isergebirgs-Hauptstraße nach Glinsberg. Wir wollten die landschaftlich reizvollere Tour nach Wittighaus und Haindorf machen. Durch Wiesen und Wald nach dem Buchberge, einem kecken Basaltberge inmitten der domartigen Isergebirgshöhen. Ueber die Iser aufwärts nach dem Haindorf Wilhelmshöhe in 1 Stunde. Hier kurze Rast. Dann die lange Waldwanderung von 2 Stunden durch schöne Isergebirgswälder und über moorige und Knieholzflächen zum einsam, im Herzpunkt des Isergebirgs gelegenen Wittighaus, 841 Meter hoch gelegen. Zu diesem romantischen Punkte senkten sich die südlichen Kämme sämtlich hinab, daher Brennpunkt des Touristenverkehrs. Ursprünglich Jagdhaus des Fürsten Clam-Gallas, dient die Baude nun ausschließlich den Reisenden und ist dementsprechend versorgt. Jüngst läßt sich genannter Fürst daneben ein neues Jagdhaus erbauen, das noch in diesem Herbst benutzt werden soll. Es war nachmittags ½4 Uhr, als wir die gastliche Stätte verließen, um den hochinteressanten Waldweg bis Haindorf zu pilgern. Dauer 2½ bis 3 Stunden. Zuerst Steigung bis 1000 Meter, dann auf der Höhe aufgestülpten Wurzeltubben und die besonders interessanten Moorflächen (Mooranschnitt bis zu 3 Meter Mächtigkeit), die das Entstehen der Moore zeigen. Den Abstieg nach dem herrlich gelegenen Haindorf bildet die viel bestaunte Stolpichschlucht, deren Formationen an die Sächsishe Schweiz denken lassen, aber kühnere und gewaltigere Züge aufweisen. Endlich gegen Abend in Haindorf, einem Eliteort des Böhmerlandes, Wallfahrtsort (Kapuziner), Sommerfrische und durch das 10 Minuten benachbarte Bad Liebwerda stark besucht.

Am vierten Tage Besuch von Liebwerda, dann Bahnfahrt bis Friedland, wo das Schloß des Grafen Clam-Gallas, des ehemals Wallensteinschen Besitzes, besichtigt wurde, hauptsächlich wegen des treuesten der existierenden Wallenstein-Bildnisse und des Bildnisses seiner Tochter. Die verschiedenen Gruppen von Sammlungen, z. B. von Tabakspfeifen und von Geschirren, finden vielfaches Interesse. Abendfahrt bis Reichenbach, dem größten und lebhaftesten Orte Böhmens nächst der Hauptstadt. Die einzigartige Lage in Verbindung mit vielseitigster Industrie führten zur jetzigen Blüte. Das böhmische Deutschtum hat hier einen bewährten Kern. Sehenswürdigkeiten sind das Rathaus, das Gewerbemuseum, die modernen Anlagen und vor allem der Jeschken.

Dieser war Reiseziel am fünften Wandertage. Aufstieg von Reichenberg aus 3 Stunden; oben fanden sich sogar mehrere Schulen ein; glücklicherweise wird der Preistreiberei durch den J.-G. V. gewehrt, sodaß sie mäßig bleiben. Die große neue Baude ist eine der schönsten unserer Gebirge. Abstieg in 2 Stunden. Dann Erfrischung im famosen, kühlen Ratskeller. Abendfahrt bis Böhmisch-Leipa, um am nächsten



Morgen mit dem ersten Zuge nach Leitmeritz zu kommen und den ersten stromab fahrenden Dampfer benutzen können. Eine Elbfahrt durch das landschaftlich wie verkehrstechnisch hochinteressante Stromgebiet gehört zu den eindrucksvollsten Genüssen des Böhmerlandes. Es sind nun allerlei Reisegestaltungen möglich, je nachdem man in Aussig, Tetschen, Bodenbach, Herrnskretschken aufsteigt, die Sächsische Schweiz bewandert oder bald bis Schandau oder Dresden durchfährt. Die Fahrt dauert im letzten Falle etwa 10 Stunden. Die Dampfer sind gut und mit guter Küche versehen.





# Inhaltsverzeichnis

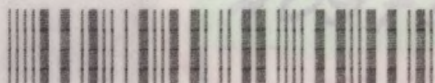
|                                                           |         |
|-----------------------------------------------------------|---------|
| Ein blühendes Walddorf . . . . .                          | 1—3     |
| Eine alte Holzkirche im Kreise Liegnitz . . . . .         | 3—6     |
| Dörfer — abseits! . . . . .                               | 7—11    |
| Unser Gebirgspanorama . . . . .                           | 12—14   |
| Die schöne schlesische Stadt . . . . .                    | 15—18   |
| An heimischen Ufern . . . . .                             | 19—23   |
| Von den heimatlichen Namen . . . . .                      | 24—29   |
| Das Hindenburgzimmer in Wahlstatt . . . . .               | 30—32   |
| Heideschlösser und Heidekirchen . . . . .                 | 33—38   |
| Das Bauernhaus in der niederschlesischen Heide . . . . .  | 39—41   |
| Die schlesische Dorfkirche . . . . .                      | 42—48   |
| Von Glocken und Glockentürmen . . . . .                   | 49—52   |
| Das Stadtbild von Haynau . . . . .                        | 53—56   |
| Ostertage in einem Dorfe der Glogauer Gegend . . . . .    | 57—60   |
| Auf Heidewegen . . . . .                                  | 61—63   |
| Kloster Leubus und das Deutschtum in Schlesien . . . . .  | 64—66   |
| Am Oderströme . . . . .                                   | 67—73   |
| Von Maltsch bis Glogau auf der Oder . . . . .             | 74—80   |
| Im Herbstwald des Vorgebirges . . . . .                   | 81—84   |
| Die Siedelungsstraßen im Bober-Katzbach-Gebirge . . . . . | 85—88   |
| Zwischen Jauer und Schönau . . . . .                      | 89—94   |
| Röschitz, eine Perle des Katzbachtales . . . . .          | 95—98   |
| Der Willmannsdorfer Hochberg . . . . .                    | 99—101  |
| Herbsttage im Katzbachtale . . . . .                      | 102—106 |
| Dorftypen der Jauerschen Landschaft . . . . .             | 107—110 |
| Löwenberg und seine Umgegend . . . . .                    | 111—118 |
| Burg Tzschocha am Queis . . . . .                         | 119—121 |
| Der Zobten . . . . .                                      | 122—127 |
| Die größte Talsperre des Ostens . . . . .                 | 128—131 |
| Von Talsperre zu Talsperre . . . . .                      | 132—138 |
| Der Mönchswald . . . . .                                  | 139—140 |
| Der Hainwald . . . . .                                    | 141—143 |
| Der Greiffenstein . . . . .                               | 144—147 |
| Der Winter im Isergebirge . . . . .                       | 148—155 |
| Zwischen Schneekoppe und Hochwald . . . . .               | 156—163 |
| Kloster Grüssau . . . . .                                 | 164—170 |
| Hörnerschlittenfahren . . . . .                           | 171—176 |
| Schneekoppen-Poesie . . . . .                             | 177—180 |
| Durchs Böhmerland . . . . .                               | 181—183 |





Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

4097 S



001-004097-00-0

